

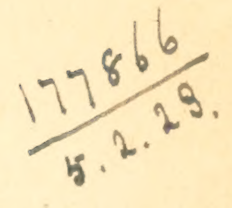



Der alte Wieland

*Unter Glas gemalte Silhouette von Eppelin*

# Jahrbuch
der
# Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Hans Gerhard Gräf




Neunter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1922

Gedruckt in der Hof-Buchdruckerei zu Weimar

Das Erscheinen des vorliegenden Bandes gibt mir willkommene Gelegenheit, allen denen herzlichst zu danken, die mich während meiner schweren Krankheit durch trostreiche Anteilnahme und tatkräftige Hülfe erquickt haben. —

Über die Wieland-Silhouette, deren Wiedergabe wir dem Entgegenkommen der Direktion des Goethe-Nationalmuseums verdanken, hatte Herr Dr. Hans Wahl die Freundlichkeit, folgendes mitzuteilen:

„Die Silhouette des alten Wieland, ein unter Glas gemalter Schattenriß von Eppelin, stammt aus dem Nachlasse von Wielands Schwiegersohn, dem Kantianer Reinhold. Sie wurde 1921 dem Goethe-Nationalmuseum durch den „Weimarbund deutscher Mädchen und Frauen" gestiftet und in einer Vitrine des „Freundezimmers" ausgelegt. Sie stellt den Dichter in höchstem Alter dar und ist vielleicht das letzte Bild, das nach dem Lebenden gezeichnet wurde. Näheres über die Entstehung des charakteristischen Bildchens hat sich nicht ermitteln lassen."

Von Heinrich Voß, dessen schönes Verhältnis zu Goethe, Schiller und deren Familien sich in Band 17 des Goethe-Jahrbuchs ausführlich geschildert findet, war bisher nur jenes Jugendbildnis bekannt, das auch dem Büchlein 'Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß' (Reclams Universalbibliothek) beigegeben ist. Das, als Erinnerungsgabe zu Vossens 100. Todestage — 20. Oktober 1922 —, hier erstmals veröffentlichte Bildnis bezeugt durch die leidenden Gesichtszüge, daß es aus seinen letzten Lebensjahren stammt; das Original befindet sich im Wilhelm-Ernst-Gymnasium zu Weimar, dessen Direktor, Herr Hofrat Professor Dr. Koetschau, die Erlaubnis zur Wiedergabe mit dankenswerter Bereitwilligkeit gestattete.

Über den Künstler und die Herkunft des Bildes war nichts Näheres zu ermitteln. (Eine gute Nachbildung ist im Besitz des Schillerhauses zu Weimar.) —

In bezug auf das Register zu diesem Bande bin ich Herrn Archivar Dr. Felix Pischel in Weimar für freundwillige Hülfe zu besonderem Danke verpflichtet.

Weimar, August 1922.

Hans Gerhard Gräf.



*Johann Heinrich Voß der Jüngere*
*Miniaturgemälde auf Elfenbein; Künstler unbekannt*

# Abhandlungen

# Goethe als Rechtsbildner

Von Oswald Marcuse (Breslau)[1])

In seinem Festvortrag zum Goethe-Tage des Jahres 1906 feierte Henry Thode, der unlängst verstorbene Kunsthistoriker, Goethe als Bildner, als Bildner im weitesten Sinne, als Bildner des Menschentums in sich und in anderen. Sein Bildungstrieb kennzeichne sich als eine Gegenwirkung seiner produktiven Geisteskraft gegen die Wirkung, welche die Dinge auf seine Sinnlichkeit und Einbildungskraft ausübten, als die schöpferische Antwort auf die ungemein starken und feinen Eindrücke, welche sein höchst reizbares Anschauungsvermögen, sein empfänglicher innerer Sinn erhielten. Sein ununterbrochenes Erleben wecke und beschäftige ohne Unterlaß seinen Bildungstrieb, und wiederum sein Bildungstrieb forme ohne Unterlaß das Erlebnis.

Doch nicht auf ein einzelnes Gebiet, auf dasjenige künstlerischer Gestaltung blieb der Dichter beschränkt. Mit der gleichen Energie, die er auf künstlerische Formung verwandte, richtete er sich auf die Formung des Sittlichen, des Realpraktischen und der Erkenntnis. Die dichterische Hervorbringung war in ihm nur ein Teil, wenn auch der bedeutendste und unvergänglichste Teil seines allumfassenden Schaffens und Wirkens. Das ist es, was Goethe seine einzigartige Größe, seine gesonderte Stellung in der Geschichte der Kunst, in der Geschichte der Menschheit verleiht.

Und so dürfen wir denn auch von Goethe als Rechtsbildner sprechen. Nicht als ob er etwa Grundlinien für irgendein System des Rechts geschaffen oder irgendein Rechtsproblem in strenger Form behandelt hätte. Seine Bedeutung liegt vielmehr in gelegentlichen Aussprüchen, die gleich einem Linsenfernrohr auf das gesamte Gebiet der Rechtsbildung ein so helles Licht warfen, daß die Träger der Wissenschaft wie der Gesetzgebung nicht anders konnten, als seinen Gedanken zu folgen. Und noch in neuester Zeit, ganz besonders in unseren Tagen, folgen, vielfach wohl ihres Ursprungs unbewußt, Theorie und gesetzgeberische Praxis seinen Spuren, die aus der Tiefe des Volks-

[1]) Dankenswerte Anregungen empfing der Verfasser u. a. aus der gedankenreichen Schrift von Kurt Wolzendorff: 'Geist des Staatsrechts' (Leipzig 1920).

tums zu einer höheren und höchsten Stufe der Rechtsbildung weisen.[1])

Wie auf allen Gebieten seiner das Leben in all seinen Verzweigungen umfassenden Lebensarbeit, besonders auf dem Gebiete der Naturforschung, so folgt Goethe auch auf dem Gebiete des Rechts einem Grundsatz, der ihn intuitiv Wahrheiten finden läßt, die erst eine Folgezeit als solche erkannt hat. Er verläßt nie den festen Boden der Erfahrung, und eine von diesem Boden losgelöste Spekulation erscheint ihm durchaus unfruchtbar.

So prägt er vom Boden der Erfahrung aus ein Wort, das in seiner vollen Bedeutung erst in der Folgezeit zur Geltung kam und eine Richtung der Rechtswissenschaft anbahnen half, die theoretisch in der von Savigny begründeten historischen Schule, praktisch in der Gesetzgebung unserer Tage zutage trat. Es ist dies die Betonung des inneren Zusammenhangs des Rechts mit dem Volksgeist.

In den 'Maximen und Reflexionen', jenem Buche der Weisheit, das einmal eine „Bibel für das deutsche Volk" genannt wurde, heißt es in dem aus 'Wilhelm Meisters Wanderjahren' entnommenen Abschnitt: „Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt."

Die Fruchtbarkeit dieses Gedankens für die praktische Gesetzgebung war Goethe zum lebendigsten Bewußtein gekommen. Als er aus Anlaß der Feier seines 50jährigen Aufenthalts in Weimar auf seine jugendlichen Bestrebungen zurückblickte, konnte er in seinem Briefe vom 24. November 1825, mit dem er das Glückwunschschreiben der juristischen Fakultät in Jena beantwortete, nicht ohne Grund erklären: „Auch noch im gegenwärtigen Zeitmomente muß es mich höchlich freuen, in frühester Jugend dasjenige gewahrt zu haben, was in den Folgejahren als Grund aller rechtlichen Einsicht, als Regel des gesetzlichen Denkens und Urteilens ohne Widerrede anerkannt wird. Ja, ich darf wohl hinzufügen: Wäre dieses Fach zu jener Zeit auf Akademien wie gegenwärtig behandelt worden, so würde ich mich demselben ganz mit dem größten Eifer gewidmet haben."

Hier wird von Goethe auf eine der Thesen angespielt, mit denen er am 6. August 1771 in Straßburg promovierte. Dort vertrat er die

[1]) Vgl. Georg Müller: 'Das Recht in Goethes Faust' S. 9 ff., bes. Abschnitt 2: Rechtliche Höhepunkte und Wendepunkte des Dramas' (S. 133/359).

Forderung, daß die Geltungsdauer der Gesetze abgekürzt, die Tätigkeit der Gesetzgebung eine regere werde, daß der Gesetzgeber nur die rechtlichen Fundamentalsätze möglichst kurz und genau abfasse und diese in kurzen Zwischenräumen nach Maßgabe der fortschreitenden natürlichen Rechtsgedanken überprüfe.

Eben das kam auch in der vielgenannten Stelle der Schülerszene im Ersten Teil des 'Faust' zu dichterischem Ausdruck:

Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ewige Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage; weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage.

Also ein Tadel gegen die geltende Gesetzgebung, die der allmählich wirkenden, inneren Fortbildung des Rechts keine Rechnung trug, vielmehr willenlos der widerstrebenden Kraft des geschriebenen Buchstabens nachgab, sich hierdurch immer mehr von dem fortschreitenden Rechtsbewußtsein und den Bedürfnissen des Volks entfernte und so den Rechtszustand allmählich versteinerte. Das war genau dasjenige, was später die unter dem Namen der „historischen Schule" zur Geltung gelangte Richtung der Rechtswissenschaft, die vor allem an den Namen Savignys anknüpft, in glänzenden und bahnbrechenden Darlegungen aussprach.

„Das Recht ist," so führt Savigny aus, „seinem ersten Ursprung nach nicht eine bewußte und willkürliche Schöpfung des Menschen oder der Gesellschaft, sondern entsteht bei einem Volke, gleich seiner Sprache, seiner Sitte, seiner ganzen Verfassung durch inneren Instinkt (Vernunftinstinkt), durch ein tiefes Bedürfnis, das sich unmittelbar durch gleichartige, meistens symbolische Handlungen kundgibt. Das Recht hat, wie die Sprache und Sitte, kein abgesondertes Dasein, vielmehr sind alle diese Erscheinungen zu einem Ganzen verbunden durch die gemeinsame Überzeugung des Volkes, durch das gleiche Gefühl innerer Notwendigkeit. Das Volk ist ein Naturganzes, und seine Überzeugung ist der in allen Einzelnen gemeinschaftlich wirkende Volksgeist; in dem einzelnen Volke offenbart sich der allgemeine Menschengeist auf individuelle Weise und die Erzeugung des Rechts ist eine gemeinschaftliche Tat. Das Recht hat also sein Dasein in dem gemeinsamen Volksgeiste, in dem Gesamtwillen, der insofern auch der Wille jedes Einzelnen ist."[1])

Es ist hier nicht der Ort, auf die Bedeutung dieser Gedanken für die Entwicklung des geltenden Rechts einzugehen, weiter auch nicht, ihre Schwächen aufzuweisen, wie das mit besonderer Schärfe seitens Rudolf v. Jherings in seiner berühmten Schrift: 'Der Kampf ums Recht' geschehen ist. Es genügt hier, daß der Zusammenhang erkennbar wird, der zwischen einer hervorragenden und praktisch bedeutsamen Richtung unserer Wissenschaft und Gedanken besteht, die von Goethe in voller Klarheit erfaßt und ausgesprochen wurden und die auch einen bestimmenden Einfluß auf die Entstehung der historischen Schule ausgeübt zu haben scheinen, wie aus einer Stelle bei Savigny entnommen werden kann.

---

[1]) Friedrich Karl v. Savigny: 'System des Römischen Rechts' 1, 24.

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage.“ Es gab eine Zeit, in der die Erkenntnis von dem inneren Zusammenhange alles Rechts mit dem Volksgeiste und der hieraus fließenden Notwendigkeit einer jeweiligen Nachprüfung des geltenden Rechts nach Maßgabe der fortschreitenden natürlichen Rechtsgedanken Gemeingut eines ganzen Volkes war. Das war die Jugendzeit des Römischen Rechts, in den ersten Jahrhunderten der Republik, als die Rechtsfindung unausgesetzt von dem sozialen Leben und seinen Bedürfnissen befruchtet wurde, als die Prätoren beim Antritt ihres Amts die den Bedürfnissen ihrer Zeit angepaßten Grundsätze zu verkünden pflegten, denen sie bei der Rechtsprechung zu folgen gedachten, teils zur Ergänzung, teils zur Verbesserung oder zur Unterstützung der Volksgesetze. Dieser lebensvolle Gang einer sich ständig erneuernden Rechtsschöpfung war Goethen in jungen Jahren bekannt geworden. Sie entsprach seinem naturphilosophischen Denken; sie entsprach insbesondere dem Entwicklungsgedanken, der in ihm, ein Jahrhundert vor Darwin und lange vor Hegel, schon lebendig war und ihm wie die gesamte Natur, so auch das menschliche und menschheitliche Leben in einem immerwährenden Umwandlungsprozeß zu immer neuen Formen nach einer den Dingen innewohnenden Vernunft erscheinen ließ. Erscheint auch hier, im Leben der Gesellschaft, der Mensch als selbsttätig, als schöpferisch handelnde Persönlichkeit, so hat er doch den Gesetzen zu folgen, die auch hier wie überall in der Natur walten und sich jedem offenbaren, der die Natur mit offenen, durch keine Selbstsucht verblendeten Augen ansieht. Der Gedanke einer Willkür erschien Goethen als etwas Unmögliches, ja selbst als unfaßbar, wie er in dem Bruchstück seiner ‘Achilleis’ die Göttin Hera sprechen läßt:

> Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menschen,
> Wenn sie in Taten sich zeigt, auch nur in Worten sich kundgibt.
> Denn so hoch wir auch stehen, so ist der ewigen Götter
> Ewigste Themis allein, und diese muß dauern und walten.

So wie es im 14. Gesange der ‘Odyssee’ heißt:

> Die gewaltsame Tat mißfällt den unsterblichen Göttern,
> Rechtssinn ehren sie nur und geziemende Werke der Menschen.

Wir verstehen es nun, daß Goethen ein Recht verdrießlich sein mußte, wie es zu seiner Zeit bestand: ein Recht, dem jede Elastizität fehlte, weil es außer allem Zusammenhange stand mit dem frischen, pulsierenden Leben und seinen wechselnden Bedürfnissen; das nichts war als eine Summe von versteinerten Sätzen, denen das Volk verständnislos gegenüberstand; das selbst denen, die zu seiner Anwendung berufen waren, nur als ein Tummelplatz erschien für eine Akrobatik der Begriffe, wie uns das von Ihering in seinem Buche ‘Scherz und Ernst in der Jurisprudenz’ so humorvoll geschildert wird.

Wenn die neuzeitliche Freirechtsschule den Richter auffordert: seinem mit dem der Volksgenossen übereinstimmenden Rechtsbewußtsein

zu folgen und auf diese Weise zu verschiedenen Zeiten, entsprechend den wechselnden praktischen Bedürfnissen und dem damit Hand in Hand gehenden Wandel der Rechtsanschauung, zu ganz verschiedener Deutung des Gesetzes zu gelangen, was ist diese Forderung anderes als eine Rückkehr zu jener Rechtsfindungsmethode, deren eindrucksvollster Wiedererwecker Goethe war? Was anderes aber auch war es als eine Rückkehr zu jener Methode des „geborenen Rechtsvolks" (wie die Römer von Jhering genannt wurden), als unser Bürgerliches Gesetzbuch in umfassendem Maße den Grundsatz der Billigkeit, die Begriffe von Treu und Glauben, der Verkehrssitte in seinen Bau einführte und dadurch das Recht mitten in den Fluß der gesellschaftlichen Entwicklung zu stellen suchte? Und mit Genugtuung darf festgestellt werden, daß die neuere Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofs deutlich eine weitere Entwicklung in dieser Richtung erkennen läßt; es sei an die clausula rebus sic stantibus (den Vorbehalt sich gleichbleibender Verhältnisse) erinnert, die eine noch vor wenigen Jahren auf privatrechtlichem Gebiete ganz ungeahnte Ausdehnung erhält.

Hier möge als Anmerkung eines anderen Großen im Reiche der Dichtkunst gedacht werden, der in ähnlicher Weise auf die Rechtsentwicklung eingewirkt hat, indem er gleichfalls das geschriebene Recht in Zusammenhang brachte mit dem fortschreitenden Rechtsbewußtsein und ihm hierdurch seine Starrheit nahm wie seine Unbrauchbarkeit für den sittlichen Fortschritt. Der Richterspruch der Porzia in Shakespeares 'Kaufmann von Venedig' mag sophistisch klingen und uns als ein Kunstgriff erscheinen, der zur Verschleierung einer unmittelbaren Rechtsverweigerung dienen sollte. Doch, wie Josef Kohler in seinem Werke 'Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz' gezeigt hat, rechtfertigt sich die Entscheidung aus dem Rechtsbewußtsein des Richters, dem in ihm lebenden Rechtsinstinkt, der sich noch nicht zur vollständig klaren Erkenntnis hindurchgearbeitet hatte. Der Schuldschein des Shylock, durch den der Gläubiger berechtigt wurde, ein Pfund Fleisch aus dem Körper des Schuldners zu schneiden, falls nicht zu bestimmter Stunde das Darlehen mit Zinsen zurückgezahlt sei, entspricht nicht mehr dem Gerechtigkeitsgefühl der Gerichte; die Tat Shylocks erscheint bereits als ein Mißbrauch des Rechts. „Das Recht gedeiht und wächst", so sagt Kohler, „in der sittlichen Luft des ethischen Lebens und nimmt aus dem reichen Schatze ethischer Wahrheiten immer und immer neue Lebensstoffe in sich auf." Und er ruft den Gesetzgeber auf, dem Volksinstinkt stets den Puls zu fühlen und, sobald das Rechtsbewußtsein den nötigen Sättigungsgrad erreicht hat, den neuen Satz mit dem festen Griffel des Gesetzes in das Buch des Rechtes einzutragen. (Also im wesentlichen das gleiche, was Goethe dem Gesetzgeber zur Aufgabe stellt.) „Ist aber die Gesetzgebung", so fährt Kohler fort, „aus mannigfachen Gründen häufig nicht imstande, dem Gange der Rechtsideen Schritt für Schritt zu folgen, so soll die Recht-

sprechung helfend eintreten, die sich niemals dem Rechtsbewußtsein des Volkes entziehen kann, da sie sonst die geistige Atmosphäre verleugnen müßte, in der das Recht wie ein neuer Antäus tagtäglich neue Kraft und Stärke schöpft." Mit diesen Gedanken, die in einer der tatsächlichen Entwicklung vorauseilenden, dichterischen Intuition ihren Ursprung hatten, doch den Geist der prätorischen Edikte des alten Rom atmeten, wurde die moderne Freirechtsbewegung eröffnet.

*

Wie auf dem Gebiete des Privatrechts, so tritt auch auf dem des öffentlichen Rechts, vor allem des Staatsrechts, die Fruchtbarkeit unseres Goethe-Wortes zutage. Auch hier gilt es, die Rechtsgedanken zu finden, die sich in der Tiefe der Volksseele langsam und unmerklich gebildet haben, die im sozialen Leben heranreifenden Kräfte rechtzeitig zu erkennen und in dem Augenblick zur Grundlage einer Rechtssatzung zu machen, da das ihnen vorschwebende Ziel in das Bewußtsein der Volksgenossen eingegangen ist. Dann wird auch das Wort des großen Geschichtsschreibers Niebuhr zur Wirklichkeit werden: „Kein Gesetz kann der öffentlichen Meinung vorauseilen. Richtet es sich nach der öffentlichen Meinung, so kommt es nicht tot zur Kenntnis des Volks, dem es nur durch Studium verständlich wird, sondern das Volk harrt auf das Gesetz; es kommt ihm entgegen."

Die Gesetzgebung schafft nicht die Rechtsgedanken; sie verwirklicht sie nur und formt sie zur Anwendungsfähigkeit. Das Recht ist mit uns geboren oder, wie Uhland in seinen vaterländischen Gedichten singt:

Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut.

Denken wir etwa an unsere Arbeiterschutz-Gesetzgebung: Ist sie dadurch entstanden, daß der Gesetzgeber plötzlich aus sich heraus das große Problem der sozialen Gerechtigkeit erkannte? Hatte er nicht lange genug die nicht bloß von den arbeitenden Klassen, sondern auch den fortgeschrittensten sittlichen Denkern gestellten Forderungen als unberechtigt, allenfalls als ersetzbar durch die christliche Grundregel menschenfreundlicher Fürsorge angesehen? Erst in der kaiserlichen Botschaft des Jahres 1881, mit der die deutsche soziale Gesetzgebung eröffnet wurde, wird die öffentlich-rechtliche Natur der dem Staate, den sozialen Schäden gegenüber, obliegenden Aufgaben mit besonderer Betonung hervorgehoben.

Und wie unsere soziale Gesetzgebung, so sind auch alle anderen in der neueren Sozial- und Staatsordnung grundlegenden Gesetze nichts als Vollziehungen von Rechtsgedanken, die von der „Volkheit" gewonnen, mit ihr geboren wurden und allmählich ihr zum Bewußtsein kamen.

So war es im alten Rom, dessen Staatsverfassung nicht, wie im alten Hellas, das Werk einzelner Persönlichkeiten war, vielmehr das

Werk des ganzen Volks, in jahrhundertelanger Arbeit, das Werk der in ihm lebenden „anonymen" Kräfte, wie sie von Chamberlain in seinen 'Grundlagen des 19. Jahrhunderts' genannt werden.

Hiermit vergleiche man das, was Goethe über die Regierungsgrundsätze seiner Zeit bemerkt: „Welches Recht wir zum Regimente haben, darnach fragen wir nicht: wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht: wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu tun."

In Rom wurde eben nur der Staatsmann für den besten gehalten, der sich nicht um Haaresbreite von dem entfernte, was die Allgemeinheit wollte, der den im Volke wachsenden Kräften rechtzeitig Eingang zu schaffen wußte in die Staatsmaschine, bis sie fast von selbst sich erweitert und ergänzt hatte.

Dieser Grundsatz, der dort in einem fast unfehlbar wirkenden politischen Naturtrieb wurzelte, hat nun in dem seit Goethe verflossenen Jahrhundert auch in den neuzeitlichen Staatswesen langsam Anerkennung gefunden, seitdem sich das Wesen des Staats überall von Grund aus geändert hat, indem er immermehr sich dem Muster eines Volksstaats zu nähern wußte. Seitdem darf auch hier das Wort Goethes als seiner Verwirklichung nahe betrachtet werden, daß das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der „Volkheit" zu sein hat, ein Wille, den zwar die Menge niemals ausspricht, „den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt". Die deutsche Reichsverfassung vom 11. August 1919 ist aus diesem Geist heraus geboren worden.

Das Recht als der Inbegriff der den Freiheitsgebrauch regelnden Satzungen ist nach einem Worte Iherings „moralische Lebensbedingung" wie des Einzelnen, so des ganzen Volks, und eben deshalb wirkt unausgesetzt ein Bestreben, die Grenzen des positiven Rechts zu verschieben. Aufgabe einer weisen Rechtspolitik ist es denn, im Bunde mit der Wissenschaft den in diesem natürlichen Rechtsempfinden gegründeten Rechtsgedanken liebevoll nachzuspüren, sie zu ermitteln und wann immer die Lebensbedingungen und die Tätigkeit von Staat und Recht es zulassen, sie mit etwaigen Umänderungen in die Rechtsordnung einzuführen. Die Erforschung der Gedanken dieses idealen Rechts, eines Naturrechts in des Wortes allein richtiger Bedeutung, dient dem wichtigen staatlichen Interesse, die Festigkeit der Rechtsordnung auf Grundlage der jeweilig bestehenden Lebensverhältnisse und der daraus entspringenden Rechtsbedürfnisse und Rechtsüberzeugungen stetig nachzuprüfen, die notwendig werdenden Änderungen vorher zu berechnen und dadurch die Sicherung des Rechtsbaus zu ermöglichen. Die Gegenwart ganz besonders stellt nach dieser Richtung die bedeutsamsten Aufgaben der Gesetzgebung wie der Wissenschaft. Mögen beide sich unseres Goethe-Wortes stets bewußt bleiben, das so-

wohl die Idee des Rechtsstaats wie die Idee des Volksstaats in sich birgt!

Allerdings werden der Findung eines objektiven Rechts durch die Gegensätze parteipolitischer Anschauungen, die in dem Leben eines Verfassungsstaates schlechterdings nicht auszuschalten sind, Hemmnisse entgegengesetzt, die einer früheren Zeit unbekannt waren. Doch auch früher, besonders im 18. Jahrhundert, in dem sich das alte Naturrecht ausbildete, gab es Gegensätze des politischen Urteils, die aber doch überwunden wurden, weil es die Wissenschaft verstand, die Gedanken und Forderungen der Gerechtigkeit, wie sie eben im Naturrecht (freilich nur ganz einseitig) zusammengefaßt waren, dem geistigen Leben der Zeit näherzubringen. Wie sehr auch die Meinungen im einzelnen auseinandergingen, so wurde doch allgemein der Mensch in seiner eigenberechtigten Persönlichkeit und Freiheit anerkannt, sein Wille als die vornehmste, wenn nicht gar als die einzige Entstehungsursache der Rechtsverhältnisse aufgefaßt, die gesamte Rechtsordnung, der Staat auf Willensübereinstimmung, auf Vertrag zurückgeführt; wie denn überhaupt der Wille als die Grundkraft der Persönlichkeit in der Form des Einzelwillens oder des Allgemeinwillens die innerste Triebfeder im Naturrecht bildete, beschränkt allein durch den Grundsatz der allgemeinen Wohlfahrt.

In diesem Boden wurzelt denn auch unser Goethe-Wort; in ihm wurzelt das Wort vom „Rechte, das mit uns geboren ist", das im Geiste Goethes mit der Idee des Gesetzes verschmolz und hierdurch zum Losungswort deutschen Rechtssinnes wurde. Sittliches Werden und natürliches Werden flossen hier für Goethe in eines zusammen. So klingt die 'Metamorphose der Tiere' in den herrlichen Worten aus:

> Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
> Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
> Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
> Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
> Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
> Keinen der tätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
> Der verdient, es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
> Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
> Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
> Nachzudenken ...

Die Idee des Gesetzes war allerdings nicht etwas dem Goetheschen Denken allein Eigentümliches. Wir finden sie in den mannigfachsten Wendungen auch bei Schiller, aus dessen Hymnus 'Das Ideal und das Leben' die vielberufene Stelle genannt sei:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
> Des Gesetzes strenge Fessel bindet
> Nur den Sklavensinn, der es verschmäht:
> Mit des Menschen Widerstand verschwindet
> Auch des Gottes Majestät.

Die Idee des Gesetzes steht im Mittelpunkte der Ethik Kants. Man lese die berühmten Schlußworte seiner 'Kritik der praktischen Vernunft':

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beides darf ich nicht als in Dunkelheiten gehüllt oder im Überschwenglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuten. Ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Das zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, das nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt."

Die Idee des Gesetzes wird endlich auch von Fichte energisch betont, der besonders in seinen 'Reden an die deutsche Nation' den Begriff einer durch das Gesetz gebundenen Freiheit in das deutsche Allgemeinbewußtsein einzuführen suchte.

Die Idee des Gesetzes bildet also einen wesentlichen Grundzug deutschen Denkens, wie auf sittlichem, so auf rechtlichem Gebiete und unterscheidet es von dem romanischen Denken, das bis zum heutigen Tage noch nicht den Bannkreis Rousseauscher Gedanken, wie sie in dem alten Naturrecht zum Ausdruck gelangt waren, durchbrochen hat. Der abstrakte Freiheitsbegriff, der im Mittelpunkte romanischen Denkens steht und besonders in der großen Staatsumwälzung Frankreichs nach Betätigung drängte, weiß nichts von der sittlich freien Bestimmung der Menschen und Völker und hat praktisch noch stets zur Vernichtung wahrer Freiheit geführt. Die Ordnung, die in seinem Gefolge ist und auf der unbeschränkten Auswirkung des menschlichen Willens, also auf Willkür und Macht, beruht, hat nichts mit dem Ordnungsbegriff zu tun, der von den deutschen Klassikern auf dem allen gemeinsamen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen oder, wie Goethe es nannte, der Persönlichkeit im Menschen gegründet wurde, durch das allein die wahre Freiheit verbürgt ist.

Für den philosophisch gebildeten Juristen ist es von hohem Interesse, hier und auch sonst den tiefgreifenden Einfluß zu gewahren,

den das alte Naturrecht, wie verschieden es auch im einzelnen war, auf das allgemeine geistige Leben unseres Volkes ausübte, und der erst aufhörte, als das Naturrecht selbst in Deutschland sein Ende fand. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bahnte sich unter dem Einfluß der Volkswirtschaftslehre wieder eine neue Verbindung zwischen dem allgemeinen Geistesleben und der Staatswissenschaft an, als sich Rechtsgedanken erkennbar machten, die den Entwicklungszielen des geschichtlich gewordenen Rechts-, Staats- und Wirtschaftslebens entsprachen. Beklagenswert genug, daß erst so spät wieder die Wissenschaft sich ihres Berufes bewußt wurde, alle die auftauchenden Verbesserungsbestrebungen daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie von Überzeugungen eines natürlichen Rechtsdenkens getragen waren, die in die bestehende Rechtsordnung eingeführt sein wollten. So manche Erschütterung wäre unserer Zeit erspart geblieben, da nicht eine unter allen den Streitfragen war, die nicht eine Aufgabe friedlicher Lösung hätte sein können. Man denke an die umfassende Frage des Arbeiterrechts, das noch im Bürgerlichen Gesetzbuch in wenigen Paragraphen notdürftig geregelt wurde, oder an das Koalitionsrecht, an den Arbeiterschutz, von dem schon die Rede war, oder auf anderem Gebiete an das Frauenstimmrecht, das seit seinem ersten Auftreten in der Frauenbewegung von Wissenschaft und Gesetzgebung völlig unbeachtet gelassen wurde, um dann plötzlich als reife Frucht unseren Frauen in den Schoß zu fallen und in das allgemeine Rechtsbewußtsein einzugehen. Diese nunmehr von neuem aufgenommene Verbindung zwischen der wissenschaftlichen Rechtslehre und dem allgemeinen Denken ist jetzt zu einer dauernden geworden; die wachsende Reihe neuer Schriften auf dem Gebiete des sozialen Rechts, auch auf dem Gebiete des eigentlichen Staatsrechts macht dies deutlich erkennbar. Es darf jetzt als unverlierbares Gemeingut angesehen werden, daß im Leben eines Volkes kein anderes Prinzip als das Rechtsprinzip zu walten hat, weil nur in einem durch Rechte und Pflichten gleichmäßig geordneten Volksganzen die menschliche Persönlichkeit freie Bahn gewinnen kann für ihre Entwicklung und ihre harmonische Entfaltung, das Endziel aller menschlichen Gemeinarbeit.

Hier zeigen sich wiederum die Spuren unseres Goethe-Worts, das nun auch auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts sich als fruchtbringend erweist: Die Entwickelung des Volksgeistes hat sich in der Entwickelung des Rechts widerzuspiegeln. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", das ist ein durchgehender Gedanke Goethes, der von seiner bejahenden, auf Entfaltung aller Kräfte dringenden Lebensanschauung gefordert wird.

---

Wie Goethe auf den Gebieten des Privatrechts und des Staatsrechts befruchtend gewirkt, indem er den Weg zu ihrer steten Erneue-

rung wies, so hat er auf einem anderen Gebiete des öffentlichen Rechts, auf dem Gebiete des Strafrechts, Fragen berührt, deren Erkenntnis und umfassende Lösung erst der Wissenschaft unserer Tage beschieden war. Vor allem war es die Frage nach dem Entstehungsgrunde des Verbrechens, die Goethe in einem vielgenannten Dreizeiler in einer Weise beantwortete, daß alles das, was die Wissenschaft der folgenden Zeit strengwissenschaftlich nachwies, als eine Art Erklärung und weitere Ausführung zu dieser in epigrammatischer Kürze vorweggenommenen Erkenntnis erscheint:

Ihr [die gesellschaftlichen Mächte] führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.

In der Tat, aus dem Schoß der Gesellschaft quillt alles, was ihr feindlich ist, was wir Sünde, Verbrechen, Schuld, kurz das Böse nennen. Das ließ Goethe auch in seiner Iphigenien-Dichtung den Pylades aussprechen:

Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern strenge sein; du lernst es auch.
So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß keiner in sich selbst, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.

Dieser große Gedanke des Verbrechens als sozialer Erscheinung ist es, den wir in einem berühmt gewordenen Satze wiedererkennen, den der Franzose Quetelet, der Begründer der Statistik, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts niederschrieb:

Die jedes Jahr begangenen Verbrechen scheinen ein notwendiges Resultat unserer sozialen Organisation zu sein und nicht an Zahl abzunehmen, wenn die verursachenden Momente nicht verändert werden. Es ist daher die Aufgabe des Gesetzgebers, diese Ursachen zu erkennen und soviel als möglich verschwinden zu lassen. Er muß ebenso das Budget der Verbrechen eines Staates wie das seiner jährlichen Ausgaben und Einnahmen aufstellen.

Mit dieser Erkenntnis bahnten sich die Anfänge einer neuen Epoche der Strafrechtsentwicklung an. Die Behandlung des Strafrechts als einer auf Begriffe gegründeten, reinen Geisteswissenschaft unter Ablehnung jeder naturwissenschaftlichen Methode fand allmählich ihr Ende. Der Einzug des Entwicklungsgedankens in den bis dahin gegen jeden frischen Lufthauch sorgfältig verschlossen gehaltenen Bau war nicht mehr aufzuhalten. Und als das verheißungsvollste Ergebnis dieser Entwicklung erscheinen uns die Entwürfe eines neuen deutschen Strafgesetzbuchs, die, nachdem ihnen bereits in anderen Kulturländern ähnliche Entwürfe aus der gleichen Wurzel vorangegangen sind, in absehbarer Zeit ihre endgültige Gestalt erhalten und zur verfassungsmäßigen Verabschiedung gelangen werden. Wer die Geschichte des Strafrechts kennt, wer insbesondere weiß, welchen mächtigen Einfluß die Dichtung seit je bis in unsere Tage auf die fort-

schreitende Erkenntnis geübt hat, wird ohne weiteres in dieser Entwicklung von Theorie und Praxis die Spuren Goethescher Intuition erkennen:

> Nur durch das Morgentor des Schönen
> Drangst du in der Erkenntnis Land.

Goethes Iphigenien-Dichtung war es ganz besonders, die eine ganze Reihe von Problemen, deren Lösung erst die neuzeitliche Wissenschaft gefunden hat, in das Bewußtsein der denkenden Menschheit einführte. In dieser wundervollen Dichtung sind schon die Forderungen angedeutet, um jeder gesellschaftsfeindlichen Neigung möglichst früh entgegentreten zu können. Wie manches Kind könnte vor dem Verbrechen bewahrt werden, wenn es frühzeitig gleich Iphigenien in einen fremden, unberührten Kreis verpflanzt würde! Noch aber fehlen uns die Erziehungsanstalten großen, idealen Stils, in denen den Einflüssen der übermächtigen Gewalten, die den Menschen ins Leben hineinführen und weiterbegleiten, nachhaltig entgegengewirkt wird. Wir werden, wenn auch nur andeutungsweise, noch erfahren, in welchem Geist Goethe eine solche Erziehung geleitet wissen wollte.

Doch auch der erwachsene Mensch könnte verpflanzt werden, wenn auch in anderer Art: durch Umwertung der ethischen Ideen, in denen wir noch jetzt leben, durch Neuschaffung glücklicher gesellschaftlicher Zustände, die wir bisher nur ahnen, noch nicht faßlich beschreiben können. Dann wird sich die hehre Tat Iphigeniens wiederholen, indem der Mensch „mit reiner Hand und reinem Herzen“ die schwer befleckte Wohnung, unsere Erde, entsühnen, mit neuer ethischer Erkenntnis die Reinheit, deren er sich selbst durch seine unvollkommenen sozialen Zustände beraubt hat, wiedergewinnen und die Hemmungen austilgen wird, durch die ihm bisher der Weg zum Ideal verbaut war. Dann wandeln sich die alten Begriffe von Schuld und Sühne, wenn durch die Tat, die kampfesmutige Tat im Dienste der Gesellschaft das wiederausgeglichen wird, was gegen sie und ihre Gesetze verbrochen ward:

> Zu einer schweren Tat beruft ein Gott
> Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
> Ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden.
> Es siegt der Held, und büßend dienet er
> Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Wir erkennen den Gedanken in jenem Worte wieder, das den Höhepunkt der Faust-Dichtung bildet:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.

Ausgelöscht ist das Verbrechen und seine Erinnerung, wenn es durch erhöhte Arbeit im Dienste des Gemeinwesens seine Sühne findet. Diese Umwertung alter Begriffe, die ganz in der Richtung der sittlichen Entwicklung der Menschheit liegt, hat Goethe mit propheti-

schem Blicke gezeichnet. Er hat ahnend erschaut, was die heutige Wissenschaft auch hier als ein Gebot sozialer Gerechtigkeit und sozialer Nützlichkeit erkannt und in Form von positiven Forderungen durchgesetzt hat, die der Gesetzgeber teils schon erfüllt hat, teils zu erfüllen im Begriffe ist; es seien genannt: die bedingte Strafaussetzung, die vorläufige Entlassung, die Bewährungsfrist, die Rehabilitation, die Löschung der Vorstrafen im Strafregister.

Mit der neuen Erkenntnis mußte also auch der Gerechtigkeitsbegriff einen ganz neuen, weit wesenhafteren Inhalt gewinnen. Nun gilt es nicht mehr, eine Gleichung zu finden zwischen Vergehung und entsprechendem Maß sinnlichen Leidens als Strafe. Hierbei müssen ja die persönliche Verfassung des Richters, sein sittliches Empfinden, seine Erziehung, gelegentlich auch (was menschlich wohl zu verstehen ist) Beweggründe rein äußerlicher Art, wie Stimmung, äußerer Eindruck des Angeklagten u. a. eine oft verhängnisvolle Rolle spielen. Nun soll nicht mehr bloß die strafwürdige Handlung an sich gewürdigt werden, vielmehr neben ihr noch die Ursachen und die Umstände, welche den Täter schuldig machten. Nun erscheint der Gerechtigkeitsbegriff nicht mehr als ein für allemal feststehend, als unverrückbar und nur durch das Gefühl bestimmbar; sein Inhalt erweitert sich vielmehr mit der stetig fortschreitenden Einsicht in die Grundbedingungen des Gemeinschaftslebens wie auch des Einzellebens.

Jetzt ist also nach den Gründen zu forschen, die zu der verbrecherischen Handlung führten; die individuellen Ursachen: Anlagen, Instinkte, Triebe, wie die sozialen Tatsachen: Umgebung, Erziehung, wirtschaftliche Lage, sind zu prüfen, und das Urteil ist ihnen anzupassen. Der Vergeltungsgedanke, der noch das gegenwärtige Recht beherrscht und in seinen Wurzeln auf die biblische Lehre von der Talion (Auge für Auge, Zahn für Zahn) zurückgreift, gewinnt einen ganz neuen Inhalt. Nicht mehr mechanisch, durch Zufügung eines Übels, dessen Größe nach einseitig schwankendem Ermessen derjenigen der Verschuldung gleichgesetzt wird, sondern unter sorgfältigster Abwägung der beiden in Frage kommenden Ursachenreihen hat die Handlung zur Abgeltung zu gelangen.

Und das Ergebnis dieser grundstürzenden Neuerung kann kein anderes sein als eine Erhöhung der Lebensbedingungen des Täters wie der Gesellschaft: Heilung oder Besserung mittelst Einwirkung auf die Seele, sofern eine Wandlungsfähigkeit noch gegeben ist, Schutz der Gesellschaft, wie Schutz des Täters vor sich selbst mittelst Unschädlichmachung, sofern eine solche Wandlungsfähigkeit nicht mehr vorhanden ist. Und die Würde der Rechtsordnung wird nicht hierdurch verlieren; sie wird durch eine Höherführung des Gerechtigkeitsprinzips, durch diese — wenn ich so sagen darf — Materialisierung seines Inhalts unendlich gewinnen, da sie getragen sein

wird von dem Vertrauen aller Glieder der Gesellschaft in die Weisheit ihrer Vorschriften und der zu ihrer Anwendung Berufenen. Dann wird auch das Gefühl für die Bedeutung der Rechtsordnung als eines Schutzwalls der Gesellschaft, über dessen Schwinden heute so mannigfach geklagt wird, wieder derart erstarken, daß, wie in den Zeiten eines hochgespannten religiösen und sittlichen Empfindens, die uns etwa in der antiken Tragödie oder in den Dialogen Platons entgegentreten, ein Verstoß gegen ihre Gebote als „Schuld" empfunden und die aus dem Sicherungsbedürfnis der Gesellschaft erflossene „Strafe" von dem Rechtsbrecher selbst als ein **Heilmittel** gewertet werden wird. So können diese beiden Begriffe, die einem ganz anderen Gedankenkreise entsprungen sind, auch auf höherer Stufe der Entwicklung erhalten bleiben, nachdem ihr Inhalt den neueren Anschauungen und Empfindungen angepaßt worden ist.

Alles dies ist kein bloßes Wunschbild mehr. Auch diese Erkenntnis hat vielmehr schon begonnen, ihren Einzug in die Gesetzgebung zu halten; das beweisen außer den Gesetzbüchern des Auslands, wie das norwegische und das im Entstehen begriffene schweizerische, auch das österreichische, die deutschen Strafgesetzentwürfe, die gegenwärtig der öffentlichen Kritik unterliegen. Man vergleiche § 106 des Entwurfs von 1919, der den Gerichten aufgibt: alle Umstände zu berücksichtigen, die für eine höhere oder niedrigere Strafe sprechen, namentlich: die Beweggründe des Täters, den Anreiz zur Tat, den Zweck, den er verfolgt hat, und die Mittel, die er angewendet hat, den Grad seiner Einsicht, sein Vorleben, seine persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die Folgen der Tat und das spätere Verhalten des Täters, insbesondere: ob er ernstlich Reue gezeigt und eine Wiedergutmachung des Schadens versucht hat. Mit einem Worte: **nicht die Tat, sondern der Täter soll fortan das Objekt der Strafe bilden**; dieser Bruch mit der Vergangenheit kann sittlich nicht hoch genug bewertet werden.

Blicken wir zurück auf die Anfänge dieser Verbesserungsbestrebung, die ihren bahnbrechendsten Vertreter in der 'Internationalen Kriminalistischen Vereinigung' gefunden hat, so finden wir dort, wie wir sahen, die Gedanken Goethes, der seiner 'Iphigenie', in der die Grundlinien jener Entwicklung keimartig beschlossen liegen, das unsterbliche Wort mitgab:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Man nenne uns aus der gesamten Weltliteratur ein Wort, das an Fruchtbarkeit auch diesem Worte gleicht oder es gar übertrifft. Fürwahr: „**Was fruchtbar ist, allein ist wahr.**"

Und wollen wir endlich noch erfahren, wie Goethe schon in dem werdenden Menschen den gesetzlichen Sinn geweckt und gepflegt wissen wollte, dann werfen wir einen Blick in 'Wilhelm Meisters

Wanderjahre', ganz besonders in die sogenannte „Pädagogische Provinz", wo durch planmäßige Erziehung zur Arbeit und zur Ehrfurcht die Persönlichkeit zur Entwicklung gebracht wird, durch Erziehung zur Ehrfurcht in ihrer dreifachen Gestalt: zur Ehrfurcht vor dem, was über uns, was unter uns und was um uns ist. Die Ehrfurcht vor dem, was um uns ist, vor der Gemeinschaft, führt zum hilfreichen Sichverbinden des einen mit dem anderen, zum gemeinsamen Streben und Wirken und erweitert so das begrenzte Einzelleben zur gesellschaftlichen Allgemeinheit. Diese Andeutungen müssen hier genügen; Goethe als Erzieher erfordert eine selbständige Behandlung von fachmännischer Seite.

*

So darf Goethe auch auf dem Gebiete des Rechts ein Bildner genannt werden, dank seiner wundervollen Gabe, Erfahrung und Idee miteinander zu verknüpfen, die ihm schon als Jüngling zum lebendigsten Bewußtsein kam. An seinen Freund Merck sandte er damals die jubelnden Verse:

Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen . . .
Ein luft'ger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.
Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Wie auf dem Gebiete des Naturerkennens, so wußte Goethe auch auf dem Gebiete des Rechts, hier freilich meist im Wege der Intuition und dichterischen Begeisterung, die Zusammenhänge der Erscheinungen zu erfassen, den Typus, die Idee, das allgemeine Gesetz zu ergründen, nach dem sich alles Leben bewegen muß.

Seinen Spuren zu folgen, nicht bloß seine Erkenntnisse sich anzueignen und weiterauszubauen, sondern auch seiner Methode zu folgen in der Würdigung und Behandlung der tatsächlichen Geschehnisse, d. h. nie den festen Boden der Erfahrung zu verlassen, das wird besonders in der Gegenwart, wo es gilt, zerstörte Werte wiederzuerneuern, unser Volk schon um seiner selbst willen nicht umhin können. Das Ideal nicht außerhalb der Dinge suchen, sondern in den Dingen selbst und es, soweit es Menschen möglich ist, zur Erscheinung bringen, wenn auch in stetem Kampfe mit den zeitlichen Unvollkommenheiten, das war die Lebensarbeit Goethes, der Idealbildner und Idealerfüller zugleich war, und das ist im Grunde die Aufgabe und der Endzweck aller Kulturarbeit.

# Goethes Bestrebungen für deutsche Kultur

Von George von Graevenitz (Freiburg im Breisgau)

Das Wort „Kultur" ist wie „Aufklärung" und „Bildung" ein ziemlich neuer Ankömmling in unserem Sprachschatz und erst Ende des 17. Jahrhunderts aus dem lateinischen cultura Bebauung, Bestellung, Pflege entlehnt Daneben bestand jedoch schon in der Philosophie der Begriff der Geisteskultur als der Ausbildung der Verstandes- und Herzensfähigkeiten des Menschen, der von der cultura animi des Cicero ausgegangen war. Dieser philosophische Begriff wurde dann im 18. Jahrhundert durch Übertragung vom Einzelnen auf das Volk, ja auf die Menschheit erheblich erweitert. So erlangte er seinen neuzeitlichen Inhalt, der als die Gesamtheit der gesellschaftlichen Lebensformen und -Vorgänge, Arbeitsmittel und -Ergebnisse geistiger wie körperlicher Art umschrieben werden kann.

In diese Entwicklung der Auffassung von Kultur trat Goethe in seinen frühen Mannesjahren ein, u. a. in Straßburg durch den Verkehr mit Herder, der die Begriffe „Kultur der Vernunft" und „Geisteskultur" prägte, mit Wieland, der schon 1782 von der Schönheit und feinen Kultur des Horazischen Geistes sprach. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß seine Gesamttätigkeit in den weiteren 6 Jahrzehnten seines langen Lebens eine umfassende, schwer zu übersehende Erweiterung des Begriffs und der Sache gebracht haben muß. Hier kann und soll nur durch wenige Anführungen belegt werden, wie die allgemeine Vorstellung von Kultur des Einzelnen und des Volkes durch ihn zum Gesamtbegriff der Nationalkultur erhoben wurde.

Schon die literarische Epoche, in die Goethe hineingeboren worden ist, beurteilt er im 7. Buch seiner eigenen Lebensdarstellung, die er zu einem deutschen Kulturwerk ersten Ranges ausgestaltet hat, **vom durchaus nationalen Kulturstandpunkt aus:**

„Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden ... Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszu-

drücken . . . Ebenso zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause."

Zu festgefügten Begriffsbestimmungen deutscher nationaler Kultur bringt er dann in hohen Jahren und im Rückblick auf das, was er in einem langen Leben erfahren hat, 1827 und 1828 vor. „Was ist Kultur anders als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an" (zum Kanzler v. Müller, 25. August 1827). Und die Bemerkungen über Weltliteratur von 1828 vervollständigen den Gedanken dahin: „Wie aber die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer inneren Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Übereinstimmung nach und nach hervorgehen."

Schon aus diesen kurzen Proben erhellt, daß es kein unnützes Beginnen gerade in heutiger Zeit wäre: die Bausteine aller Art von Äußerungen des Dichters über Kultur zu einem Buche 'Goethe und die Deutsche Nationalkultur' zu verbinden. Eine sehr gewichtige Vorarbeit dazu ist der Aufsatz von G. Lorentz 'Goethes Stellung zu dem Begriff deutscher Nationalkultur' (Monatsschrift für höhere Schulen II, 1903, S. 260 ff.) Die Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist entsprechend den ihr gesteckten räumlichen Grenzen eine begrenztere. Sie strebt an: eine gedrängte Übersicht über die Bestrebungen Goethes zu geben, von seinem Kulturkreise Weimar-Jena aus durch bestimmte Vorschläge und Anregungen, Einrichtungen und Tätigkeiten einen kulturfördernden Einfluß auf seine Deutschen auszuüben. Der Dichter Goethe, dem wir einen 'Götz', 'Werther', 'Faust', 'Hermann und Dorothea' und damit die vielseitigste Verkörperung des Wesenhaften der deutschen Volksseele schulden, der Entdecker eines Hans Sachs, der Verehrer eines Albrecht Dürer u. s. f. wird also in diesen Zeilen in den Hintergrund treten. Aber mit dem Dichter ist die Persönlichkeit Goethes untrennbar verbunden. „Man muß etwas sein, um etwas zu können", sagt er einmal zu Eckermann. Und er war auch als Kulturförderer etwas, wollte und konnte auch auf praktisch-kulturellem Gebiet etwas leisten. Und so tritt der Schöpfer auf geselligem, wissenschaftlichem, theatralischem, schriftstellerischem Gebiet vor uns hin, der in seiner Allseitigkeit und in lebendig fruchtbarer Wechselwirkung antike Kultur und modernsten Naturforschergeist, daneben auch wesenhafte Züge christlicher Kultur auf sich wirken läßt.

Bestrebungen für gesellige Neuordnung setzen bei dem Weimarer Goethe zuerst ein und heben sich schon früh von dem Hintergrunde eines rein höfischen Vergnügungslebens ab. Das 1781

begründete 'Tiefurter Journal' [1]) ist zunächst als eine Anstalt zur Beförderung der Fröhlichkeit und guten Laune des intimen Kreises der Herzogin Anna Amalia gedacht, erhebt sich aber doch bald zu höheren Sphären und ist namentlich durch Goethes Beiträge in den 3 Jahren seines Bestehens zu einem Denkmal gehobener und auserlesener höfischer Kultur geworden. Finden sich doch in ihm Perlen seiner Liebeslyrik, das Gedicht 'auf Miedings Tod', das dem Theatermeister, dem Mann aus dem Volke ein Denkmal dauernder als Erz setzt, namentlich aber das viel umstrittene 'Fragment', das Eckermann später zutreffend mit 'Die Natur' überschreibt. Und handelt es sich bei diesem Beitrag doch um eine Art Lebensprogramm Goetheschen Denkens über die Natur, um ein Denkmal auch der jugendlich gebliebenen Mannesprosa Goethes, der starken, immer noch Leben spendenden Wurzel unserer heutigen Sprache.[2])

Goethe als Reformator der Weimarer Geselligkeit im Sinne des Wiederaufbaus einer neuen deutschen Kultur in Zeiten tiefster nationaler Demütigung tritt uns in dem Begründer der „Mittwochs-Vorträge" in seinem Hause entgegen, nachdem das leichter angelegte „Mittwochskränzchen" von 1801 eingegangen war. Im Winter 1807 las er einem Damenkreise das Nibelungenlied Zeile für Zeile in verständlicher Übersetzung vor und stellte Untersuchungen über den örtlichen Hintergrund an, um eine dem damaligen Deutschland fast ganz unbekannte Glanzzeit seiner Vergangenheit heraufzubeschwören. Auch das Jahr 1823 bringt entsprechende Pläne ernsterer Geselligkeit in seinem Hause, um dem Verkehr seiner Freunde und Mitstrebenden kulturellen Inhalt und Charakter, Form und Fassung zu geben.

„Wir verdanken dem Bücherdruck und der Freiheit desselben undenkbares Gute und einen unübersehbaren Nutzen; aber noch einen schöneren Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft ist, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menschen und der Freimütigkeit dieses Umgangs. Oft ist ein Wink, eine Warnung, ein Beifall, ein Widerspruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft solche heilsame Einflüsse durch den Zufall einem längst abgeschiedenen Schriftsteller zu danken haben, so ist es doch zehnfach angenehm, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde dafür Dank abstatten zu können."

Diese warm gefühlten Sätze Goethes bilden die richtige Überleitung zu einer Gruppe seiner Unternehmungen zur Kulturförderung durch Vereine und wissenschaftliche Gesellschaften. Denn diese Sätze sind einem Vortrage Goethes vom 9. September

[1]) Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 7 (1892): 'Das Journal von Tiefurt'.

[2]) [Wegen der von einigen Forschern als noch nicht gelöst betrachteten Streitfrage: ob Goethe oder der Schweizer Tobler das 'Fragment über die Natur' verfaßt habe, vgl. die für Goethe entscheidende, überzeugende Darlegung von Max Morris (Jubil.-Ausgabe von 'Goethes Sämtl. Werken' 39, 347/50), sowie die Aufsätze von P. Wernle und H. Trog im 'Sonntagsblatt der Basler Nachrichten' 1920 Nr. 2. 5. 13. — Anm. des Herausgebers.]

1791 entnommen, in dem er die „Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft“ darlegt. Der Keimgedanke für diese Unternehmung entsprießt seiner Anteilnahme an einem gelungenen wissenschaftlichen Versuch mit Salzsäure des Professors und Chemikers Göttling in Jena, und so entwickelt er dem Herzog Karl August seinen Plan: „Bei dieser Gelegenheit hat sich eine alte Idee, hier eine gelehrte Gesellschaft zu errichten und zwar den Anfang ganz prätentionslos zu machen, in mir wieder erneuert. Wir könnten wirklich mit unseren eigenen Kräften, verbunden mit Jena, viel thun, wenn nur manchmal ein Reunionspunkt wäre.“ Also Jena mit seiner von Goethe so liebevoll gepflegten Universität sollte gleichberechtigt neben Weimar als Kulturboden einer ernsten Geselligkeit stehen, die in Kunst und Wissenschaft tätigen Männer des Herzogtums zwanglos zu wechselseitiger Belehrung vereinigen, alle Felder menschlicher Kulturarbeit überblicken und über sie ein Urteil verschaffen. So denken wir unwillkürlich an sein Dichterwort von „Weimar-Jena, der großen Stadt, die an beiden Enden viel Gutes hat“. Unter der großen Zahl von einheimischen Mitgliedern der Gesellschaft, unter denen Karl August an erster Stelle stand, und ihren Gästen befand sich zwar kein „Widersacher“ wie Kotzebue, der später durch seine Intriguen das Mittwochskränzchen zu Falle brachte, aber doch auch Persönlichkeiten, mit denen Goethe nicht völlig übereinstimmte, so z. B. der vielgeschäftige Gymnasialdirektor K. A. Böttiger, als „Magister Ubique“ später in den ‘Xenien’ gegeißelt. Aber gerade für solche Verhältnisse passen Grundsätze der Duldsamkeit, die bei gemeinsamer Kulturarbeit unumgänglich notwendig sind, und die Goethe Eckermann gegenüber einmal in die Sätze zusammengefaßt hat: „Was wäre alle Bildung, wenn wir unsere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen! Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonisieren sollen. Ich habe es nie getan.“ So gelang es fünf Jahre lang, von der Freitagsgesellschaft „von selbst alles abzuhalten, was einigermaßen hätte lästig werden können“, und außerordentlich ertragreiche und vielseitige Arbeit zu leisten. Der angeführte Satz ist einem von Goethe selbst verfaßten „Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft“ entnommen, den er dann den Annalen von 1796 einverleibt hat. Den dort nachzulesenden Mitteilungen sei ein Hinweis auf die für uns heute wertvollste Frucht dieser Gesellschaftsgründung angeschlossen. Das Ende des Jahres 1795 ließ den eigens für die Gesellschaft ausgearbeiteten Vortrag Goethes ‘Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit’ zum Abschluß gelangen. Er scheint aber nicht gehalten worden zu sein, ist uns aber im Goethe-Jahrbuch 14 (1893) 3/26 zugänglich gemacht worden.[1]) Gerade er hätte in hohem Maße

[1]) [Jetzt in der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken 53, 175/92. 483/90. — Anm. des Herausgebers.]

dem Zweck gedient, den Goethe neben anderen allgemeineren bei der Begründung der Gesellschaft im Auge gehabt hatte: in der Gesellschaft eine allgemeine Teilnahme an den Aufgaben des Herzogtums auf den Gebieten von Kultur, Kunst und Wissenschaft hervorzurufen, die einzelnen Mitglieder aus ihrem engeren Beschäftigungskreise herauszulocken, sie in den Dienst der Gesamtinteressen zu stellen. Hat der Geheime Rat Goethe diesen Zweck seiner Ausarbeitung durch ihren mündlichen Vortrag nicht erreicht, so müssen wir uns darüber mit der Tatsache trösten, daß der Aufsatz, wie er uns vorliegt, ein wunderbar anschauliches und vielseitiges Bild von der umfassenden, anregenden und befruchtenden öffentlichen Tätigkeit Goethes gibt. Also auch hier wieder ein Hinweis darauf, daß Goethe in kluger Selbstbescheidung zunächst im Herzogtum Weimar den Boden und die Grundlage sah, auf dem eine allseitige örtliche Kultur entwickelt und gepflegt werden mußte, wenn man einen sicheren Ausgangspunkt für eine weiter um sich greifende deutsche Kulturpflege schaffen wollte. Einen bezeichnenden Beitrag zu einem solchen „im kleinsten Punkt" staatsmännischer Fürsorge „die größte Kraft Sammeln" liefern auch die hingebenden Anstrengungen, die er auf das Amt Ilmenau verwendete. Unter Karl Augusts Vorgänger waren Forste, Äcker, Bergwerke und Industrien ebenso wie Verwaltung, Gerichts- und Steuerwesen arg vernachlässigt und durch untreue Beamte geschädigt worden. Diese Kleinwelt der Unkultur lag Goethe als Versuchsstation seines eigenen staatlichen Kulturstrebens, dann aber namentlich auch als „pädagogische Provinz" für seinen jungen Fürsten dauernd besonders am Herzen.

Zu einer Welt geistiger und wissenschaftlicher Art im kleinen und zu einem gewichtigsten Bestandteil seines weit ausholenden Strebens nach einer deutschen Nationalkultur wird ihm die Universität Jena, seitdem er durch eifrige anatomische Studien bei Loder 1781 ihr näher getreten ist. Es war vor allem sein Verdienst, wenn sich an der schon vorher durch Anna Amalia und die Weimarische Regierung geförderten Hochschule in den folgenden Jahren die wegweisenden Vertreter aller Wissenschaften zusammenfanden, so daß Jena der Mittelpunkt freier, vorwärts drängender Forschung wurde. Erklärlich, daß sich auch der junge Schiller hierher gezogen fühlte. Durch Goethes Vermittlung wurde er 1788, Fichte 1794 in den Lehrkörper der Universität berufen. Die Gebrüder Humboldt, später Hegel und Schelling traten in den Kreis; Jena wurde die Hauptpflegestätte der Kantischen Philosophie, hinter deren geistiger Schärfe und sittlicher Kraft alles Frühere zu versinken schien, einer Lehre, von der Goethe im Greisenalter (Gespräche 11. IV. 1827) einmal sagt, daß sie als fortwirkend in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen sei. 1797 kann Goethe mit Stolz bekennen: „Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors. Das Zusammenwirken

von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten lebhaftesten Schilderung wert." In Auswirkung dessen und darüber hinaus ist das Herzogtum Sachsen-Weimar zu einer Vorburg neuer deutscher Hochschulbildung, zu einer deutschen Kulturstätte geworden. Was Jena seinem verdientesten Förderer, dem Menschen und Naturforscher Goethe gegeben hat, daran erinnert jetzt seit kurzem und anschaulichst eine neue Goethe-Erinnerungsstätte in Jena: seine in den Jahren 1817 bis 1830 bewohnten Zimmer im Inspektorhause des Botanischen Gartens und die darin untergebrachten Goetheschen Sammlungen, eine Schöpfung des Direktors des Goethe-Nationalmuseums Dr. Hans Wahl, die den innigen Zusammenhang von Weimar und Jena aufs neue erhärtet.

Über das im Doppelkern Weimar-Jena kulturell ruhende und verankerte Herzogtum Weimar hinaus greift nach räumlichen und geistigen Beziehungen die Bedeutung des Weimarer Theaters unter Goethes Leitung von 1791 an bis 1817.[1]) Räumlich dadurch, daß Gastspiele die Gesellschaft außer nach der Sommerbühne Lauchstädt auch nach Halle, Leipzig, Erfurt und Rudolstadt führten. Aber wichtiger ist es, daß Goethes künstlerische Theaterleitung in ihrer ganzen Bedeutung und geistigen Weite nur erfaßt werden kann, wenn man sie unter drei Gesichtspunkte stellt. Schon in den Jahren, wo Goethe den Begriff einer auf deutschem Boden zu pflegenden Weltliteratur noch nicht so scharf herausgearbeitet hat, wie seit der Mitte der zwanziger Jahre, erfuhren Terenz, Shakespeare, Calderon, daneben Cimarosa, Goldoni, Paisiello auf der kleinen Residenzbühne liebevollste Pflege. Und weiter: auf dieser Bühne fand das weltgeschichtliche Freundschaftsbündnis Goethes und Schillers eine greifbare und sich dauernd an eine Zuschauermenge Einheimischer und Fremder wendende Verkündigungsstätte ihres Kulturstrebens auf dramatischem Gebiet. Der 'Wallenstein' eröffnete nicht nur eine neue Periode der weimarischen Bühne, sondern auch überhaupt des deutschen Theaters. Und die beiden Gewaltigen, die Rietschels Meisterhand vor das Weimarer Theater gestellt hat, stehen in der Geschichte des Theaters nebeneinander nicht nur als die Begründer einer neuen Richtung der Dichtkunst, sondern auch der Schauspielkunst. Und damit verbindet sich ein Drittes. Aus der Wiedergabe von Dramen Schillers, Goethes, Shakespeares, Calderons unter Goethes eingehendster persönlicher Leitung bildet sich in Weimar, wo bis dahin der Natur- und Konversationston des aus England und Frankreich nach Deutschland verpflanzten bürgerlichen Rühr- und Sittenstücks geherrscht hatte, jener eigene Weimarer Stil der Schauspielkunst, den Goethe in den 'Annalen' von 1815 dahin be-

[1]) Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd 6 (1892): 'Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung' von Julius Wahle (vgl. auch Bruno Satori-Neumann: 'Geschichte des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes Leitung', Berlin 1921).

stimmt: „daß das Weimarische Theater sich in Absicht auf reine Rezitation, kräftige Deklamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Wertes erhoben hatte.“

Eine Ecke der neuen eben erwähnten Jenaer Goethe-Erinnerungsstätte, zu der ich noch einmal zurückkehren möchte, ist dem Naturforscher Goethe eingeräumt, und das führt den Gedankengang zurück auf das geruhige und zähe Vorschreiten Goethes von eigener wissenschaftlich-kultureller Tätigkeit, zum Aufruf der Mitarbeit zunächst an befreundete Kreise und Mitarbeiter. Zu erwähnen wäre da zunächst seine Idee vom Jahre 1793 einer Gesellschaft zur Bearbeitung und Vertiefung der Farbenlehre. Die Mannigfaltigkeit der Farbe, verglichen mit seiner eigenen beschränkten Fähigkeit des Gewahrwerdens, Auffassens, Ordnens und Verbindens scheint ihm die Notwendigkeit einer solchen Gesellschaft herbeizuführen. Wir wissen über die Schicksale dieses Plans nur die rauhe Beurteilung, die ihm Goethes Schwager Schlosser zuteil werden läßt. Denn dieser „alte Praktikus“ versichert ihm, „in der Welt überhaupt, besonders aber im lieben deutschen Vaterlande, sei an eine reine gemeinsame Behandlung irgendeiner wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich dagegen,“ fügt Goethe in den 'Annalen' hinzu, „obgleich auch nicht mehr jung, widersprach als ein Gläubiger, wogegen er mir manches umständlich voraussagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber, mehr als billig, probat gefunden habe.“

Denkt der Goethe, der an dem Jahrgang 1793 der 'Annalen' 1820 bis 24 arbeitete, bei dem letzten melancholischen Satz an die Geschicke der 'Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde', die ihn an seinem 70. Geburtstage von Frankfurt aus zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, und der er von da ab mühevolle Arbeiten und Forschungen gewidmet hat? Grade sie haben leider Belege dafür geliefert, daß wenigstens damals in Deutschland eine „reine gemeinsame Behandlung“ wissenschaftlicher Fragen auf die größten Schwierigkeiten stieß. Die Zugehörigkeit zur Gesellschaft hat Goethe nach dem Aufenthalt bei dem Minister v. Stein in Nassau und der gemeinsamen Rheinreise vom 25. bis 29. Juli 1815 in erneute und noch engere Beziehungen zu dem großen deutschen Staatsmann, dem Begründer der Gesellschaft, im Jahre 1819 gebracht; war Stein doch auch der Vermittler jener Ehrung zum 70. Geburtstage Goethes. Und hatte doch auch schon die Rheinreise Goethe mit den früheren Plänen Steins und der Gebrüder Boisserée einer 'Deutschen Gesellschaft für Altertum und Kunst'[1]) und einer vollständigen und zuverlässigen Sammlung der Quellenschriften deutscher Geschichte und damit der Bewah-

[1]) Zu dieser Vorgeschichte der Gesellschaft und Goethes möglicher Anteilnahme an ihr s. Goethe-Jahrbuch 9 (1888), 34/47. 88/93.

rung und Würdigung deutschen Verdienstes in Leben, Kunst und Wissenschaft bekannt gemacht. Goethes Schrift 'Kunst und Altertum', die mit einem Begleitschreiben am 1. Juni 1816 an Stein abgeht, kann gewissermaßen als erster Beitrag zu dem ganzen Unternehmen aufgefaßt werden. Und in welchem Sinne sich der Dichter des 'Götz' in die Reihen deutscher Geschichtsforscher einordnen wollte, ergibt dann ein Satz aus seinem Dankbrief für die Ernennung zum Ehrenmitgliede an die Zentral-Direktion vom 5. Oktober 1819: „Waren meine dichterischen und sonstigen Arbeiten zwar immer dem nächsten und gegenwärtigsten Leben gewidmet, so hätten sie doch nicht gedeihen können ohne ernsten Hinblick auf die Vorzeit. In diesem Betracht darf ich mich wohl der erwiesenen Gunst bescheiden-dankbar erfreuen und die Hoffnung nähren, zu jenen herrlichen vaterländischen Zwecken einigermaßen mitzuwirken." Daß Goethes „Mitwirkung" eine wirkliche Mitarbeit war, lehren starke Aktenbündel des Goethe-Archivs. Sie betreffen in der Hauptsache zwei von ihm bearbeitete Zeugnisse des deutschen Mittelalters, die sogenannte Inschrift von Heilsberg bei Rudolstadt, namentlich aber eine große silberne Schüssel, die man als eine Taufschale für den braunschweigischen Otto, den dritten Sohn Heinrichs des Löwen, ansah. Aber gerade die Entwicklung der fachmännischen Untersuchung dieses mittelalterlichen Wertstückes und deren Ergebnis, nämlich sieben verschiedene Deutungen über das wer, wie, wo, wann dieser Schale erregen in Goethe den gleichen pessimistischen Eindruck, den Schlosser von der gemeinsamen Bearbeitung wissenschaftlicher Arbeiten in Deutschland gewonnen hatte. Goethe schließt am 9. Dezember 1822 an den Staatsrat Schultz mit dem Gedanken: „Es ist um die Geschichte ein gar wunderlich Ding; das gewisseste Resultat aller Bemühungen deshalb ist der Zweifel." Im vorliegenden Falle (der siebenfachen Deutung eines einzigen Objekts) verwirrten sich die Sinne, und „man möchte lieber das Becken wieder einschmelzen, damit nur niemand weiter darüber 'meinen' könne". Und so glaubt der Verfasser einer eingehenden Darstellung 'Goethe und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde' im Goethe-Jahrbuch 21 (1900), Karl Schüddekopf, das Fehlen weiterer öffentlicher Kundgebungen Goethes über die Gesellschaft, die ja heute noch trotz allen riesenhaften Schwierigkeiten der Zeitläufte tapfer an ihren großen Aufgaben arbeitet, damit erklären zu müssen, daß Goethe durch jene mißlichen Erfahrungen von weiterer eigener wissenschaftlicher Mitarbeit abgeschreckt sei. Das hat ihn aber nicht abgehalten, sich ihr nach anderen Richtungen hin hilfsbereit zur Verfügung zu stellen. Und auch für die weitere Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung hat er stets volles Verständnis gezeigt.

So wenig wie bei der bisher besprochenen Gesellschaft ist Goethe der Gründer der 'Naturforschenden Gesellschaft' in Jena gewesen.

Wohl aber steht hinter der bedeutenden Persönlichkeit ihres Stifters, August Karl Batsch (1761/1802) in dessen entscheidenden Lebensepochen die überragende Persönlichkeit des Menschen, Forschers und Beamten Goethe. Als Weimarer Landeskind trat der junge Mediziner, wahrscheinlich durch Knebels Vermittlung, ihm nahe, 1787 vermochte er ihm eine Professur in Jena anzubieten, und da sich die ruhige Tüchtigkeit von Batsch auch organisatorisch bewährte, machte er ihn 1794 zum Leiter des damals neugegründeten Botanischen Instituts. Ein Jahr vorher war von Batsch die 'Naturforschende Gesellschaft' gegründet worden. Goethes Anteilnahme an seiner „zarten Bestimmtheit und seinem ruhigen Eifer", seiner Denkweise über höhere Ansichten der Pflanzenkultur und über die verschiedenen Methoden, dieses Wissen zu behandeln", führte die beiden Männer immer näher zusammen und kam der von Batsch gegründeten Gesellschaft dauernd zugute. Das und die Tatsache, daß in einer der regelmäßigen Sitzungen der Gesellschaft des Jahres 1794 die bekannte und so außerordentlich folgenreiche Begegnung Goethes mit Schiller stattfand, muß uns dafür entschädigen, daß über Einzelheiten der Goetheschen Mitarbeit an der Gesellschaft nichts bekannt ist.

Die Goethe-Charakterisierung des berühmten Schillerschen Geburtstagsbriefes von 1794 an Goethe, der jener Begegnung in Jena folgte, spricht von dem „beobachtenden Blick" Goethes, „der so rein und still auf den Dingen ruht". Wir können mit Fug und Recht dieses Urteil auch auf eine Reihe spezieller Kulturfragen anwenden, für die Goethe durch seinen Eintritt in gemeinnützige Gesellschaften besonderen Anteil bekundet. In solchem Gedankengang sei aus Goethes Jugendzeit an die Straßburger 'Gesellschaft der Schönen Wissenschaften'[1]) erinnert, die sich an die Salzmannsche Tischgesellschaft anlehnte, an sein Interesse an den Naturforscher-Versammlungen in Berlin und Heidelberg (1828 und 30), an die letztere auch deshalb, weil sie Goethe Gelegenheit bot, gegenüber Eckermann (27. Januar 1830) ein zusammenfassendes Urteil über Unwert, namentlich aber auch Wert solcher Gesellschaften und ihrer Tagungen abzugeben:

„Ich weiß recht gut, daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht so viel herauskommt, als man sich denken mag; aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus dann folgt, daß man irgendeine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser wiederum geneigt sein wird, uns in unseren Richtungen eines anderen Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir, daß etwas geschieht, und niemand kann wissen, was dabei herauskommt."

Hier wäre auch an folgende Urteile über Kulturaufgaben und Kulturwerte der einzelnen Wissenschaften zu erinnern:

[1]) Über das (bestrittene) Vorhandensein dieser Gesellschaft und G's Zugehörigkeit zu ihr s. Albert Bielschowsky: 'Goethe' I, 99. 501/2, und Ernst Traumann: 'Goethe, der Straßburger Student' (Leipzig 1901) S. 67.

„Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit. Die abstrakten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung" ....

„Die Astronomie ist mir deswegen so wert, weil sie die einzige aller Wissenschaften ist, die auf allgemein anerkannten und unbestreitbaren Basen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortschreitet. Getrennt durch Länder und Meere teilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felsen fortbauen" (zum Kanzler Müller 16. Dezember 1812).

Solche Ansprüche an gemeinsame geistige Arbeit, an gegenseitige Duldung, an das Zusammenfassen verschiedener Richtungen standen Goethe natürlich auch vor Augen für seine literarische Beteiligung an Zeitschriften mit Zielen der Kulturförderung und für deren Leitung durch ihn selbst. „Der ganze Gang unsrer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann" (Gespräch mit Riemer 18. Nov. 1806). Wie schwierig aber gerade solchen Gesichtspunkten gegenüber die Verhältnisse in Deutschland gelagert sind, das beklagt Goethe lebhaft am 14. März 1830 gegenüber Eckermann: „Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Östreich; und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen." Und schon früher hatte er festgestellt: „Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfänden und nach Einer Art, in Einem Sinn, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten."

Treten wir nun an die Zeitschriften heran, denen Goethe entweder schriftstellerische und kritische Mitarbeit zugewendet oder die er selbst geleitet hat, so können die Beiträge zu den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' aus den Jahren 1772/73 sehr kurz behandelt werden. Von einem überragenden, über den Parteien stehenden, kultureller Sammlung und Versöhnung dienenden Standpunkt ist hier bei dem 23jährigen Stürmer und Dränger noch nicht die Rede; die Freude an Kampf und an Kritik des wertlosen Alten gibt diesen jugendlich sprühenden Auslassungen den Charakter. Dagegen schienen die 1794 von Schiller gegründeten 'Horen' von vornherein der geeignete Boden für Sammlung und Vereinigung kulturfördernder, aufbauender Kräfte. Diese Monatschrift sollte sich nach Schillers Ankündigung über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen, als geschichtlichen und künstlerischen Untersuchungen offenstehen. „Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessieren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und

unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." Unterricht und Bildung, freie Forschung der Wahrheit, fruchtbarer Umtausch der Ideen, das waren die vorgezeichneten Kulturziele. Ihnen hat zunächst Goethes Mitarbeit entsprochen, obgleich sie zeitlich in den Beginn der starken literarischen Gereiztheit fiel, die dann in den 'Xenien' zum Austrag kam. Aber sehr bald hat Mangel an Beiträgen seitens saumseliger Mitarbeiter grade Goethe selbst zu Beiträgen veranlaßt, die durchaus nicht im Einklang mit der Schillerschen Ankündigung standen und an dem Eingehen der Monatschrift im Jahre 1797 bedeutenden Anteil hatten.

Schon das nächste Jahr 1798 sollte nach den Plänen von Goethe, Schiller und Meyer in den 'Propyläen' einen Ersatz für die 'Horen' wenigstens auf dem umgrenzteren Gebiete der Kunst bringen. Das Schicksal dieser schon 1800 wieder eingegangenen Zeitschrift des Verlages Cotta erinnert in mancher Beziehung an das der 'Horen'. Auch sie entsteht unter dem anfeuernden Einfluß Schillers, der den Freund zu einem tatkräftigeren Einwirken auf die stumpfe Außenwelt mit fortreißt. Und es reizt Goethe, grade auf dem ihm seit Italien besonders ans Herz gewachsenen Gebiet künstlerischer Probleme ein Sprachrohr zu besitzen. In Verbindung damit werden bereits in dem sehr ausführlichen einleitenden Aufsatz der 'Propyläen' Preisaufgaben und Wettbewerbe angekündigt, welche, zu Weimarer Kunstausstellungen der „W. K. F." (der „Weimarer Kunst-Freunde") während der Jahre 1799 bis 1805 führend, trotz mancher Widerstände, die sie fanden, einen belebenden und nachhaltigen Einfluß auf das deutsche Kunstleben ausgeübt haben. Unter den Beiträgen Goethes für die 'Propyläen' sei auf die Novelle 'Der Sammler und die Seinigen' hingewiesen, weil Goethe hier aus allumfassendem Geist und ausgebreiteter Kunstanschauung heraus seinen eigenen Standpunkt des notwendigen Verständnisses für verschiedene künstlerische Ausdrucksweisen, der harmonischen Versöhnung und Ausgleichung entgegengesetzter künstlerischer Auffassungen darlegt. Den großzügigen Plänen, die in den 'Propyläen' der gebildeten deutschen Welt vorgelegt wurden, entsprach in keiner Weise die Teilnahme an der Zeitschrift. Schiller prägte damals das scharfe Wort von der „unerhörten Erbärmlichkeit" des deutschen Publikums. Aber er berücksichtigte dabei zu wenig, daß der allgemeinen Richtung der 'Propyläen', d. h. der ausgesprochenen Klassik, inzwischen in der emporwachsenden Romantik ein beachtens- und achtungswerter Gegner erstanden war, der jeden Zwang des Kunstgesetzes, jeden gesetzmäßigen Stil bewußt ablehnte.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts bringt dann zwei journalistische Zwischenspiele in dem Bestreben Goethes, von Weimar-Jena aus das geistige Leben in Deutschland zu wecken und zu fördern, seine Mitarbeit an der 'Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung' und an dem Cottaschen 'Morgenblatt'. Die Begründung oder Umformung

des Jenaer Organs stellt ein Stück seiner unablässigen Fürsorge für das zweite Kulturzentrum des Herzogtums dar. Eine akademische Notlage des Jahres 1803, der plötzliche gleichzeitige Weggang von sechs berühmten Professoren, die von dem Redakteur der 'Allgemeinen Litteraturzeitung' Hofrat Schütz und von Kotzebue betriebene Verlegung des einflußreichen Blattes von Jena nach Halle ließ stärkste Befürchtungen für ein weiteres Gedeihen der Hochschule entstehen. So stellt sich Goethe als geistiger Leiter des Blattes (zum Redakteur war Eichstädt bestellt) in die Bresche und hat bis zum Jahre 1809 erfolgreich daran gearbeitet, die Folgen jener Krisis zu bekämpfen, die ja dann 1806 von der sehr viel ernsteren politisch-weltgeschichtlichen Bedrängnis abgelöst wurde.

Sehr viel weniger eng waren seine Beziehungen zum Stuttgarter 'Morgenblatt', das auch trotz seiner geschäftlichen Herausgabe durch Goethes Verleger Cotta doch sehr oft in starke Gegnerschaft zu ihm trat. So sind seine namentlich über die Jahre 1807 bis 16 sich erstreckenden Beiträge überwiegend Mitteilungen über seine eigenen Werke, und damit erhalten die entsprechenden Jahrgänge kulturgeschichtlichen Wert.

Erst das Jahr 1816 bringt wieder ein eigenes Organ Goethescher Weltanschauung, über das er frei und ungehindert verfügen, in dem er geistig teilnehmend, kritisch empfehlend und urteilend alles verarbeiten kann, was ihm auf dem Gebiete der Kunst entgegentritt: 'Kunst und Altertum'. Die Zeitschrift erschien in den Jahren 1816 bis 18, auf die Anregung des Ministers v. Stein hin, unter dem Titel 'Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden', und die Widmung „Als Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute" kennzeichnet sie zunächst als Reise-Zeitschrift. Aber es ist bezeichnend, daß sie dann zu einem literarischen Denkmal zugleich seiner Leidenschaft für die klassische Kunst und seiner wieder- und neuerworbenen Würdigung der altdeutschen Kunst, der Versöhnung zweier anscheinend unversöhnlichen Kunststandpunkte geworden ist. Und darüber hinaus läßt sich auf literarischem Gebiet aus ihr ein sehr wertvoller Einblick in Goethes Stellung zum Begriff der deutschen Nationalkultur überhaupt gewinnen. Denn 'Kunst und Altertum' ist auch ein Bekenntnis der Wertschätzung altdeutscher Dichtung; auch in ihr sieht er eine Offenbarung deutschen Lebens in einer dem Deutschen eigentümlichen Form. Gewiß haben auch in 'Kunst und Altertum' persönliche Stimmungen, Meinungen, Überzeugungen jenen kernhaften Goetheschen Ausdruck gefunden, den man mit dem Gesamtlosungswort der Schlußzeilen seines Gedichts: 'Dem 31. Oktober 1817' kennzeichnen könnte:

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.

Aber es gilt doch noch heute von diesen Blättern und Heften, was über sie und über Goethes Gesamtstellung zum deutschen Volk am Abend seines Lebens ein Ungenannter in Nr. 240 des 'Literarischen Konversationsblattes' vom 18. Oktober 1824 an einen Freund schrieb: „Wird es Dir doch gehen, wie mir und vielen anderen, daß Du die Mitteilungen in 'Kunst und Altertum' als Lehren, als fruchttragende Saatkörner, als Segen ansiehst, die ein wohlgesinnter Lehrer, nach ernstlich betriebenem Tagewerk, am Abend seines Lebens ausstreut. Wenn irgendwo, so sollte sich Pietät in unseren Landsleuten äußern in liebevoller, ehrerbietiger Aufnahme, Pflege, Anwendung und Fortführung des Dargebotenen, und Ihr Jüngeren müßt darin Aufforderung finden, gegen die Barbarei anzukämpfen, die in unseren Tagen Kunst und Wissenschaft bedroht und hier und da zu herrschen scheint." Und es gilt schließlich auch für diese Seite der gesamten, hier kurz angedeuteten tagesschriftstellerischen Tätigkeit Goethes doch und trotz einzelner Entgleisungen und Härten, zu denen die wohlverdiente Stellung eines praeceptor Germaniae ihn verleitete, sein Urteil an Zelter über 'Kunst und Altertum' vom 24. Juli 1823: „In jedem solchen Hefte ist mehr Leben niedergelegt, als man ihm ansieht. Leider liest niemand heutzutage, als nur das Blatt loszuwerden; darum soll der Schreibende immer tüchtiger werden, um der Nachwelt ein Zeugnis zu hinterlassen, daß er nicht umsonst gestrebt hat."

In der Mitarbeit Goethes an den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' und an 'Kunst und Altertum' nehmen Stoffe der deutschen Volksdichtung und der volkstümlichen Dichtkunst aller Zeiten einen breiten Raum ein. Von früher Jugend an ist er, wovon 'Dichtung und Wahrheit' vielseitiges Zeugnis ablegen, durch Bibelstudium beeinflußt worden; der Grund zu seiner „Bibelfestigkeit" ist gelegt, seine Sprache spricht davon. Seit der Straßburger Zeit und Herders tiefgehendem Einfluß durchleuchtet das „homerische Licht" sein gesamtes dichterisches und schriftstellerisches Empfinden. So mußte der Plan eines 'Deutschen Volksbuches' als eines deutschen kulturellen Binde- und Erziehungsmittels, das sich auf alle diese Elemente aufbauen sollte, ihn lebhaft beschäftigen, als er dem Neunundfünfzigjährigen von andrer Seite her zugetragen wurde. In Goethes Geist auf ähnliche Bestrebungen treffend, ist er dann zu so großen Ausmaßen gereift, daß wohl grade in dieser geistvollen Ausreifung und Ausweitung der Grund zur schließlichen Nichtausführung gelegen hat. Am 8. August 1808 empfing Goethe ein Schreiben des früheren Professors der Philosophie in Jena, damals bayrischen Studienrats für Kirchen- und Schulangelegenheiten, Niethammer in München. Es legte dem „ersten teutschen Nationalschriftsteller" die Bitte der bayrischen Regierung vor: als wirksames Mittel der deutschen Nationalbildung die Schöpfung eines „teutschen Nationalbuches" in die Hand zu neh-

men. Der Schreiber erinnert dabei an seine früheren Jenenser Beziehungen zu Goethe, an das, was er „in unvergeßlichen Zeiten seiner eigenen geistigen Ausbildung in dem Verein der herrlichsten Geister Teutschlands" von Goethe selbst als seine Ansicht über Erziehung und Nationalbildung und insbesondre über Bibel und Volksbücher mehrmals zu hören Gelegenheit gehabt hätte. Goethe geht in seiner (noch am gleichen Tage abgeschickten) vorläufigen Antwort warm auf diese Erinnerungen seines philosophischen Beraters in Jena und seine Gedanken ein. Niethammer glaubt den Mangel an Kunstgeschmack und Takt in der Beurteilung des Klassischen im deutschen Volk gegenüber dem Vorhandensein von tiefem Gefühl, Kunstliebe und Kunstsinn in ihm dadurch zu erklären, daß „wir unsere Klassiker zu wenig achten und selbst zu wenig kennen. . . . Die Lesewut, die ein Nationallaster der Teutschen geworden ist, hascht nur immer nach Neuem und verschlingt Gutes wie Schlechtes. . . . Wie soll sich in diesem Zustand ein Maßstab für das Kunsturteil, ein Gefühl für die Kunst bilden?" Andere Erschwernisse solcher Übereinstimmung werden noch angeführt, um das einzig wirksame Mittel der Hebung der allgemeinen Geschmacksbildung zu empfehlen: „Eine sorgfältig gepflanzte und gepflegte vertraute Bekanntschaft mit den klassischen Geisteswerken unserer Nation." Aus diesem reichen Schatz muß eine Auswahl des Vorzüglichsten in Form eines Nationalbuches geboten und als wichtigstes Bildungsmittel der Schulen zum lebendigen Besitz der Nation gestaltet werden. Damit wäre für die Nation ein einheitlicher, fester, gemeinsamer Bildungspunkt gewonnen, durch den alle hindurch müssen. Und nun wirft Niethammer die auch heute noch, ja heute vielleicht noch mehr als 1808 geltende Frage auf: „In welchem Punkte berührt sich denn noch der Vornehme mit dem Volke?" Homer war ein solches allgemeines Bildungsmittel für die Griechen, die Bibel war es in gewisser Weise für uns Deutsche; aus verschiedenen Gründen ist die deutsch gewordene Bibel es aber nicht mehr. Nun besitzen wir zwar keinen Klassiker, der so national wäre, wie es Homer für sein Volk gewesen ist. „Aber wir haben Klassiker, von welchen vieles eine gleich große Nationalität als Homer hatte, zu haben verdiente. Eine Sammlung des Vorzüglichsten unsrer teutschen Klassiker wäre ein Buch, das mit Recht ein Nationalbuch zu sein würdig wäre." Für die Aufstellung einer solchen Sammlung kommen für Niethammer nur zwei Männer in Frage: Goethe und Joh. Heinr. Voß, von denen der eine uns den Homer, der andere so viel Homerisches gegeben habe; nur durch sie könne ein Werk entstehen, das der Homer der Teutschen zu werden bestimmt sei.

In einer zweiten und ausführlichen Antwort vom 19. August erwähnt Goethe zunächst, daß er selbst schon lange einen gleichen Plan hege wie Niethammer, stimmt auch sonst mit Wärme seinen Gedanken zu, verhehlt aber nicht die Bedenken, die sie aufsteigen lassen. „Über-

haupt ist es eine von den Unternehmungen, die immer mehr wachsen, je mehr man sich ihnen nähert, die immer tiefer werden, je tiefer man hineinkommt" usf. Daß aber der Dichter selbst bereits in ernstester und umfassendster Weise Stoff für ein solches Volksbuch gesammelt hat, beweist eine umfangreiche Beilage dieses Briefes, der Entwurf zu einem „lyrischen Volksbuch". Bei der Ausführlichkeit dieses Entwurfs ist leider auch nicht einmal eine Inhaltsangabe an dieser Stelle möglich und ebensowenig kann auf die weitere ungünstige Entwicklung des Unternehmens, die die zuletzt angeführten Worte Goethes erkennen lassen, eingegangen werden. Hingewiesen sei aber auf ein Doppeltes. Der Goethesche „Entwurf" hat Aufnahme in neuere Ausgaben seiner Werke gefunden (Schriften zur Literatur), und die Weimarer Ausgabe vermittelt uns in Band 42 II, S. 397/428 ein weiteres gedankenreiches Schema Goethes zu einem Volksbuch historischen Inhalts, läßt also erkennen, daß aus der Wurzel der Niethammerschen Idee ein neuer Stamm herausgewachsen ist, und daß der alte Stamm neue Triebe angesetzt hat. Brachte der Rahmen, in den die Gedanken des „Entwurfs" eingespannt sind, deutsche Literatur auch unter dem Gesichtspunkt der Weltliteratur, so tritt in dem neuen „Schema" der neue Gesichtspunkt der weltgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklung hinzu, der im „Entwurf" gewonnene Begriff deutscher Bildung aber wird im weltliterarischen Sinne außerordentlich ausgeweitet. Mit dem Lapidarsatz: „Die höchste Form einer solchen Sammlung finden wir in der Bibel" leitet dann das Schema zu einer großartigen welt- und kulturgeschichtlichen Höhenwanderung und Umschau über. Und wer wünschte nun nicht grade heute, z. B. im Abschnitt „Revolution", mehr zu finden als die Stichworte „Anarchie, Monarchie", als den Goetheschen Wunsch: „Welthistorische Übersicht mehr als je zu wünschen!" Wer bedauerte nicht solcher genialen und weitumgreifenden Ausbreitung und Ausgestaltung des Niethammerschen Gedankens gegenüber, daß der Plan eines 'Deutschen Volksbuches' ein Torso, wenn auch ein gewaltiger, geblieben ist!

Kann in heutiger Zeit an seine Fortführung und Vollendung gedacht werden?! Schon Goethe dachte sie sich nur möglich in dem Zusammenwirken einer großen Anzahl bedeutender Männer, von denen Herder, Schlözer, Heeren, Sartorius, Eichhorn genannt werden. Und das lenkt den Blick auf Verbindungsfäden mit einem anderen großen Plan Goethes: der dauernden Fürsorge für deutsche Kultur. Sie tritt nicht nur in dem „Entwurf" und dem „Schema" zutage; sie führt im gleichen Jahre 1808 zu Vorarbeiten eines Kongresses ausgezeichneter deutscher Männer, die nach Weimar geladen werden sollten, um über die Pflege der deutschen Sprache und Gegenstände der deutschen Kultur zu beraten. Es ist also das gleiche Jahr wie das des Erfurter Kongresses und Goethes Begegnung mit

Napoleon, die — allmählich wohl nur noch vereinzelt — immer wieder herangezogen wird, um des Dichters deutsche Gesinnung anzuzweifeln. Riemer hat damals auch, unter Bezugnahme auf die urdeutsche Schöpfung 'Hermann und Dorothea', über den Plan eines Deutschen Volksbuchs geäußert: wäre er zur Ausführung gekommen, „so würde man wenigstens nicht sagen können, daß Goethe keine Zeile für Deutschland geschrieben habe". Wir aber gebieten heute über eine Fülle von Material, um nicht nur Goethes mit einem klassischen Kosmopolitismus eng und harmonisch verbundene deutsche Gesinnung, sondern auch sein deutsches Tun und seine deutsche Wirksamkeit über allen Zweifel erheben zu können. Und in diesen weit gespannten Rahmen gehören auch seine Bestrebungen für deutsche Kultur. Wie schon sein Werk als Ausdruck seiner Persönlichkeit eine Offenbarung des Deutschtums darstellt, so steht auch die Tatsache fest, daß er eine allgemeine Nationalkultur erst geschaffen hat oder mit hat schaffen helfen, d. h. eine arteigentümliche deutsche Gedanken- und Gefühlsatmosphäre.

---

# Goethes Angaben über die Entstehung des 'Faust'

Von Wilhelm Büchner (Darmstadt)

Nach Goethes Kunstlehre unterscheidet sich das Werk eines Meisters von dem eines Dilettanten vor allem durch die erste Anlage. „Jener stellt sein Werk mit wenig Strichen als fertig dar. Ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein." — „Was die letzte Hand tun kann, muß die erste schon entschieden aussprechen. Hier muß schon bestimmt sein, was getan werden soll." — „Bei jedem Kunstwerk groß oder klein bis ins kleinste kommt alles auf die Konzeption an."[1])

Der Ausdruck „Konzeption" stellt den ganzen Vorgang in Vergleich mit der Zeugung: wie die Leibesfrucht vom Augenblick der Empfängnis, so ist nach der hier von dem Dichter vertretenen Anschauung das echte Kunstwerk vom Augenblick seiner Entstehung an „geprägte Form, die lebend sich entwickelt." Nach Schopenhauer gilt das nicht nur vom Kunstwerk, sondern auch von den Werken der Wissenschaft. Er schreibt nämlich bei der Übersendung seiner Abhandlung über das Sehen und die Farben an Goethe: „Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem einzigen glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Konzeption: die Geburt aber, die Ausführung ist wenigstens bei mir nicht ohne Pein."[2])

Es fehlt nicht an Äußerungen Goethes, in denen auch für seinen 'Faust' eine solche Art der Entstehung behauptet wird. So schrieb er 1826 in einem Entwurf für die Einleitung zu seiner 'Helena': „Dieses Zwischenspiel war gleich bei der ersten Konzeption des Ganzen ohne weiteres bestimmt und von Zeit zu Zeit an die Entwicklung und Ausführung gedacht."[3]) Ähnliches berichtet von dem

---

[1]) 'Maximen und Reflexionen' Nr. 447. 1122. 224 (Schriften der G.-G. 21 [1907], 94. 232. 39). Ausführlich entwickelt diese Ansicht von der Bedeutung der Konzeption Otto Jahn: 'W. A. Mozart' (4. Aufl.) 2, 125/28.

[2]) Brief vom 11. Nov. 1815 (Goethe-Jahrbuch 9, 54).

[3]) Paralipomenon 123 (Werke 15 II, 213; H. G. Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 339 Nr. 1387).

ganzen Zweiten Teil der Dichtung ein Brief an Zelter (1. Juni 1831): „Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahr konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen und ein solches inneres lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden." Dem Sinne nach dasselbe sagte Goethe zu Eckermann (6. Dez. 1829) und schrieb es an Wilhelm von Humboldt (1. Dez. 1831). Er nennt hier freilich fünfzig Jahre statt sechzig. Aber eine Beschäftigung des Dichters mit dem 'Faust' ist für die achtziger Jahre nicht nachzuweisen und höchst unwahrscheinlich; man hat vielmehr anzunehmen, daß er die Zahl sechzig auf ein halbes Jahrhundert abgerundet hat.

Da Humboldt in dem zuletzt erwähnten Briefe Goethes einiges nicht verstanden hatte und um Aufklärung bat (6. Jan. 1832), kam Goethe in einem wenige Tage vor seinem Tod abgeschickten Brief nochmals auf die Sache zurück mit den Worten: „Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des 'Faust' bei mir jugendlich von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag." Für diese Äußerung, die früher verschieden aufgefaßt wurde, hat sich in neuerer Zeit die Erklärung eingebürgert, die August Fresenius im 15. Bande des Goethe-Jahrbuchs (S. 251 f.) aufgestellt hat. Fresenius weist darauf hin, daß Goethe den Ausdruck „von vorne herein" nicht in dem uns geläufigen zeitlichen Sinn, sondern räumlich verwendet („in den vorderen Partien"). Diese Bedeutung sei auch hier anzunehmen. In den vorderen Partien klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich habe die Konzeption des 'Faust' bei dem noch jugendlichen Dichter vorgelegen. Wenn diese Erklärung richtig ist, so sagt Goethe auch hier nicht, daß er an Mitte und Ende der Dichtung in seiner Jugend nicht gedacht habe, sondern auch danach lag schon damals ein Ganzes vor, nur waren nicht alle Teile so ausgebildet wie der Anfang. Wie sollte Goethe auch dazu kommen, hier etwas anderes zu behaupten, als in dem vorhergehenden Brief an Humboldt, den er erläutern will, und in dem er ausdrücklich geschrieben hatte: er habe den Zweiten Teil des 'Faust' von Jugend auf in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch durchgearbeitet! Übrigens ist der Text des Briefes vom 17. März 1832 nicht zuverlässig. Die Grundlage bildet ein diktiertes und recht fehlerhaftes Konzept, das an Stelle des erkrankten Dichters Riemer für die Reinschrift durchverbessert hat.

Bei der Ansicht, die Goethe über die Entstehung eines Kunstwerkes im allgemeinen und des 'Faust' im besonderen hatte, mußte es ihn sonderbar berühren, als ihm die Meinung entgegentrat: „er habe nicht gewußt, was er wollte, als er die Dichtung angefangen, sondern habe aufs Geratewohl, ins Blaue hinein gedichtet und sich nur des Namens „Faust" bedient, um die einzelnen Perlen aufzuziehen und sie vor der Zerstreuung zu bewahren." Mit diesen spöttischen Worten

umschreibt Goethe selbst die Meinung, die der Geschichtsschreiber Luden ihm im Jahre 1806 bei einem Gespräch über den 'Faust' vortrug. Luden glaubte nicht, daß das damals bekannte 'Faust'-Fragment zu einem Ganzen gehöre, sondern willkürlich aneinander gereihte Szenen enthalte; es würde ihm, so erklärte er dem Dichter, sehr wehe tun, wenn irgend etwas von diesem Fragmente, das ihm so wohlbekannt und so lieb geworden sei, (bei der weiteren Ausführung) in dem Ganzen verloren ginge. Goethe erwiderte: „Wie könnten aber die Bruchstücke in einem Ganzen verloren gehen, aus welchem sie herausgenommen sind? Sie werden in demselben als organische Bestandteile erscheinen und erst ihre wahre Bedeutung erhalten." [1])

Wir sehen also Goethe in seinem Mannes- und Greisenalter von der Vorstellung beherrscht, daß sich seine 'Faust'-Dichtung aus einer jugendlichen Konzeption organisch entwickelt habe und entwickele. Ist eine solche Urform der Dichtung denkbar, einfach genug, um sie dem Jüngling zutrauen zu können, und doch so kraftgefüllt, daß alle wesentlichen Motive des vollendeten Werkes sich daraus entfalten konnten? Was Goethe in der Zeit, wo er den Ersten Teil vollendete, also um die Wende des Jahrhunderts, als den beherrschenden Gedanken der Dichtung ansah, darüber kann seit der Veröffentlichung des ersten 'Faust'-Paralipomenons kein Zweifel mehr bestehen. Er unterscheidet hier nämlich in dem Lebensgang seines Faust vier Stufen: „Lebensgenuß der Person von außen ges[ucht?] 1er Theil in der Dumpfheit Leidenschaft | Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein zweyter Theil Schönheit | Schöpfungsgenuß von innen, Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle." [2]) Aus dieser Zusammenfassung erkennt man, was dem Dichter die Hauptsache war. Faust, der Unbefriedigte, der mit den höchsten Ansprüchen an das Leben ein täuschungsloses Auge für die Mängel alles Irdischen verbindet, soll durch die verschiedenen Arten des Genusses hindurchschreiten und zwar in aufsteigender Linie, bis er bei dem Schöpfungsgenuß von innen, wo die Tat alles ist und nichts der Ruhm, erkennt: daß es der Mühe wert ist, ein Mensch zu sein.

Dieses Ziel erreicht er als Schöpfer des dem Meer abgerungenen Neulands. In dem Gespräch mit der Sorge und den stolzen Worten vor seinem Ende gibt er der damit verbundenen Befriedigung unzweideutigen Ausdruck (V. 11440 f., 11500 f., 11559 f.). Es ist die

---

[1]) Heinrich Luden: 'Rückblicke in mein Leben' (Jena 1847) S. 24 f; abgedruckt bei Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 147/50 und in 'Goethes Gesprächen' (2. Aufl.) 1, 425/32. Der Bericht dürfte ziemlich zuverlässig sein, da er an manchen Stellen für Luden keineswegs schmeichelhaft ist.

[2]) Die Abkürzung 'ges' wird gewöhnlich zu „gesehen" ergänzt. Ein Faksimile des Paralipomenons hat Eugene W. Manning im Goethe-Jahrbuch 17 (1896), 208 und Georg Witkowski in seiner Ausgabe von 'Goethes Faust' (Leipzig 1906) 1, 375/6 veröffentlicht.

Stimmung, wie sie Goethe in dem 'Vorspiel' von 1807 als das Erbteil aller schöpferisch Tätigen geschildert hat.[1])

Der Entwicklungsgang Fausts, den das erste Paralipomenon skizziert, ist der Volkssage ganz fremd, doch weist Goethe in seinem Bericht über die Anfänge der Dichtung in Straßburg darauf hin: daß wenigstens das zugrunde liegende Problem in der Überlieferung angedeutet ist. Er schreibt: „Die bedeutende Puppenspielfabel — klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen."[2]) In dem Augenblick, wo die 'Faust'-Sage in der Einbildungskraft des Dichters die Wendung nahm, daß die Frage nach dem Wert des Lebens in den Mittelpunkt trat und bejaht wurde, entstand eine Konzeption in dem eingangs erörterten Sinne. Denn bei der Ausführung mußte sowohl die dunkle als auch die lichte Seite des Lebens im weitesten Umfang zur Darstellung kommen; Faust mußte alle Bitterkeiten und Enttäuschungen bis zur Neige kosten und dabei trotzdem zum Frieden mit der Welt gelangen

Daß dieses Motiv in der Dichtung eine Rolle spielt, hat man von jeher beachtet. So schrieb Gustav v. Loeper: „Das Werk wird auf des Dichters hoher Warte zu einer Weltsatire, der als Kehrseite eine Welterfassung entspricht"[3]), und Friedrich Theodor Vischer: „es zeigt den Pessimismus im ganzen Umfang seines scheinbaren Rechts und ist hochoptimistisch."[4]) Man sah darin freilich nur ein Nebenmotiv, aber das erste 'Faust'-Paralipomenon erweist das scheinbare Nebenmotiv als das Thema der Dichtung.

Bei der Einfachheit des Motivs haben wir keinen Grund, an Goethes Angabe zu zweifeln, wonach er den entscheidenden Gedanken bereits in der Straßburger Zeit gefaßt hat. Ja, man darf sogar be-

---

[1]) In dem Monolog der Majestät. Die grundlegende Bedeutung des ersten Paralipomenons für die 'Faust'-Erklärung betont auch Chr. Sarauw in seiner Schrift 'Die Entwicklungsgeschichte von Goethes Faust' (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser I 7, Kopenhagen 1918). Er meint aber: zu der höchsten Stufe, dem Schöpfungsgenuß, gelange Faust nicht auf Erden, sondern erst nach seinem Tode als Entelechie (S. 90 f.). Der Verfasser setzt sich damit in Widerspruch zu Faust selbst, der Beschränkung auf das Diesseits und Freude am diesseitigen Wirken kurz vor seinem Ende so nachdrücklich ausspricht. Der Dichter würde ihn hier doch wohl anders sprechen lassen, wenn die Hauptsache erst nach seinem Tode kommen sollte. Übrigens nimmt, wie wir sahen, das Paralipomenon nach dem „Schöpfungsgenuß" noch eine weitere Szene in Aussicht: „Epilog im Chaos auf dem Wege zur Hölle." Es ist klar, daß aus diesem Keim sich die Szenen entwickelt haben, die jetzt auf Fausts Tod folgen.

[2]) Werke 27, 321; Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 199 Nr. 1142.

[3]) Goethes Faust, 2. Aufl., 2, VIII.

[4]) 'Göthe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts' S. 275.

haupten: daß der Entschluß, die überlieferte Sage in dieser Weise umzudichten, einer unternehmenden Jugend besser ansteht als dem gereiften Künstler, und daß Goethe in der Zeit, wo er das erste Paralipomenon niederschrieb, den Mut nicht mehr gefunden hätte, ein solches Abenteuer zu beginnen.

In welcher Gestalt und zu welcher Zeit sich die einzelnen Motive aus dem Kern-Gedanken herausgestalteten, hätte Goethe im einzelnen wohl selbst nicht mehr genau angeben können. Daß er neben den einleitenden Szenen, die Fausts Unbefriedigung schildern, zunächst das Motiv behandelte, das in dem ersten Paralipomenon mit den Worten „Lebensgenuß der Person von außen ges [gesucht]“ bezeichnet wird, ist begreiflich. So entstanden die Szene in Auerbachs Keller und die Gretchen-Tragödie bereits in Frankfurt. Als er später die Enttäuschungen und Qualen, die Faust auf der Suche nach persönlichem Lebensgenuß erfährt, breiter ausführte, konnte er jene Szenen ohne wesentliche Veränderung übernehmen, der beste Beweis, daß sie keineswegs planlos gearbeitete „Fetzen“ waren.

Nach Goethes Angabe haben aber auch die Hauptmotive des Zweiten Teiles schon in Frankfurt Gestalt angenommen. In einem Bericht darüber, den er 1816 für das 18. Buch von 'Dichtung und Wahrheit' entwarf, erzählt er ausführlich, wie er sich in seiner Jugend die Fortsetzung des 'Faust' über den jetzigen Ersten Teil hinaus gedacht habe.[1]) Er schildert darin Fausts Tätigkeit am Kaiserhof, seine Verbindung mit Helena und seine Hinwendung zu Besitz und Herrschaft. Was er in dieser Skizze und in einem durch Falk überlieferten Gespräch[2]) über die geplante Audienz Fausts beim Kaiser angibt, zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Stelle in Wielands Roman 'Der goldene Spiegel' (erschienen 1772), wo der Hofphilosoph Danischmend dem Sultan erhabene Ideen vorträgt, dadurch aber nur erreicht, daß dieser einschläft. Daß Goethe frühzeitig sich entschlossen hat, dieses Motiv in seinem 'Faust' zu verwenden, beweist der unter den Paralipomenis (65) erhaltene Entwurf zu einer Szene, in der der Kaiser einschläft, während Faust durch beschworene Geister allerlei Lebensweisheit vortragen läßt. Der Entwurf ist noch ganz in Shakespeareschem Stile gehalten. Da er von dem Dichter auf einem Bogen Weimarischen Konzeptpapiers geschrieben ist, so wird er wohl bald nach 1775 anzusetzen sein.

Auch die im 'Ur-Faust' erhaltene Szene „Landstraße“, die später keine Verwendung gefunden hat, dürfte auf eine frühe Beschäftigung mit einem Motiv des Zweiten Teiles hinweisen. Den vier Versen, aus denen sie besteht („Was giebts, Mephisto, hast du Eil?“ usw.), ist eine auffallend ausführliche Bühnenanweisung beigegeben: „Ein

[1]) Paralipomenon 63; Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 233 Nr. 1185.

[2]) Falk: 'Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt'[3] S. 82; Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 239 Nr. 1188.

Kreuz am Weege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloss, in der Ferne ein Bauerhüttgen." Wegen der Gegenüberstellung von Schloß und Bauernhütte hat Wilhelm Scherer einen Zusammenhang dieser Szene mit der Episode von Philemon und Baucis vermutet. Seine Vermutung wird durch die Skizze der Urgestalt gestützt. Denn danach sollten sich die späteren Ereignisse des Stückes in einem alten Schloß abspielen, dessen Besitzer in Palästina den Tod gefunden hat. Als sein Nachfolger gewinnt Faust mit Hilfe von Raufebold, Habebald und Haltefest große Güter. Man kann sich denken, daß er dabei mit den Bewohnern der Bauernhütte in Streit gerät, daß also hier der Keim zu dem Anfang des jetzigen fünften Aktes vorliegt.

Mag also die im Jahr 1816 niedergeschriebene Skizze des Gedankengangs sich auch nicht in allen Einzelheiten mit dem decken, was dem jugendlichen Dichter in Frankfurt vorschwebte, so dürfen wir sie doch, besonders in Verbindung mit diesen beiden Szenen, als Beweis dafür ansehen, daß Goethe schon als Jüngling vorhatte, seinen Faust durch die Erlebnisse hindurchzuführen, die wir jetzt im Zweiten Teil dargestellt finden. Zu demselben Ergebnis führt ein Brief, den Goethe am 3. Nov. 1820 an K. E. Schubarth schrieb, und in dem er über den Inhalt des geplanten Zweiten Teiles folgendes bemerkt: „... meine Behandlung mußte ihren eignen Weg nehmen: und es giebt noch manche herrliche, reale und phantastische Irrtümer auf Erden, in welchen der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Teil geschieht, verlieren dürfte. Durch diese sollte unser Freund Faust sich auch durchwürgen. In der Einsamkeit der Jugend hätte ich's aus Ahnung geleistet, am hellen Tage der Welt säh' es wie ein Pasquill aus."

Die in Frankfurt nur geplanten, aber nicht ausgeführten Motive der Dichtung mußten sich freilich beständig umbilden nach der bekannten Weise des Dichters, der es selbst einmal als seinen schönsten Besitz bezeichnet: „solche werten Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften".[1]) Was Goethe hier von seinem poetischen Schaffen erzählt, wird vortrefflich veranschaulicht durch die Entwicklung des Teiles der 'Faust'-Dichtung, der den Helden an dem Hofe des Kaisers zeigt. Wir sind in der glücklichen Lage, die Entwicklung an einer Reihe von Plänen und Entwürfen aus ganz verschiedener Zeit verfolgen zu können. So sehr diese Entwürfe voneinander und von der schließlichen Fassung abweichen, so liegt doch immer dasselbe Motiv (die Enttäuschung eines Idealisten im Verkehr mit der Welt) zugrunde. Die allmähliche Ausbildung des Motivs ist ein charakteristischer Fall

[1]) 'Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort', Naturwissenschaftliche Schriften 11, 60.

der Metamorphose: was der Idee nach gleich, ist in der Erscheinung verschieden.

Wir dürfen annehmen, daß auch andere Motive der Dichtung in solch stetiger Umbildung begriffen waren. Als deshalb Goethe das Werk in Italien wieder vornahm, sah er sich genötigt, die schwankenden Bilder aufs neue zu befestigen. Er schreibt darüber in der 'Italienischen Reise' (1. März 1788): „Es war eine reichhaltige Woche –. Zuerst ward der Plan zu 'Faust' gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben.“ Dieser Bericht ist vermutlich den Briefen entnommen, die Goethe nach der erhaltenen Brieftabelle am 1. März 1788 an Herder und an Frau von Stein geschickt hat[1]), und die ihm bei der Bearbeitung des Reisewerks noch vorlagen. Seitdem wir sein Verfahren bei dieser Überarbeitung an Briefen, die auf uns gekommen sind, verfolgen können, ist die Meinung: der Bericht in der 'Italienischen Reise' sei nachträglich zurechtgemacht oder gar erfunden, nicht mehr aufrechtzuerhalten. Was sollte Goethe mit der Fälschung auch für einen Zweck verfolgt haben? Wenn die Angabe des Briefs: das alte, nach Italien mitgenommene 'Faust'-Manuskript sei noch das erste, ja in den Hauptszenen gleich so ohne Konzept niedergeschrieben, nicht richtig ist, sondern Goethe in seiner allbekannten Weise auch bei dem 'Ur-Faust' zunächst einzelne Auftritte, die ihn gerade fesselten, ausführte, so ist die Echtheit des Briefes damit noch nicht widerlegt. Denn es ist ja möglich, daß Goethe sich im Jahr 1788 ein falsches Bild von der Entstehung seines alten, schön geschriebenen Manuskriptes machte. Unmöglich aber ist es, die Angaben des Briefes über seine Tätigkeit im Jahr 1788 selbst für falsch zu erklären, ohne dem Dichter absichtliche Irreführung vorzuwerfen.

Wenn er in dem Briefe schreibt: er habe jetzt den Plan zu 'Faust' gemacht, so will er damit natürlich nicht sagen, daß er früher planlos, ins Blaue hinein gedichtet habe — wie hätte er in diesem Falle nach dem „Faden“ suchen und glauben können, er habe ihn gefunden? —, unter „Plan“ ist vielmehr ein Entwurf des Gedankengangs zu verstehen, wie Goethe sie in reiferen Jahren seinen Arbeiten zugrunde zu legen pflegte. Da die Motive des 'Faust' seit der Frankfurter Zeit manche Metamorphose durchgemacht hatten, so begreift man das Bedürfnis des Dichters, sich das Ganze in einem mehr oder minder ausführlichen Schema zu vergegenwärtigen, ehe er die weitere Ausführuug unternahm. Er glaubte damals die Dichtung in ziemlich kurzer Zeit (3 bis 6 Monaten) abschließen zu können.[2]) Offen-

[1]) Goethes Briefe 8, 421.
[2]) Briefe an Karl August 11. August 1787, 28. März 1788.

bar sollte das, was wir jetzt im Zweiten Teile lesen, viel kürzer behandelt werden. Aber die Arbeit geriet bald ins Stocken, und nachdem er 1790 das „Fragment" herausgegeben hatte, konnte er sich auch auf Schillers Zureden lange nicht entschließen, das Bündel, das den 'Faust' gefangen hielt, wieder aufzuschnüren. Als das endlich doch geschehen war, schrieb er an den Freund (22. Juni 1797): „So habe ich mich entschlossen an meinen 'Faust' zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch um ein gutes Stück weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponire und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig." Die Bedeutung dieses Zeugnisses wird nicht dadurch abgeschwächt, daß Eckermann erzählt: Goethe habe ihn einmal davor gewarnt, in dem 'Faust' nach einer durchgehenden Idee zu suchen (6. Mai 1827). Denn wie kann man eine von Eckermann berichtete mündliche Äußerung des Dichters auf gleiche Stufe stellen mit einem Brief an Schiller? Abgesehen von der Frage, ob Eckermann die Äußerung richtig verstanden und genau wiedergegeben hat, mochte es einem jungen Menschen wie ihm gegenüber allerdings ein passender Rat sein, sich den Eindrücken des Kunstwerks hinzugeben, ohne die Frage aufzuwerfen, warum der Dichter in dem Stück alles so und nicht anders eingerichtet hat. Wer sich für diese ästhetische Betrachtungsweise interessiert, wird sich doch lieber an das halten, was Goethe über seine Dichtung an Schiller geschrieben hat.

Wie 1788, so trug der Dichter sich auch jetzt mit der Absicht: den 'Faust' zu vollenden, und schon dichtete er getrost 'Epilog' und 'Abkündigung' als Abschluß des Ganzen. Von den dreißig Gruppen, auf welche er damals die vorhandenen Bruchstücke verteilte, beziehen sich nur die letzten elf (Nr. 20/30) auf den jetzigen Zweiten Teil.[1]) Das deutet wohl darauf, daß dessen Motiven die spätere Ausdehnung auch damals noch nicht zugedacht war. Aber indem Goethe diese Gedanken noch ein Vierteljahrhundert mit sich trug, entwickelten sie sich so gewaltig, daß der zweite Teil der Dichtung weit stärker wurde als der erste. Und doch fühlte der Dichter, daß die Darstellung noch zu knapp, die Hauptmotive nicht klar genug ausgeführt seien.[2]) Aus den Paralipomenis sieht man in der Tat, daß manches geplant war, was das Verständnis der Dichtung erleichtert hätte. So sollte sich Faust über das, was er bei dem Maskenfest im Bilde andeutet, nach dem Schluß der Maskerade vor dem Kaiser aussprechen.[3]) Wäre das geschehen, so hätte sich deutlicher herausgestellt, daß es seinem Willen

[1]) Werke 14, 253 f.; vgl. Brief an Schiller 5. Mai 1798.
[2]) Tagebuch 24. Januar 1832.
[3]) Paralipomenon 105 und 106.

und seinen Absichten völlig zuwiderläuft, wenn er durch seine Mitwirkung bei der Einführung des Papiergelds zum Charlatan wird. Auch in der 'Klassischen Walpurgisnacht' ist eine empfindliche Lücke. Wir verlassen hier Faust in dem Augenblick, wo ihn Manto in die Unterwelt führt. Wie Goethe sich das weitere vorstellte, die Verhandlungen mit Proserpina, die dazu führen, daß Helena die Erlaubnis zur Rückkehr auf die Oberwelt erhält, erfahren wir nur aus den Skizzen.[1]) Wer diese nicht kennt, wird sich am Anfang des dritten Aktes, wo wir unvermutet Helena vor dem Palast des Menelaos in Sparta und Faust als Burgherrn im oberen Eurotastal antreffen, nur schwer zurechtfinden, zumal da man die Bedingungen, unter welchen Helena der Aufenthalt auf der Oberwelt gestattet ist, erraten muß. Gegenüber diesen Lücken will es wenig besagen, wenn die Szene, in der Faust von dem Kaiser mit dem Meeresstrand belehnt wird (Paralipomenon 193), nicht ausgeführt worden ist, sondern die Tatsache nur erwähnt wird.

Da sich die Arbeit am 'Faust' über sechzig Jahre hinzog, so ist es begreiflich, daß zwischen den zu verschiedenen Zeiten gedichteten Teilen manche Unstimmigkeiten bestehen, und zwar nicht nur im Stil. So hat Goethe, als er den um 1800 ausgeführten Teil der 'Helena' 1825 wieder vornahm, bei Vers 8802 anders fortgefahren, als er wollte und der Zusammenhang verlangt. Phorkyas sagt hier zu Helena:

Den Hausgenossen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrschers hohe Gattin sich
Durch langer Jahre weise Leitung wohl verdient.

Hier mußte der Gedanke anschließen: „Wer sich aber in der Fremde herumgetrieben hat wie du, sollte schweigen." Ähnliches steht auch schon in einem alten Entwurf (Paralipomenon 85):

Doch die es einmal [sich] verscherzte, wie vermöchte sie
Sich's wieder zuzueignen — — —,
Ohnmächtig steht sie vor den eignen Mägden da.

Goethe hat aber diesen Entwurf nicht benutzt und läßt die Phorkyas fortfahren:

Da du, nun Anerkannte, neu den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittst,
So fasse längst erschlaffte Zügel.

Diese Stelle ist typisch für manche andere, die auch vor dem prüfenden Verstand nicht Stich halten, weil der Dichter bei der Verbindung älterer und jüngerer Teile mit einer gewissen Lässigkeit verfahren ist. Viel wichtiger als diese für ihn vermeidbaren Mängel der Zusammenfügung sind die Widersprüche, die entstanden sind, weil er sich in einem Mißverhältnis zu der überlieferten Sage befand und mythologische Vorstellungen verwendete, an die er nicht glaubte. Darüber muß ein Leser, der die eigentlichen Absichten des Dichters erkennen

[1]) Paralipomenon 124 und 125.

will, sich klar sein, und gegen eine Analyse dieser Art, die den Gehalt der Dichtung von Stoff und Form zu sondern sucht, hätte auch Goethe selbst nichts einzuwenden gehabt.

Im Zweiten Teil erscheint z. B. der antike Hades neben der mittelalterlichen Hölle, und Mephistopheles, aufgefordert, Helena herbeizubringen, wagt die kühne Behauptung:

> Das Heidenvolk geht mich nichts an,
> Es haust in seiner eignen Hölle.

Der Dichter glaubte weder an einen Hades noch an eine Hölle. Sie sind ihm nur Mittel des poetischen Ausdrucks, die er nach Bedürfnis verwendet, ohne sich um den damit verbundenen Widersinn zu kümmern. Auch wir haben uns darum nicht zu kümmern, sondern zu fragen, was die Beschwörung der Helena in dem Drama bedeutet, und warum der Dichter die Vorstellung vom Vorhandensein einer Hölle beibehalten hat.

Nicht anders ist es zu beurteilen, wenn nach dem 'Prolog im Himmel' der Herr es ist, der Mephistopheles die Erlaubnis gibt, sich Faust beizugesellen, während an anderen Stellen der Erdgeist als Mephistos Auftraggeber bezeichnet wird ('Trüber Tag', 'Wald und Höhle'). In dem Erdgeist hat Goethe für die pantheistische Denkweise eine poetische Form gefunden. Da alle auf der Erde wirkenden Kräfte, die schaffenden sowohl als die zerstörenden, in ihm zusammengefaßt sind, so ist auch das Wesen Mephistos in ihm enthalten, und dieser kann folgerichtig als sein Sendling angesehen werden. Dagegen ist in dem 'Prolog' die christliche Vorstellungsweise verwendet, scheint es wenigstens zu sein. Denn wenn man genau hinhört, so spricht der Herr doch wesentlich anders als der Gottvater eines mittelalterlichen Mirakelspiels. Seine Anschauungen über das menschliche Leben schließen ein Reich ewiger Verdammnis geradezu aus. Aber trotz dieser Umbildung sind der Herr und der Erdgeist nebeneinander ebensowenig denkbar wie im Zweiten Teil der antike Hades neben der mittelalterlichen Hölle.

Das Schwanken in den metaphysischen Voraussetzungen tritt bei der Schilderung Mephistos schon im 'Ur-Faust' hervor. Im Gegensatz zu der Angabe in der Szene 'Trüber Tag' weist nämlich eine Stelle darauf hin, daß Mephistopheles im Dienste Luzifers steht, wie im Volksbuch, und daß Faust sich diesem ergeben hat. Mephisto sagt im Hinblick auf Fausts Neigung, große Geschenke zu machen (V. 527):

> Hätt Luzifer so ein Duzzend Prinzen
> Die sollten ihm schon was vermünzen.

Luzifer ist hier wie im Volksbuch der Höllenfürst, der den Menschen die Freuden der Welt gewährt und sie um ihr Seelenheil betrügt. Er hat nichts gemein mit dem „großen, herrlichen Geist", von dem Faust in der Prosaszene sagt: er habe ihn an den Schandgesellen geschmie=

det; sondern dieser Geist ist der Erdgeist, wie er in der Eingangsszene erscheint.[1])

Die Unklarheit über die Stellung Mephistos im Übersinnlichen, die sich im 'Ur-Faust' zeigt, kehrt in zwei Szenen wieder, die im 'Fragment' von 1790 zuerst erschienen sind. Nach 'Wald und Höhle' ist es der Erdgeist, der Faust den schlimmen Gesellen beigegeben hat, aber in seinem großen, auf die Vertragsszene folgenden Monolog sagt Mephisto, daß Faust seine Seele dem Teufel verschrieben habe:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde geh'n.

Mephisto ist also schon in den älteren Teilen der Dichtung keine einheitliche Gestalt, er gleicht von vornherein dem aus verschiedenen Metallen zusammengesetzten König des Goetheschen 'Märchens'. Auf der einen Seite ist er ein Dämon der Zerstörung, der sein Ziel im Diesseits hat. Bei der Umbildung der Sage, die Goethe vornahm, konnte er einen für das Jenseits wirkenden Teufel unmöglich gebrauchen, er personifizierte in Mephisto vielmehr die Neigung seines Helden zu zersetzender Kritik, die alle Werte aufhebt. Der Monolog in 'Wald und Höhle' zeigt das besonders deutlich. Wenn Faust hier von dem Erdgeist sagt: er habe ihm die Kraft gegeben, die Herrlichkeit der Natur und des Menschen zu fühlen, zu genießen, er habe ihm aber auch den Gesellen beigegeben, der zu Nichts mit einem Worthauch jene Gaben wandle, so ist das der poetische Ausdruck für den Gedanken: daß die Fähigkeit zu beiden Arten der Betrachtung in Faust liegt. Der mythologische Schleier ist hier so dünn gewebt, daß man den Gedanken mühelos erkennt. Wenn nun auch die Personifikation von dem Dichter zu einer Gestalt voll selbständigen Lebens, einem Dämon der Zerstörung, ausgestaltet worden ist, so kann doch das Ziel, das dieser in dem Drama verfolgt, nur im Diesseits liegen, er kann nur in der Sphäre des Erdgeists tätig sein. Aber Mephistos Verbindung mit der Hölle war durch die Sage gegeben und viel zu fest, als daß der Dichter je hätte hoffen können, sie ganz zu lösen. Schon in dem 'Ur-Faust' und dem 'Fragment' taucht an einzelnen Stellen, wie oben gezeigt, hinter Mephistopheles die Hölle auf, ohne daß man eine Möglichkeit sähe: diese Vorstellung mit der Angabe über seine Abhängigkeit von dem Erdgeist in Einklang zu bringen. Noch stärker mußte Mephistos Zusammenhang mit der Hölle in den Szenen hervortreten, wo seine Annäherung an Faust und seine Verbindung mit ihm darzustellen waren. Nicht ohne Grund hat Goethe die Ausführung dieser Teile so lange hinausgeschoben. Hier mußte die Seelenver-

[1]) Anders urteilt G. Roethe (Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Kl. 1920 S. 671) mit Berufung auf die Schilderung, die Goethe in 'Dichtung und Wahrheit' Buch 8 von Luzifer gibt. Aber diese Schilderung bezieht sich auf Luzifers Rolle vor seinem Abfall von Gott. Im Volksbuch und an der Stelle des 'Ur-Faust' haben wir es mit dem gestürzten Luzifer zu tun.

schreibung und alles, was damit zusammenhängt, als Rudiment der Sage in die Dichtung aufgenommen werden. Hätte Goethe sie in der Frankfurter Zeit ausgeführt, so wäre er in dieselben Schwierigkeiten geraten wie später. Unter dem Druck dieser Schwierigkeiten, denen er lange aus dem Wege gegangen war, hat er die Dichtung einmal unwirsch einen Tragelaphen genannt.[1]) Wie in dem Tragelaphen von der Erzeugung an, nicht durch nachträgliche Veränderung, zwei heterogene Naturen vereinigt sein sollen, so konnte auch die Faust-Sage und der Gedanke, den Goethe hineintrug, von vornherein zu keiner Harmonie verschmelzen, da sie ganz verschiedenen Weltanschauungen angehören, und der Widerspruch mußte bei fortschreitender Entwicklung immer deutlicher in die Erscheinung treten.

Somit gibt uns auch die Zwiespältigkeit der Dichtung, die sich besonders bei der Gestalt des Mephistopheles zeigt, kein Recht, Goethes Angaben über die Entstehung des 'Faust' in Zweifel zu ziehen. Diese Angaben sind zahlreich und unzweideutig. Er war überzeugt, daß dem Gedanken nach alle wesentlichen Motive der Dichtung durch die jugendliche Konzeption bestimmt worden seien. Es ist freilich bequemer zu denken: daß das Ganze nicht von vornherein vorhanden gewesen, sondern aus den Teilen nach und nach zusammengesetzt worden sei. Aber wir reichen ja auch bei den Organismen mit der atomistischen Vorstellungsweise nicht aus, sondern müssen annehmen: daß in dem befruchteten Keim schon ein geistiges Vorbild des entwickelten Wesens vorhanden ist, das Ganze also früher ist als die Teile. Im Grunde ist es sogar leichter zu begreifen: wie sich die 'Faust'-Dichtung aus einer solchen Urform entfalten konnte, als: daß in einer Eichel die künftige Entwicklung des mächtigen Baumes vorbestimmt ist.

[1]) Brief an Schiller 6. Dez. 1797.

# Zur Datierung einiger 'Faust'-Szenen 1797/1801

Von Karl Alt (Erfurt)

Aus der folgenden Untersuchung über die Entstehungszeit einiger Szenen des Ersten Teiles der 'Faust'-Dichtung sind alle diejenigen Partien ausgeschlossen, die bereits dem Bestande des 'Ur-Faust' oder des 'Fragments' angehören. Während diese Szenen eben damit einer bestimmten Periode zugewiesen sind, scheinen wir für die übrigen, nach 1797 entstandenen auf ein ziemlich hoffnungsloses Raten und Vermuten angewiesen zu sein. Die Zahl der überlieferten Zeugnisse ist gering, und sie genügen bei weitem nicht, um unsere Fragen zu beantworten. Dennoch scheint mir der Versuch, hier weiterzukommen, nicht aussichtslos zu sein. Die Hauptgedanken dieser Arbeit habe ich zwar bereits an zwei Stellen, in den 'Preußischen Jahrbüchern' (Bd 108, S. 112 ff.) und in der Einleitung zu meiner 'Faust'-Ausgabe (Goldene Klassikerbibliothek) ausgesprochen; jedoch erscheint es mir zweckmäßig, diesen Versuch, losgelöst von anderen Problemen, hiermit den Fachgenossen zur Beurteilung vorzulegen, da sich in mir die Überzeugung von der Richtigkeit meiner Lösung immer mehr befestigt hat.

Unter den 1797/1801 entstandenen Szenen unterscheide ich zwei Gruppen, deren jede, in sich zusammenhängend, sich deutlich von der anderen abhebt. Die eine Gruppe besteht aus dem zweiten Monolog und der Vertragsszene (Studierzimmer II, zweiter Dialog zwischen Faust und Mephistopheles), die zweite aus dem 'Prolog im Himmel', der Beschwörungsszene (Studierzimmer I, erster Dialog zwischen Faust und Mephistopheles) und der 'Walpurgisnacht'.

Betrachten wir zunächst die zweite Gruppe. Schon Scherer ('Aus Goethes Frühzeit' S. 111) und Victor Hehn (Goethe-Jahrbuch 1895, 16, 116) ist es aufgefallen, daß im 'Prolog' sowohl wie in der Beschwörungsszene das Problem des Bösen in derselben abstrakt-metaphysischen Art behandelt wird. Hier wie dort wird Mephisto als Geist der Verneinung bezeichnet (V. 338. 1338); hier wie dort muß er, obwohl er als Teufel lieber zerstört, im Dienste Gottes „schaffen" oder, wie es an der zweiten Stelle deutlicher heißt: „das Gute

schaffen" (V. 343. 1336. 1343 f). Sein Wirken ist dem göttlichen Weltplan eingeordnet. Mephistos Worte im Dialog bilden geradezu eine Erläuterung der Worte des Herrn im 'Prolog'. Und mit dieser optimistischen Auffassung von der Rolle des Bösen im Weltplan ist nun auch die humoristisch-ironische Stimmung gegeben, die in beiden Szenen herrscht: die heitere Überlegenheit, mit der nicht nur der Herr, sondern auch Faust den Geist der Verneinung in seine Schranken zurückweist. In anderer Weise ist die 'Walpurgisnacht' (ich denke hier namentlich an die nicht ausgeführten Entwürfe) mit dem 'Prolog' innerlich verknüpft: sie ist das grotesk-satirische Gegenbild dazu. Der Herrlichkeit des Herrn und den lobpreisenden Engelchören dort steht hier die Anbetung Satans mit den unflätigen Gesängen seiner Verehrer gegenüber. Es ist der Affe Gottes, der hier Audienz erteilt, das Böse enthüllt sich in seiner brutalen Gemeinheit, die lächerliche Anmaßung eines selbständigen Satan-Reiches wird durch das spukhafte Verschwinden um Mitternacht symbolisch ausgedrückt. „Das Böse ist nur lächerlich, nicht gefährlich", so mag man mit Scherer ('Aufsätze über Goethe' S. 336) den Sinn dieser Szene umschreiben Die Auffassung stimmt zum 'Prolog'. Ist das Reich Satans, wie es in der 'Walpurgisnacht' erscheint, das Reich des sinnlich-triebhaften Begehrens, so ist es die Grundlage des physischen und damit alles höheren Lebens und insofern notwendig; „böse" erscheint es, wenn es in Widerspruch tritt zu den höheren geistig-sittlichen Aufgaben des Menschen. Es ist nach Vischers schönem Wort das untere Stockwerk, auf dem sich das obere des höheren Menschentums aufbaut.

Nun zur anderen Szenengruppe. Auf manche ähnliche Gedanken und Ausdrücke beider Szenen hat Minor ('Goethes Faust' 2, 182 f.) hingewiesen. Wenn auch nicht zuviel darauf gebaut werden darf, so verdient immerhin die Übereinstimmung von Fausts Klagen über das Entbehrenmüssen (V. 1548 ff ) und seines Fluches (V. 1583 ff.) mit den Versen 634 51 („Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen") Beachtung.[1]) Bemerkenswert ist auch eine kleine, gleichfalls von Minor (2, 107) hervorgehobene stilistische Eigentümlichkeit: V. 626 spricht Faust von „jenem" sel'gen Augenblick, in dem ihm der Erdgeist erschienen, obwohl er ihn eben erst zurückgestoßen hat, und V. 1580 Mephisto ebenso von „jener" Nacht. Besonders an der ersten Stelle ist das Wort in Fausts Munde sehr befremdlich, und Minor wird recht haben, wenn er annimmt, daß hier die innere Ferne des Dichters gegenüber seinem Stoff einen unwillkürlich bezeichnenden Ausdruck gefunden hat. Bedeutsamer als die Einzelheiten

[1]) Der Eindruck des Erdgeists wird in V. 1744 ähnlich geschildert wie in V. 623 f., die Wirkung der Osterchöre wird V. 1583 f. (in veränderter Stimmung) vollkommen zutreffend wiedergegeben vgl. V. 767 ff.), ja selbst Einzelheiten wie der „braune Saft" (V. 733, 1579) sind nicht vergessen.

scheint mir die Tatsache, daß beide Szenen von der gleichen pessimistischen Beurteilung des Lebens erfüllt sind und daß beide Szenen das Alter Fausts mehrfach nachdrücklich hervorheben (V. 722 ff. 769 ff. 1546 ff.). Das Motiv fehlte der Jugenddichtung und scheint im 'Prolog im Himmel' wieder vergessen zu sein (vgl. Adolf Metz: Jahrbuch der G.-G. 1920, 7, 50). Ferner sind die beiden hier besprochenen Szenen die einzigen der in den Jahren 1797/1801 entstandenen, die den Erdgeist erwähnen. Entscheidend jedoch ist die feste innere Verbindung, in der beide Szenen miteinander stehen. Im zweiten Monolog sehen wir Fausts Verzweiflung durch das Donnerwort des Erdgeists aufs höchste gesteigert, er greift zum Giftbecher, da erklingen die Osterchöre und rufen ihn ins Leben zurück. Ist es nun eigentlich die Erlösungsbotschaft, die Faust vom letzten ernsten Schritt zurückhält? Ist es nicht vielmehr nur die Erinnerung an einst in Glauben und Gebet empfundenes Jugendglück? Wird Faust, der jenen Kinderglauben inzwischen verloren hat (V. 765), imstande sein, dieses Gefühl festzuhalten? Wird sich nicht die Verzweiflung seiner in verstärktem Maße bemächtigen, wenn er fühlt, daß er wieder einer Illusion zum Opfer gefallen ist? Denn eine Illusion ist es doch, wenn er hofft die selige Jugendstimmung festzuhalten ohne den Glauben, aus dem sie gequollen war. Und hier gerade knüpft die Vertragsszene an: Mephistos Hohnworte lassen es Faust aufs stärkste empfinden, daß er sich einer Selbsttäuschung hingegeben hatte (V. 1583 ff.); diese Einsicht treibt ihn zu dem furchtbaren Fluch gegen das „Lock- und Gaukelwerk", das die Seele umspannt

Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt; —

diese Einsicht macht ihn zum Pakt bereit, der ihn im Taumel vergessen lassen soll, daß diese Erde ihm keine Freuden zu bieten hat (V. 1744 ff. 1766). Das ist eine vollkommen geradlinige Entwicklung, die jetzt durch die dazwischen geschobenen Szenen nicht mehr so klar hervortritt.

Wann sind nun die eben charakterisierten Szenengruppen entstanden? Für die erstgenannte gibt die Überlieferung einige Anhaltspunkte. An der Beschwörungsszene arbeitete Goethe im April 1800 (an Schiller 16. April: „Der Teufel, den ich beschwöre, gebärdet sich sehr wunderlich"); Handschriften der 'Walpurgisnacht' tragen das Datum 1800 und 1801 (Minor 2, 236); somit dürfen wir auch wohl den 'Prolog' „um die Jahrhundertwende" ansetzen. Die andere Szenengruppe dürfte dann früher, etwa im Jahre 1798 entstanden sein, wofür in der Tat sehr vieles spricht. Daß der zweite Monolog vor allem zu den frühesten der nach der Wiederaufnahme der Dichtung entstandenen Szenen gehört, möchte man schon daraus entnehmen, daß wir fast mit Händen greifen können, wie Goethe sich

durch engen Anschluß an die Jugenddichtung in diese Stimmungswelt hineinzufühlen sucht. Wir sehen, wie er alte Fäden aufnimmt, alte Gedanken weiterspinnt und sich so offenbar eine Gewähr dafür schaffen will, daß das Neue im Geist des Alten gehalten ist. Ganze Verse sind bald dem Sinn, bald dem Wortlaut nach aus der Jugenddichtung herübergenommen. Der zwiespältige Eindruck des Erdgeistes wird hier wie dort wiedergegeben (V. 627, vgl. 511 u. 517; V. 614: „Ich, Ebenbild der Gottheit" wörtlich = V. 516). Die Schilderung des dumpfen Mauerlochs hebt in der neuen Dichtung dieselben charakteristischen Züge hervor wie in der alten: den Staub (V. 656. 403), den Schädel (V. 664; 417 „Totenbein"), die Instrumente (V. 668. 407), die alte angerauchte Rolle (V. 678. 405), die Lampe (V. 679. 470) u. a. (vgl. Minor 2, 107). Auf diese „eingeschmolzenen" Stücke der alten Dichtung wird man auch am besten Goethes Gleichnis von den „zinnernen Tellern" beziehen, deren er sich nach Cellinis Muster bedient habe, um den geronnenen Stoff wieder zum Schmelzen zu bringen (an Schillers Frau 21. April 1798). Erfahren wir nun noch, daß Goethe im Jahre 1798 die Arbeit am 'Faust' am Ostermontag wieder aufgenommen hat, nachdem er am Sonntag der Aufführung eines Oster-Oratoriums beigewohnt hat, so ist das ein Grund mehr: die Entstehung dieser Szene, auf der mehr als auf anderen Oster-Stimmung ruht, in jene Oster-Tage zu setzen; scheint doch in den Chören noch der Eindruck des Oratoriums nachzuklingen. Auch in der Vertragsszene beobachtet man, wenn auch nicht so deutlich, das Aufnehmen alter Fäden (Minor 2, 181 f.). Doch wenn Goethe am 5. Mai 1798 an Schiller schreibt: 'Faust' sei nun um ein gutes weitergebracht (ähnlich an Cotta 2. Jan. 1799), so gibt uns das wenigstens die Möglichkeit, eine weitere Szene diesem Jahre zuzuweisen. Und was lag im Grunde näher, als zunächst die bedenklichste Lücke auszufüllen und eine Szene zu schaffen, die in das Bruchstück des 'Faust'-Fragments einmündete, das mit den Worten beginnt: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen"? Mögen die Zeugnisse spärlich sein, sie widersprechen wenigstens der von mir vorgeschlagenen Datierung nicht, ja sind zum Teil geeignet, sie zu stützen.

Die Verteilung der um die Jahrhundertwende entstandenen Szenen auf die einzelnen Jahre würde sich etwa folgendermaßen darstellen:

1797 'Zueignung' (nach dem Tagebuch am 24. Juni entstanden) und 'Vorspiel auf dem Theater' (vgl. G. E. Karsten in der Festgabe für Eduard Sievers, Halle 1896, S. 294/314).

1798 Zweiter Monolog, Vertragsszene, Umwandlung der Prosa der Kerkerszene in Verse (an Schiller 5. Mai) und wahrscheinlich 'Abkündigung' und 'Abschied' (s. Preußische Jahrbücher 108, 123).

1800 'Prolog im Himmel', Beschwörungsszene, 'Walpurgisnacht',

Valentin-Szene (die Handschrift trägt das Datum 1800; Minor 2, 214).

1801 'Walpurgisnacht' (Schluß) und 'Vor dem Tor' (nach Pniowers Aufsatz [Goethe-Jahrbuch 1895, 16, 149/78], an dessen Stelle ich nichts Besseres zu setzen wüßte), Disputationsakt.

Was ist nun mit einer solchen Festlegung gewonnen? Ich denke doch mancherlei. Zunächst löst sie eine oftmals empfundene Schwierigkeit: das Nebeneinander der beiden großen Szenen zwischen Faust und Mephistopheles wird schon für manchen ein Stein des Anstoßes gewesen sein (besonders auf der Bühne), und nicht Scherer allein ('Aus Goethes Frühzeit' S. 111) wird die Frage aufgeworfen haben: warum der Vertrag nicht schon in der ersten Szene geschlossen wird, da dort doch schon die Möglichkeit eines solchen Paktes zur Erörterung kommt. Nicht mindere Schwierigkeiten bereitet dem Leser der Übergang vom heiteren Optimismus der ersten zum düsteren Pessimismus der zweiten Szene. Hier hilft uns nun der Einblick in die Entstehungsgeschichte weiter. Als Goethe an der ersten Szene arbeitete, lag die zweite bereits fertig vor. Nun konnte er sich nicht entschließen, diese dichterisch wohlgelungene Szene zu streichen, zumal ein Teil ja bereits im 'Fragment' gedruckt vorlag; er hatte also die Aufgabe: eine Verbindung zwischen beiden der Anschauungsweise und dem Stimmungsgehalt nach so verschiedenartigen Szenen herzustellen. Diese Aufgabe sollte zunächst der Disputationsakt erfüllen, an dem Goethe noch im April 1801 arbeitete. Da dieser Akt jedoch als „ein eigenes Werk für sich" die Handlung gar zu sehr aufgeschwellt hätte, ohne wesentlich Neues zu bringen, gab Goethe diesen Plan auf und begnügte sich damit, durch Einschiebung des Geisterchors und Fausts Enttäuschung bei Mephistos plötzlichem Verschwinden den Stimmungsumschlag notdürftig zu motivieren, ohne jedoch den aufmerksamen Leser damit zu befriedigen.

Wichtiger scheint mir aber ein anderes Ergebnis zu sein: der Einblick, den wir in das innere Werden der Dichtung gewinnen. Als der jugendliche Dichter den Stoff ergriff, da war es der Wissens- und Lebensdurst des Helden, der in ihm verwandte Gefühle weckte, der den Faust der Sage geeignet erscheinen ließ zum Symbol eigenen Erlebens. Ob Goethe wohl schon damals mit sich im reinen war über die Schwierigkeiten, die der Stoff gerade ihm bieten mußte? — wir wissen's nicht. Die Faust-Sage als Schöpfung der Reformationszeit wurzelt in dem Glauben an die furchtbare Macht Satans, des Fürsten dieser Welt. Und gerade diese Vorstellung war dem Dichter innerlich tief verhaßt, sein weltfreudiger Optimismus lehnte sich dagegen auf wie gegen das radikale Böse Kants. Wir erkennen das deutlich aus einem Brief, den er am 21. Juni 1781 an den Maler Müller schrieb; der Streit der Geister um den Leichnam Mosis, den Müller in einem Gemälde dargestellt hatte, ist für Goethe eine al-

derne Judenfabel, die weder Göttliches noch Menschliches enthalte, und höchstens in einer Ecke will er den Satan als Folie gelten lassen.

Wie kann diese aus einem anderen Geist geborene Sage Symbol des Dichters werden? das war das Problem, dessen ganze Schwere er beim Vollenden der 'Faust'-Dichtung empfinden mußte, zumal Schiller klar und bestimmt eine Vernunftidee, eine symbolische Bedeutsamkeit forderte. Es werden nicht nur ästhetische Bedenken gewesen sein, die ihn Schillers Forderungen ablehnen ließen und ihn zu den bekannten humoristisch-geringschätzigen Urteilen über sein Werk veranlaßten. Er hatte das innere Verhältnis zum Stoff noch nicht wiedergefunden, wie das ja auch aus den Versen der 'Zueignung' herausklingt. Zögernd und tastend ging er an das Werk, um, wie die enge Anlehnung an das Vorhandene beweist, möglichst im alten Geist fortzudichten. Und wenn wir uns das 'Fragment' (nicht den 'Ur-Faust') vor Augen halten, müssen wir auch sagen, daß das im ganzen gelungen ist. Im 'Fragment' ist ja Faust zum erstenmal als alter Mann gedacht, hier taucht zuerst das Motiv des Selbstmordversuchs, freilich in anderer Gestalt, auf (V. 3270 f.). An diese Voraussetzungen knüpft Goethe an, die Vorstellung des alten, an bitteren Lebenserfahrungen reichen Faust beherrscht ihn, und von hier aus findet er den Weg zur psychologischen Begründung des Teufelspaktes. Es entsteht die erste der oben genannten Szenengruppen. Gewaltige Szenen waren geschaffen, aber eine innerliche Auseinandersetzung mit dem Geist der Sage war noch nicht erfolgt. Das ist erst mit der Konzeption des 'Prologs im Himmel' geschehen, durch den Goethe die Sage wieder zum Gefäß persönlichster Anschauungen gemacht hat, ohne wesentliche Züge der Überlieferung anzutasten. Nun mochte der Teufel sein Spiel mit den Menschen treiben, wenn nur dabei die Vorstellung festgehalten wird, daß er mit all seinem bösen Wollen das Gute schaffen, daß er widerwillig den Plänen des Herrn dienen muß. Durch diese eigentümliche Lösung waren Schillers Forderungen einer symbolischen Bedeutsamkeit und eines poetischen Reifs für die hoch aufquellende Masse erfüllt; der 'Faust' war wieder Bekenntnisdichtung im Goethischen Sinne geworden. Diese Einsicht halte ich für den wesentlichsten Gewinn meiner chronologischen Untersuchung.

Bei einer so wichtigen Wendung in der Entstehungsgeschichte des 'Faust' wünschte man nun auch zu wissen, was den Anstoß dazu gegeben hat. Ich habe früher (Preußische Jahrbücher 108, 118 f.) die Anregung dazu in Miltons 'Verlorenem Paradies' zu finden gemeint, das Goethe nachweislich im Juli und August 1799 aufmerksam studiert hat, wobei ihn gerade das Problem des Bösen fesselte (an Schiller 31. Juli 1799). Nun heißt es bei Milton im siebenten Gesang:

Ihm Ehr' und Preis dem Allmächtgen, dem Ewgen,
Dessen Weisheit beschloß, aus Bösem Gutes zu schaffen —

und im zwölften:

O der unendlichen Huld, der unermeßlichen Güte,
Die soviel Gutes aus Bösem erzeugt, und selber das Böse
So in Gutes verwandelt.

Erwägt man, wie stark auch sonst die Milton-Lektüre auf den 'Faust' gewirkt hat (Max Morris: 'Goethe-Studien' 1, 84; Goethe-Jahrbuch 1901, 22, 179), so ist es nicht unwahrscheinlich, daß in der Auffassung des Bösen sowohl wie in der Formulierung Worte Miltons nachwirken.

Auf eine andere Anregung, die vielleicht noch näher liegt, hat Minor (2, 283 f.) hingewiesen. Er macht darauf aufmerksam, daß es im Pfitzerschen Faust-Buch heißt: „daß, obwohl des Teufels Sinnen und Beginnen, Dichten und Trachten Tag und Nacht dahin gerichtet sei, wie er uns möge beikommen, uns Schaden tun und in seine Gewalt bringen, er doch mit aller seiner Gewalt nichts tun kann, noch etwas ins Werk setzen, wenn Gott nicht will." Hierauf folgt bei Pfitzer unmittelbar der Hinweis auf das 'Buch Hiob', das bekanntlich den 'Prolog' stark beeinflußt hat. Auch die folgenden Stellen deuten darauf, daß Satan letzten Endes den Absichten Gottes dient. Und daß Goethe im Jahre 1800 mit Pfitzers Faust-Buch beschäftigt war, geht aus der engen Anlehnung der Beschwörungsszene an dieses Quellenwerk hervor.[1]) So scheint es denn doch wahrscheinlicher, daß der entscheidende Anstoß von Pfitzer ausgegangen, vor allem weil hier der Hinweis auf das 'Buch Hiob' enthalten ist, ohne das der 'Prolog' kaum zu denken ist.

Doch die Frage: „woher es der Dichter hat", bleibt auch hier von untergeordneter Bedeutung neben der Erkenntnis, daß es Goethe erst ums Jahr 1800 gelungen ist, die Faust-Sage zum Symbol seiner Anschauungs- und Denkweise zu machen und so erst die Dichtung innerlich zu vollenden.

Nachdem ich so den Wert historischer Betrachtungsweise hervorgehoben, möchte ich doch auch noch auf ihre Schranken hinweisen. Indem sie die übereinandergelagerten Schichten aufdeckt und Unstimmigkeiten, ja Widersprüche nachweist, ist sie in Gefahr, die Einheitlichkeit des Kunstwerkes zu zerstören. Da heißt es denn: nicht haltmachen bei den Widersprüchen, sondern sich die Frage vorlegen, ob nicht ein Wort, eine Szene im anderen Zusammenhang einen

[1]) Minor 2, 155 ff. Freilich die Angabe bei Minor (2, 105): Goethe habe das Faust-Buch schon 1798 der Weimarer Bibliothek entliehen, ist falsch: nach den Ausleihebüchern hat er es erst am 18. Febr. 1801 erhalten; er muß es also anderswoher gehabt haben, denn nirgends lehnt er sich enger an Pfitzer an als bei der Beschwörung. Vgl. Otto Pniower: 'Pfitzers Faustbuch als Quelle Goethes' (Zeitschrift für deutsches Altertum N. F. XLIV, 249) und in Julius Zeitlers 'Goethe-Handbuch' 1, 557.

anderen Sinn gewonnen hat; denn wir werden es doch dem Dichter nicht zutrauen wollen, daß er völlig Unvereinbares nebeneinander stehen läßt. Minor (2, 211. 217 f.) hat auf derartige Veränderungen des ursprünglichen Sinnes hingewiesen; für zwei weitere Stellen sei hier ein ähnlicher Versuch gemacht.

Der Sinn der Erdgeistszene im 'Ur-Faust' war der: Faust dem unnützen Grübeln in der Gelehrtenstube zu entreißen, ihn handelnd und leidend den Sinn des Erdendaseins erfahren, ihn „den Erdgeist erleben" zu lassen. Hier erweist sich nun die Erfindung der Hexenküche (die den Faust des ersten Monologes zum alten Mann macht) als verhängnisvoll. Nun kennt er ja bereits das Leben und seine Bitternisse, wie das im 2. Monolog und in der Vertragsszene zum Ausdruck kommt. Nun kann aber die Erscheinung des Erdgeistes und die Zurückweisung Fausts nicht mehr denselben Sinn haben wie in der Jugenddichtung, sie hat jetzt nur die Bedeutung, daß Fausts Verzweiflung durch dieses Erlebnis ihren Höhepunkt erreicht, der ihn zum Versuch des Selbstmords und nach dem Innewerden der Selbsttäuschung dem Mephistopheles in die Arme treibt. Die Bedeutung ist verändert, ist abgeschwächt, aber so fügt sich die Szene ganz wohl in die Handlung ein. Noch mehr wird sie herabgedrückt durch den 'Prolog im Himmel', denn nun ist durch die Einführung des Herrn der Erdgeist aus dem „Welt- und Tatengenius" etwa zu einem Stellvertreter Gottes auf Erden geworden. Aber auch in dieser Rolle kann er immer noch entscheidend in Fausts Schicksal eingreifen, wenn auch das Nebeneinander zweier Gewalten über alles irdische Leben befremdet.

Die Einführung des Selbstmordmotivs hat aber auch die psychologischen Voraussetzungen der Vertragsszene verschoben, wo Goethe die besonders schwierige Aufgabe hatte, zu den bereits gedruckten Versen (V. 1770 ff.) hinüberzuleiten:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Daß hier eine Naht deutlich erkennbar ist, hat man oft bemerkt. Im früher verfaßten zweiten Teil der Szene ist es Fausts Ziel: sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern, im später verfaßten ersten Teil: im Rausch und Taumel sinnlichen Genusses das unerträgliche Leid des Erdendaseins zu vergessen. Auch hier macht sich das höhere Alter des Helden in einer Verschiebung des Planes geltend. Konnte Goethe das übersehen? Schwerlich. Wenn er also die Szene trotz der Widersprüche so bestehen ließ, wird er die jüngeren und älteren Teile nicht als unvereinbar angesehen haben. Und in der Tat, man versuche nur den zweiten Teil der Szene vom Standpunkt des ersten Teiles aus zu verstehen, so wird man sehen, daß es trotz logischer Widersprüche ganz wohl möglich ist; wie denn in der Tat der mit der Entstehungsgeschichte nicht vertraute Leser die Naht kaum

wahrnehmen dürfte. Jene edleren Gedanken der Jugenddichtung (V. 1770 ff.) erscheinen nun wie ein Aufleuchten des besseren Selbst in Faust, der nicht ganz von der Sehnsucht nach Betäubung ausgefüllt ist; das Vertrauen erwacht in uns, daß er trotz seines augenblicklichen Nihilismus nicht dem Teufel verfallen wird.

In ähnlicher Weise müßte man alle die Stellen, die sich in ihrem ursprünglichen Sinn nicht in den Rahmen einzufügen scheinen, daraufhin prüfen, ob sie nicht im anderen Zusammenhang einen andern Sinn erhalten haben. Die historische Forschung muß vorausgehen, aber sie darf nicht das letzte Wort behalten. Soll doch all unser Bemühen zuletzt dem fertigen Werk zugutekommen, das den Anspruch erhebt, als ein Ganzes, Einheitliches gewürdigt zu werden. Das wird das Ziel der künftigen 'Faust'-Forschung sein müssen, die die Entstehungsgeschichte zu Rate ziehen, sich aber nicht bei ihr beruhigen wird. Die Entstehungsgeschichte soll die Grundlage bleiben, auf der sich ein neuer stolzerer Bau erheben wird. Möge der künftige Baumeister dann auch diesen meinen Baustein verwenden können.

# Die Baccalaureus-Szene in Goethes 'Faust'

## Ein neuer Beitrag zum Thema: Goethe und Schopenhauer[1])

Von Wilhelm Hertz (München)

### 1.

Am 6. Dez. 1829 las Goethe seinem Eckermann die erste Szene vom zweiten Akte der neuen 'Faust'-Dichtung aus der Handschrift vor. Mephistopheles hat den ohnmächtigen Faust nach dem verhängnisvollen Schluß der Geister-Szene am Kaiserhof in sein altes Studierzimmer gebracht, wo er, durch einen Vorhang unseren Blicken entzogen, einem neuen Leben an der Seite Helenas entgegenträumt. Inzwischen empfängt Mephistopheles, an seine Rolle aus der Schüler-Szene des Ersten Teiles anknüpfend, in Faustens Professorentracht zunächst Wagners Famulus Nicodemus und dann den Baccalaureus.

Nachdem Goethe seine Vorlesung geendet, fragt Eckermann, ob mit dem Baccalaureus nicht eine bestimmte Klasse ideeller Philosophen gemeint sei. „Nein", sagt Goethe, „es ist die Anmaßlichkeit in ihm personifiziert, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserem Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen, aufzugehen. Aber hierbei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand, von selber zu erscheinen."

Die 'Faust'-Forschung hat sich indessen nicht damit begnügt, das dieser Geschichte entströmende heitere Behagen als das innere Erlebnis des Dichters anzusehen, das sich in dessen schöpferischer Phantasie zur Baccalaureus-Szene ausgestaltete. Die Mehrzahl der neueren Erklärer hält vielmehr daran fest: daß hier Anspielungen auf Fichte und auf seine Philosophie vorlägen.

Tatsächlich liegt es auch nahe, einzelne Verse der Szene, wie:

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im Jahrbuch der G.-G. 8 (1921), 61/70.

Ganz resolut und wacker seht Ihr aus;
Kommt nur nicht absolut nach Haus,

und:

Erfahrungswesen! Schaum und Dust
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig,

oder:

Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf:
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken.

als Parodie auf die Ich-Philosophie zu deuten, wie Goethe und sein Kreis sie in den Zeiten nach Fichtes erstem Auftreten in Jena im Jahre 1794 auffaßten.

Ihren Ursprung nimmt diese Erklärung in einer Mitteilung von Heinrich Düntzer, die dieser zuerst im Jahre 1850 in seinem großen 'Faust'-Kommentar veröffentlichte (S. 84). Er berichtet: „Frau v. Kalb erzählte, Goethe habe ihr wenigstens zwölf Jahre vor der vollständigen Herausgabe des Ersten Teiles des 'Faust' (im Jahre 1808) ein Gespräch zwischen Mephistopheles und einem jungen überschwänglichen Idealisten vorgelesen, worin dieser jenem zu Leibe gehe und ihn an Absolutheit übertrumpfe, wobei sie sich besonders der Äußerung erinnerte, daß man alle Dreißigjährigen totschlagen solle, welche Äußerung man zu Jena und Weimar Fichte zuschrieb."

Nach diesem Zeugnis [1]) wäre die Entstehung der Szene spätestens ins Jahr 1796, also in die Frühzeit des romantischen Idealismus zu verlegen und ihre von Eckermann vermutete Beziehung auf die neue philosophische Richtung, besonders auf Fichte, trotz Goethes Ableugnung nicht zu verkennen, zumal damals in Jena und Weimar allerlei Spottreden über „das große Ich" in Umlauf waren, in die auch Goethe heiter einstimmte.

In Goethes Nachlaß hat sich indessen eine Anzahl von Papierstreifen mit eigenhändig entworfenen Versen unserer Szene auf der Rückseite gefunden, deren Vorderseite im Poststempel oder handschriftlich die Jahreszahl 1827 trägt (Werke 15 II, 37).[2]) Die Szene

[1]) Wegen der der Erzählerin nach Schillers Brief an G. vom 2. Jan. 1795 bekannten, damals noch unveröffentlichten 'Faust'-Szenen vgl. J. Minor: 'Goethes Faust' 1, 247.

[2]) Goethes Werke, Naturwiss. Schriften, Briefe, Tagebücher sind nach der Weimarer Ausgabe angeführt; Goethes 'Gespräche' nach W. v. Biedermanns

ist also nicht vor diesem Jahre entstanden, wahrscheinlich aber erst im Sommer 1828 auf der Dornburg, von wo Goethe am 27. Juli meldet: der Anfang des zweiten Aktes sei gelungen. Der Frohsinn und das Behagen, die die Verse durchströmen, stimmen durchaus zu der erneuten Lebens- und Schaffenslust, zu der sich der Greis, die Trauer um den kurz zuvor verstorbenen Fürsten und Freund siegreich niederkämpfend, hier unter dem erquickenden Einfluß der landschaftlichen Schönheit und des Friedens seiner Umgebung im verjüngenden Verkehr mit der Natur emporschwang.[1])

Die Szene läßt auch keine Ungleichheit oder Lötstelle entdecken, die auf die Einschmelzung älterer Teile hinwiese, ebensowenig enthalten die Bruchstücke, Entwürfe und Skizzen der Zweiten 'Faust'-Dichtung sowie die Briefe, Tagebücher und mündlichen Äußerungen Goethes eine Andeutung, daß der Dichter vor 1827 Teile unserer Szene ausgearbeitet hätte. Immerhin sind unsere Quellen für die Entstehungsgeschichte der Dichtung unvollständig, so daß das Fehlen eines sichern Anhaltes keinen Beweis gegen das Vorhandensein einer älteren Fassung der Szene bildet. Die Mitteilung Düntzers ist demnach allein aus der Entstehungsgeschichte der Dichtung nicht mit völliger Bestimmtheit zu widerlegen und muß daher unabhängig von deren Ergebnissen auf ihren eigenen Quellenwert geprüft werden.

Einer solchen Untersuchung hält nun der Bericht weder nach seiner Herkunft noch nach seinem Inhalte stand. Düntzer beruft sich auf J. H. Fichte, den Sohn des Philosophen, als Gewährsmann, ohne Andeutung der Quelle, aus der dieser schöpfte. Ob der jüngere Fichte sein Wissen unmittelbar von der Frau v. Kalb, mit der er von 1804 bis 1822 in Berlin gleichzeitig lebte, oder von einem Mittelsmann bezogen habe, ist nicht gesagt. Es ist also nach Düntzers eigener ursprünglicher Darstellung sehr wohl möglich, daß ihm Fichtes Sohn nur ein erst nach dem Erscheinen des Zweiten Teils der 'Faust'-Dichtung entstandenes Gerücht weitergegeben habe. Erst vierzig Jahre später, im Jahre 1891, verlegt Düntzer, der 1850 noch keinen Zeitpunkt für die Erzählung angibt, in seinem Werke 'Zur Goetheforschung. Neue Beiträge' (S. 307) das Zeugnis der Kalb in die Zeit „nach dem Erscheinen des vollendeten Ersten Teils im Jahre 1808." Damals war aber sein Gewährsmann, der jüngere Fichte, erst zwölf Jahre alt.

Lassen wir die fragwürdige Grundlage der angeblichen Erzählung

2. Auflage der Gesamtausgabe; Schopenhauer nach der Ausgabe von Eduard Griesebach (Reclam), 2. Abdruck 1892 f. = SW.; die danach angeführten Stellen stimmen mit den ersten Ausgaben der betreffenden Werke überein.

[1]) Auf diese Entstehungszeit führt auch die Schilderung des Schülers im „Lockenkopf und Spitzenkragen" (Vers 6731) nach der im Jahre 1828 veröffentlichten Rambergschen 'Faust'-Illustration. Vgl. H. G. Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 428 f.

beiseite und prüfen wir ihren Inhalt, so erweist sich dieser als nicht minder anfechtbar. Der Baccalaureus sagt:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.

Auf diese Verse bezieht sich die Bemerkung Düntzers: die Erzählerin habe sich aus Goethes Vorlesung besonders der Äußerung des jungen Idealisten erinnert: man solle alle Dreißigjährigen totschlagen. Worauf Düntzer den Zusatz gründet: „welche Äußerung man zu Jena und Weimar Fichte zuschrieb", bleibt unklar. Der Zusatz ist aber auch inhaltlich unhaltbar: wird der Ausspruch, wie im 'Faust', einem Jüngling in den Mund gelegt, so verfehlt er seine erheiternde Wirkung nicht; inwiefern aber der Spott einen Mann wie Fichte hätte treffen sollen, der beim Beginn seiner Lehrtätigkeit in Jena bereits selbst 32 Jahre alt war, ist nicht verständlich, zumal ihn Schiller, einer der Hauptspötter, nur um zwei Jahre an Lebensalter übertraf.

Der Rückverlegung des Ursprungs der Szene ins Jahr 1796 fehlt hiernach jeder geschichtliche Boden.

Düntzer hat nun aber eine Stelle in Fichtes Werken aufgespürt, die die Beziehung der Worte des Baccalaureus über den Totschlag der Dreißigjährigen auf den Philosophen auch unabhängig von dem angeblichen Berichte der Frau v. Kalb rechtfertigen soll. Diese Stelle findet sich in dem Bruchstück eines politischen Werkes, das Fichte zur Erweckung des Nationalbewußtseins der deutschen Jugend im Winter 1806/7 in Königsberg zu schreiben begann, dessen Fortsetzung aber durch die Ausarbeitung der 'Reden an die deutsche Nation' verdrängt wurde. In diesem Traumgebilde, das den Titel trägt 'Episode über unser Zeitalter, aus einem republikanischen Schriftsteller' (Werke 7, 519) blickt der vorgebliche Verfasser aus dem republikanischen Deutschland der Zukunft auf die Ursachen des Zusammenbruchs Preußens bei Jena zurück und führt aus: man könne das damalige Leben nur verstehen, wenn man sich klarmache, daß zu jener Zeit der natürliche Tatendrang der Jugend bei zunehmender Lebenserfahrung durch die allgemein herrschende Selbstsucht und Schlechtigkeit erstickt worden sei. Deshalb meint er: ein früher Tod wäre für jenes entartete Geschlecht einem nutzlosen Alter vorzuziehen gewesen: „Wie sie über dreißig Jahre hinaus waren, hätte man zu ihrer Ehre und zum Besten der Welt wünschen mögen, daß sie stürben, indem sie von nun an nur noch lebten, um sich und die Umgebung immer mehr zu verschlimmern." Als Anzeichen für diese sittliche Verwahrlosung führt er noch an: die jugendlichen Genies hätten damals das reife Alter verachtet, als ob sie vorausgesehen hätten, daß sie sich selbst früh zugrunde richten würden. Der zur Zeit der Abfassung der Schrift im 45. Lebensjahre stehende Philosoph

tadelt also hier ebenso wie der greise 'Faust'-Dichter die Anmaßung der Jugend, und diese Stelle gibt zu nichts weniger Veranlassung als zu einer Vergleichung zwischen seinen Ansichten und den Worten des Baccalaureus, auch wenn man davon absieht, daß Goethe das erst 1846 aus Fichtes Nachlaß veröffentlichte Bruchstück nicht bekannt sein konnte.[1])

Spricht hiernach die philologisch-historische Untersuchung in jedem einzelnen Punkte gegen die Annahme einer Parodie auf Fichte, so ist zu hoffen, daß in Zukunft wenigstens diejenigen Erklärer verstummen werden, die ihren Widerspruch gegen Goethes eigenen Ausspruch zu Eckermann damit begründen, daß es „bei der Bestimmtheit des Düntzerschen Berichtes" nicht zulässig erscheine, ihn ganz zu verwerfen[2]), und daß der von der Erzählerin hervorgehobene Ausspruch des Idealisten „in der Tat auch von Fichte getan worden ist."[3])

## 2.

Die Erklärung der Szene darf aber bei der historischen Kritik nicht stehenbleiben; sie muß vielmehr mit Rücksicht auf die an die Ich-Philosophie erinnernden Verse zu der Frage fortschreiten: ob das Gefühlserlebnis, das die Phantasie des Dichters zur Schöpfung des Baccalaureus antrieb, in seinen Erfahrungen mit Fichtes Person oder Lehre gefunden werden kann.

Am 18. Mai 1794 kam Fichte in Jena an. Schon vor seinem Eintreffen hatte Goethe von seiner Einladungsschrift zur Antrittsvorlesung: 'Über den Begriff der Wissenschaftslehre' eingehend Kenntnis genommen, und er hoffte nun von seinem persönlichen Umgang reiche philosophische Anregung, zumal der Verfasser im Vorwort versprach: den gesunden Menschenverstand mit der Philosophie zu versöhnen. Das gerade war es, was Goethe suchte. Selbst als schöpferischer Denker überreich an fruchtbaren Gedanken, fehlte ihm doch für systematisches Philosophieren das Organ. Sein gegenständliches Denken war methodischer Abstraktion nicht zugänglich, seiner naiv-sinnlichen Auffassung die begrifflich gestaltete Kunstsprache der philosophischen Wissenschaft fremdartig, ja unfaßlich. So sprach er dem neuen Freunde die Erwartung aus: es möge diesem gelingen, ihn endlich mit der Philosophie zu versöhnen, die er nie habe entbehren, mit der er sich aber auch nie habe vereinigen können. Bald darauf fand er indessen bei dem Versuch, in die ersten Bogen von Fichtes neuem gedruckten Kollegheft einzudringen, daß er dieser Denkart, in der er zu wenig oder vielmehr gar nicht geübt sei, nur mit Mühe und von ferne folgen könne.[4]) So gab er es alsbald endgültig auf,

---

[1]) Hermann Baumgart: 'Goethes Faust' 2 (1902), 164 ff.
[2]) Karl Alt: 'Goethes Faust' S. 561. [3]) Otto Harnack: 'Faust' S. 557.
[4]) Briefe 10, 99. 157. 162. 167. 168. 192, und dazu R. Neumann: 'Goethe und Fichte' (1904) S. 8 ff. 15 ff.

Fichtes Schriften zu lesen, und beschränkte sich in Zukunft darauf, an den Unterhaltungen seiner Jenaer Freunde über Fichtes neue Arbeiten teilzunehmen, wie er auch sonst seine Kenntnis philosophischer Systeme zumeist aus dem Gespräch und Briefwechsel mit eingeweihten Freunden schöpfte. Damit war seinem Triebe genügt, seine Kenntnis der Welt durch die Bekanntschaft mit den Meinungen der Philosophen, die für ihn damals eben auch bloß Gegenstände der Erfahrung waren, zu vervollständigen.[1])

So kam es, daß er Fichtes Philosophie von nun an durch Schillers Augen zu betrachten begann, dem er gerade in demselben Sommer nahetrat. Auch dieser hatte Fichtes Zuzug nach Jena mit großen Erwartungen entgegengesehen, aber bald gewahrt, daß dessen naturfremde, rein logische Denkungsart seiner dichterischen Betrachtungsweise der Welt vom Standpunkte des lebendig-fühlenden, kunstschöpferischen oder ästhetisch genießenden Menschen widerstrebte. Zudem schöpfte auch Schiller nicht ausschließlich aus erster Quelle, urteilte vielmehr nebenbei nach mündlichen Berichten über angebliche Äußerungen Fichtes im Kolleg, die auf Mißverständnis des schwer faßlichen Vortrags beruhten. Erweitert wurde die Kluft zwischen den verbündeten Dichtern und dem Philosophen durch die immer neuen Zerwürfnisse, in die dieser mit seinen Kollegen und Studenten wie mit der Unterrichtsverwaltung geriet.

Wie diese Mißhelligkeiten, die ihn schließlich von Jena entfernten, so schrieb man auch seine Ich-Philosophie seinem grenzenlosen Selbstbewußtsein zu, indem man die schöpferischen Fähigkeiten, die nach Fichte dem vom Einzeldasein unabhängigen, überindividuellen, daher absoluten Ich zukommen, irrtümlich dem empirischen Ich des Menschen beilegte. Der Philosoph huldigte also nach Ansicht der Dichter einer Art von Solipsismus, als ob er allein das Dasein seines eigenen Ich als wirklich anerkenne.

Diese Auffassung der Fichteschen Lehre spiegelt sich in den Briefen von Goethe und Schiller aus jener Zeit. So schrieb Schiller am 28. Okt. 1794 an Goethe: „Nach den mündlichen Äußerungen Fichtes, denn in seinem Buch war noch nicht davon die Rede, ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklariert, wie wir neulich erwarteten." Goethe stimmt in diesen Ton ein. Er spricht von Fichte als dem „absoluten Ich" und spottet: es sei von den Nicht-Ichs, die man gesetzt habe (nämlich von den Steinen, die die Studenten dem Philosophen in die Fenster warfen), sehr unhöflich, durch die Scheiben zu fliegen. Doch gehe es diesem damit wie dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der auch mit seinen Kreaturen nicht fertig werden könne. Noch 1797 klagt Goethe

[1]) Naturwiss. Schriften 11, 47 f.; Briefe 12, 74. 82; Tagebücher 2, 60 f.; R. Neumann a. a. O. S. 13. 47.

scherzend über eine Grippe, die ihm den Kopf so einnehme, daß seine Intelligenz nicht imstande sei, durch einen freien Denkakt den einfachsten Wurm zu produzieren, vielmehr den bittersten Arzneimitteln wider ihren Willen die Existenz zugestehen müsse (Briefe 10, 250. 12, 53).

Dieser Spott über Fichtes vermeintliche Lehre wie die Verstimmung über sein weltfremdes Auftreten hinderten aber nicht, daß Goethe später stets mit unverhohlener Hochachtung seines erhabenen persönlichen Charakters und seiner hohen geistigen Bedeutung gedenkt. So nennt er ihn bald nach Fichtes Entfernung von Jena in einem Briefe an seinen Schwager Schlosser einen „der vorzüglichsten Köpfe" (Briefe 14, 172), und in den 'Tag- und Jahres-Heften' urteilt er zusammenfassend: „Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen" (Werke 35, 31).[1]

Ist dies der Gesamteindruck, den Fichtes Wirksamkeit in Jena bei Goethe zurückließ, so fällt es schwer zu glauben, daß der Dichter 14 Jahre nach Fichtes Tode und 28 Jahre nach dem Ende der gegenseitigen Beziehungen Erinnerungsbilder von seinem Auftreten und seiner Lehre in sich trug, die ihn zur Schöpfung der Figur des Baccalaureus anregten. Man wird dazu noch weniger geneigt sein, wenn man an Goethes Abneigung denkt, einen Gegner durch das Mittel der Ironie, Satire, Parodie oder Karikatur zu bekämpfen, anstatt die Sache selbst durch „produktive Kritik" zu fördern. Gerade in bezug auf Fichte hat Goethe dieser Gesinnung Ausdruck gegeben. Im Hinblick auf eine spöttische Besprechung einer neuen Schrift Fichtes schreibt er am 19. Juli 1804 an Eichstädt: „Fichtes Ernst verdiente wenigstens ernstlich behandelt, nicht persifliert zu werden." Und noch am 28. August 1827, also knapp ein Jahr vor der Niederschrift der Szene, äußert Goethe im Anschluß an eine ablehnende Äußerung über die Ich-Philosophie: „Seine Subjektivität kommt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorschein, nämlich in seinem Patriotismus. Wie groß sind die Reden an die deutsche Nation!"[2])

Bei dieser Stellung Goethes zu Fichte erscheint eine Parodie seiner Philosophie zur Zeit der Entstehung der Szene ausgeschlossen. Aber auch die dramatische Handlung selbst enthält keinerlei Gegenstück zu Fichtes Verhalten. Nicht als anmaßender Jüngling und Schüler erregte Fichte Goethes Mißstimmung; er gab vielmehr durch

[1]) Der Schluß des Satzes: „aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen", sowie die Erwähnung des Fenstereinwerfens durch die Studenten: „die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden" (Werke 35, 58), sind nicht ein nachträglicher Spott; sie stellen sich, dem Charakter der 'Tag- und Jahres-Hefte' entsprechend, vielmehr ausschließlich als Redaktion des damals vorliegenden Briefmaterials usw. dar.

[2]) Mit Gustav Parthey (Gespräche 3, 428).

das Übermaß seines Selbstbewußtseins als Lehrer und Denker Anstoß. So frei die Phantasie des Dichters mit dem Stoff seines Werkes schalten mag: wo in aller Welt ist ein Grund zu finden, daß Goethes Phantasie hier, wo ganz entgegengesetzte Verhältnisse geschildert werden, mit seinen Erinnerungen an Fichte gespielt haben soll? Einzelne Verse aber als Beweis für eine solche Beziehung heranzuziehen — davor sollte schon die Tatsache warnen, daß Karl Borinski die Worte des Baccalaureus auf Hegel, Heinrich Sieveking aber auf Schopenhauer bezieht (Goethe-Jahrbuch 9, 214. 16, 209). Nicht verstreute Worte, die naturgemäß verschiedener Deutung fähig sind, sondern allein das Erlebnis des Dichters liefert uns den Schlüssel zum Eindringen in die Entstehung und damit in die Bedeutung der Dichtung.

## 3.

Dieses Erlebnis Goethes entsprang seiner Bekanntschaft mit Schopenhauer.

Fünfundzwanzig Jahre zählte der junge Philosoph, als er, den Goethe bisher nur vom Sehen kannte[1]), Anfang November 1813 unmittelbar nach Vollendung seiner Doktordissertation 'Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' aus Rudolstadt zu seiner Mutter nach Weimar zurückkehrte. Drei Jahre zuvor hatte Goethe die Ergebnisse seiner langjährigen chromatischen Studien in den beiden stattlichen Bänden 'Zur Farbenlehre' veröffentlicht und dabei den Entschluß gefaßt, „diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, sobald nicht weiter nachzuhangen."[2]) Seine Theorie fand indessen bei den Physikern keinen Anklang, und so ergab sich für ihn die Notwendigkeit, die öffentliche Aufmerksamkeit für sie zu gewinnen, sie zu verteidigen und auszubauen. Als nun Goethe am 4. November die Dissertation des Sohnes seiner Freundin durchblätterte, sprach ihn das Kapitel an, das die Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung behandelt, da diese sinnliche Behandlung mathematischer Fragen seiner eigenen geistigen Veranlagung entgegenkam.[3]) Auch die Unabhängigkeit des Verfassers von den herrschenden Meinungen der Universitätswissenschaften, die sich gegen Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten ablehnend verhielten, sagte ihm zu.[4]) So ließ er sich von seinem Mitarbeiter an der Farbenlehre, Riemer, bestimmen, sich den jungen Denker zum Jünger und Verkünder seiner Lehre auszuersehen. Am 6. November 1813 lernte er ihn im Hause seiner Mutter kennen und benützte alsbald diese erste Gelegenheit, um seine Aufmerksamkeit auf die Farbenlehre hinzulenken und ihn für den folgenden Tag zu optischen Experimenten in sein Haus einzuladen.[5])

[1]) SW. 6, 259; Briefe 22, 171. [2]) Naturwiss. Schriften 5[1], 357.
[3]) Tagebücher 5, 82; Gespräche 2, 202. [4]) Briefe 24, 44.
[5]) J. Wahle: Allg. Deutsche Biographie 28, 560 f.; Werke 36, 55; Tagebücher 5, 82 Z. 7 und 9; Gespräche 2, 202.

Mit diesem Tage begann ein regelrechter Lehrgang in der Farbenlehre, der sich den Winter hindurch fortsetzte. Goethe wies dem Schüler seine sämtlichen Versuche persönlich vor und überließ ihm seine optischen Apparate und literarischen Hilfsmittel zur Heimarbeit.[1]) In einer dieser Vorlesungen, am 8. Januar 1814, kam es zu einem Widerstreit der Meinungen. Denn die durch den Unterricht angeregten Probleme hatten in der Zwischenzeit im Geiste Schopenhauers fortgearbeitet, und bei der Originalität seines Denkens konnte es nicht ausbleiben, daß er sich inzwischen seine eigene Überzeugung darüber gebildet hatte. Besonders war er zu dem Ergebnis gekommen, daß sich aus je zwei Ergänzungsfarben das Weiße herstellen lasse. Diese Entdeckung teilte er dem Meister alsbald offen mit.[2]) Hiermit traf er indessen Goethes empfindlichste Stelle, denn gerade der Satz: die Mischung bunter Farben gebe grau, niemals weiß, war der Angelpunkt von Goethes Beweisführung gegen Newton. Somit sah Goethe durch den Widerspruch Schopenhauers den Zweck seines Unterrichts gefährdet; und klar können wir es auf das Verhalten Schopenhauers am Vortage zurückführen, wenn er in dem am 9. Januar zu Papier gebrachten Reimspruch 'Grabschrift' bei Betrachtung der vier Lebensalter der zweiten Altersstufe das Kennzeichen verleiht: „Als Jüngling anmaßlich und stutzig."[3])

In der nächsten Vortragsstunde vom 13. Januar steigerte sich Goethes Mißstimmung, zumal der Schüler wohl erst jetzt noch einen weiteren Widerspruch kundgab, nämlich: daß bei den Ergänzungsfarbenpaaren „nur der physiologische Gegensatz, nicht der physische ein polarer sei". Äußerlich gab der Dichter zwar sein Mißfallen nicht zu erkennen, sondern erwiderte gemütlich: „Schreiben Sie doch einmal ein Werk in zwei dicken Bänden, ohne daß irgend etwas zu berichtigen wäre."[4]) Aber im stillen erleichterte er wiederum am folgenden Tage sein Herz in den unter der Überschrift 'Lähmung' vereinigten Reimsprüchen.

Mit diesem Tage war der Unterricht dem Lehrer anscheinend verleidet: zum nächsten Vortrage, am 26. Januar, mußte sich Schopenhauer selbst anmelden und beim dann folgenden Besuch, am 22. Februar, scheint von der Farbenlehre nicht mehr die Rede gewesen zu sein, denn Goethes Tagebuch von diesem Tage vermerkt als Gesprächsthema ausdrücklich: „England". Dann verzeichnet das Tagebuch noch einen Besuch am 2. März sowie einen weiteren am 3. April und schließlich am 15. Mai den endgültigen Abschied vor Schopen-

[1]) SW. 6, 259 f.; Tagebücher 4. Nov. 1813 bis 15. Mai 1814.
[2]) SW. 6, 99.
[3]) Stutzig = eigensinnig, widerspenstig. — Den Nachweis der Beziehung dieses Verses sowie des Epigramms 'Lähmung' auf Schopenhauer habe ich in meinem eingangs angeführten Aufsatz gegeben.
[4]) SW. 6, 227. 89 f.

hauers Übersiedlung nach Dresden. Bekannt ist der Abschiedsvers, den Goethe ihm ins Stammbuch schrieb (8. Mai 1814):

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.
Zu Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.

So anerkennend die Verse klingen, so enthalten sie doch einen Tadel. Der optimistische Dichter rügt den Pessimismus des Philosophen: sei die Welt wertlos, so sei der Philosoph selbst ohne Wert, da auch er zur Welt gehöre; daher verlange schon die Selbstachtung eine optimistische Weltanschauung.

Wie die Dinge lagen, ist anzunehmen, daß Goethes Wunsch: Schopenhauer möge für seine Farbenlehre als sein Statthalter literarisch fortwirken, beim Abschied nicht mehr bestand. Dieser aber sah in Goethe nur den väterlichen Freund und wohlmeinenden Lehrer und ging in Dresden alsbald daran, die ihm in Weimar erschlossene Welt der Farben nach eigenem Sinn vom Standpunkte des vorstellenden Subjekts erkenntnistheoretisch, psychologisch und physiologisch zu verarbeiten. Die Frucht dieser Tätigkeit war die Schrift 'Über das Sehn und die Farben'. Diese sandte er im Juli 1815 handschriftlich nebst einem nicht mehr auffindbaren Brief an Goethe mit der Bitte: ihr für die Veröffentlichung ein Vorwort zum Geleit zu geben. Er war überzeugt, mit seiner Arbeit habe er die ihm zugedachte Aufgabe erfüllt, für die Lehre des Meisters fortzuwirken, und er gab sich daher der Hoffnung hin, dieser werde sie der gelehrten Welt als Fortbildung seiner eigenen Theorie empfehlen.

Ganz anders dachte darüber Goethe. Lange zögert er eine Antwort hinaus, um schließlich unter freundlichen Lobsprüchen für das redliche Streben des Verfassers und für die Selbständigkeit seines Denkens die Bitte abzulehnen. Dem in den folgenden Briefen immer erneuten Drängen des Jünglings auf eine Begründung der Ablehnung weicht er mit wohlwollendem Zuspruch aus, ohne sich aus seiner Zurückhaltung hervorlocken zu lassen. So prägt sich in dem Briefwechsel[1]), der sich hierüber entspinnt, der typische Gegensatz der Lebensalter wie der charakteristische Gegensatz der beiden genialen Persönlichkeiten aufs lebensvollste aus. Gewiß war Schopenhauer im Irrtum, wenn er Goethes Verhalten allein auf seine beiden Widersprüche zurückführte, die bereits im persönlichen Unterricht hervorgetreten waren, und die wir in der Abhandlung wiederfinden. Hinzu trat vielmehr, daß Schopenhauer in dieser Schrift seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt weiter entwickelte, wonach die Farben nicht der leuchtenden Herrlichkeit der Natur, sondern allein dem

[1]) Abgedruckt SW. 6, 217 ff., dazu Nachtrag bei Hans Zint im Jahrbuch der Schopenhauer Gesellschaft 8 (1919), 185 ff. und Briefe 26, 400. Für die chromatischen Fragen vgl. Wilh. Ostwald: 'Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre' (1918).

menschlichen Auge und der menschlichen Vorstellung angehören. Es ist leicht zu ermessen, wie eine solche Darstellung Goethes Natursinn verletzen mußte. Der Hauptgrund für Goethes Zurückhaltung war also tief in dem Gegensatz der Geistigkeit beider Männer begründet.[1]) War dieser Gegensatz, dessen Schopenhauer sich später deutlich bewußt wurde[2]), dem Jüngeren gegenwärtig noch durch seine Bewunderung des Meisters verhüllt, so trat er für diesen in dem unbeirrbaren Widerspruch des „stutzigen" Schülers um so schärfer hervor.

Auf der anderen Seite hatte die wiederholt anerkannte, hohe geistige Bedeutung des Sohnes seiner Freundin wie sein beharrliches Ringen nach Wahrheit das Herz des alten Goethe für den „meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden" Jüngling gewonnen. So erklärt sich die eigentümliche Mischung von väterlichem Wohlwollen und kühler Zurückhaltung, die aus jeder Zeile von Goethes Briefen an Schopenhauer spricht.[3])

Nach fast dreijähriger, nur durch Schopenhauers briefliche Abmeldung nach Italien nebst der Ankündigung seines Hauptwerks und durch Goethes kurze Antwort unterbrochener Pause erhält der Dichter am 18. Jan. 1819 durch Adele das Werk 'Die Welt als Wille und Vorstellung'. Wie die Überbringerin dem Verfasser am 5. Februar nach Italien schreibt, zerschneidet der Empfänger sofort in ihrer Gegenwart den unhandlichen Band in zwei Teile und beginnt augenblicklich darin zu lesen. Mit glücklicher Hand blätternd, findet er alsbald zwei ihn ansprechende Stellen, schreibt die Seitenzahlen auf einen Zettel und schickt diesen schon nach einer Stunde an Adele zur vorläufigen dankenden Übermittelung an den Bruder, dem er seine Herzensmeinung bald selbst weitläufiger zu schreiben gedenke. Den anfänglichen Genuß bei der Lektüre bestätigt auch die Äußerung zu seiner Schwiegertochter Ottilie, zu der er wenige Tage nach dem Empfang des Werkes sagte: er habe nun auf ein ganzes Jahr seine Freude; denn nun lese er von Anfang bis zu Ende und denke wohl, soviel Zeit dazu zu bedürfen. Bei diesem systematischen Studium ist Goethe indessen schwerlich weit über die einleitenden Betrachtungen hinausgekommen; denn die Lektüre dauerte nicht ein Jahr, sondern noch nicht einmal eine Woche: nach der Eintragung des Empfanges am 18. Januar nennt sein Tagebuch das Werk nur noch am 19., 21. und 24. des Monats, um es alsdann für immer totzuschweigen. Selbst den versprochenen Dankesbrief hat der sehnsüchtig harrende Philosoph niemals erhalten.

'Die Welt als Wille und Vorstellung' findet sich zwar noch heute, mit der von Goethe vorgenommenen Teilung, in dessen Bibliothek in zwei dunkelmarmorierten Pappbänden mit Schutzumschlägen aus

[1]) SW. 6. 233. [2]) SW. 5, 198.

[3]) Werke 2, 230. 349. 36, 112. 151; Briefe 24, 44. 26, 111. 155. 27, 105.

blauem Papier; indessen ist kein Exlibris eingeklebt, auch zeugen weder Bleistiftstriche noch sonstige Spuren von einem Gebrauch.

Wie flüchtig und zusammenhanglos Goethe das Werk durchblättert hat, beweisen seine einzigen weiteren Äußerungen darüber, die uns überliefert sind. Am 22. Januar lobte er es gegen den Kanzler v. Müller; sein Zusatz: „Wir werden Spinozisten" zeigt aber, daß ihn die Lektüre bis dahin ausschließlich dazu angeregt hatte, altvertrauten eigenen Gedanken nachzuhängen. Als er dann, vor dem Briefe vom 5. Februar, gegen Adele zum zweiten und wohl letzten Male das Werk erwähnt, äußert er nichts über dessen Inhalt, rühmt vielmehr nur die Anhänglichkeit des Verfassers an seine Person sowie die Einteilung und den Stil; seine Bemerkung über die Terminologie, die von der üblichen abweiche, läßt aber auch hier erkennen, daß Goethe weniger bemüht war, in die originalen Gedanken des Verfassers einzudringen, als vielmehr sie durch Übertragung in die herkömmliche Redeweise an ihm geläufige Auffassungen anzugleichen.[1])

Einen Besuch des im August desselben Jahres 1819 auf der Rückreise von Italien in Weimar vorsprechenden Philosophen nahm Goethe zunächst kühl auf, wurde aber, da sich der Gast mit solchem Empfang nicht abspeisen ließ, allmählich wärmer, verbrachte mit ihm in anregender Unterhaltung zu wechselseitiger Belehrung den Abend und zeigte ihm am nächsten Vormittag seine ihn damals gerade lebhaft beschäftigenden Versuche mit den Farbenerscheinungen im polarisierten Lichte.[2])

Nicht lange darauf gedenkt Goethe seiner, ohne ihn zu nennen, in einem Nachtrage zur Farbenlehre, der, im Jahre 1822 zuerst veröffentlicht, wahrscheinlich einige Jahre vor dem Erscheinen entstanden ist. Hier heißt es: „Wie ich jetzt die Stellung meiner Farbenlehre gegen die wissenschaftliche Welt betrachte, will ich kürzlich aussprechen: ich wünsche, daß ein aufgeweckter, guter, besonders aber liberaler Kopf zur Sache greife. Liberal aber heiß' ich, von beschränkendem Egoismus frei, von dem selbstsüchtigen Gefühl, das weder mit guter Art zu nehmen noch zu geben weiß."[3]) Dieser Wunsch

[1]) Tagebücher 7, 7/9; Gespräche 2, 429 f. 5, 114 f. zu Nr. 1857. 1858[a]; SW. 6, 190 f., sowie freundliche Mitteilung über das Exemplar im Goethe-Hause durch H. G. Gräf. — Ob Goethe den Vergleich des Todes mit dem Sonnenuntergang (Gespräche 3, 105) dem Werk Schopenhauers entlehnt hat, wie dieser annimmt (SW. 1, 367), scheint fraglich, unabhängige Auffindung des Gleichnisses sehr wohl möglich. — Der verfehlte Versuch von F. Pfalz (Grenzboten 47 (1888) IV, 114 ff. 172 ff.), eine weitgehende Beeinflussung Goethes durch 'Die Welt als Wille und Vorstellung' nachzuweisen, setzt irrig genaue Bekanntschaft Goethes mit dem Werk voraus.

[2]) Tagebücher 7, 184; Werke 36, 151; K. G. Bähr: 'Gespräche und Briefwechsel' S. 51. — Schopenhauer schrieb 1854 in bezug auf die Polarisationserscheinungen: „Goethe war zu alt, als die Phänomene entdeckt wurden — fängt an zu radotieren" (SW. 6, 107).

[3]) Naturwiss. Schriften 5 I, 362.

nach einem Eckermann seiner Farbenlehre ist offensichtlich durch die Erinnerung an Schopenhauer beeinflußt, der trotz seiner hervorragenden Auffassungsgabe durch die originale Art der Aufnahme wie durch die eigengesetzliche Wiedergabe seiner Lehre den Meister in gleicher Weise verletzt hatte.

Dann hören wir bei Goethe (abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden Redaktion der alten Briefe und Tagebuchnotizen für die 'Tag- und Jahres-Hefte') fast zehn Jahre lang nichts mehr von Schopenhauer, bis der Dichter ihn am 19. Februar 1829, also bald nach Abschluß der Baccalaureus-Szene, in einem Gespräche noch einmal erwähnt. An diesem Tage erkühnte sich selbst Eckermann, der Getreueste der Getreuen, von der wahren Lehre durch eigene Ansichten über die Entstehung der farbigen Schatten abzuweichen. Ob dieses Verrats braust Goethe gereizt auf, bald aber lenkt er ein und fährt „etwas heiterer und milder" fort: „Es geht mir mit meiner Farbenlehre gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen." Hierbei nennt er, wie Eckermann in einem Briefe an Varnhagen von Ense am 14. Juni 1836 bezeugt, unter anderen den jungen Schopenhauer.[1])

So hatte in der langen Zwischenzeit über das bittere Gefühl der Enttäuschung, das sich zunächst in unmutigen Epigrammen und in hartem Urteil über den Philosophen entladen hatte, eine humorvolle Regung gesiegt. Der ergrimmte Dichter wird bei der Erinnerung an den jungen Schopenhauer milder und heiterer, er rechnet ihn zu den trefflichsten Menschen und betrachtet sein Verhältnis zu ihm mit übermütiger Selbstironie: was der Begründer der Weltreligion von seinen Anhängern erträgt — sollte es nicht auch für den Begründer der Farbenlehre erträglich sein?

Dies war die rechte Stimmung für den Dichter, um sich von dem quälenden Gefühl der Erinnerung an seinen Mißerfolg durch die Gestaltung der Baccalaureus-Szene mit befreiendem Humor zu entlasten.

## 4.

Es ist nicht allein das Erlebnis mit Schopenhauer, das diese Stimmung hervorgebracht hat: der alternde Goethe hatte vielmehr, wie zahlreiche Aussprüche beweisen, oft genug Gelegenheit, durch die Erinnerung an eigenen Sturm und Drang besänftigt, seinen Humor an der Anmaßung der neuen Jugend zu üben.[2]) Die seelische Hal-

[1]) Das Datum ist zuverlässig, wie Tagebücher 12, 26 bestätigt. Im übrigen vgl. 'Gespräche mit Goethe von J. P. Eckermann', 8. Originalauflage. Herausg. von H. H. Houben (1909), S. 255/60. 688/9.
[2]) Werke 3, 236.

tung des greisen Dichters gegenüber der Anmaßung der Jugend bildet den poetischen Gehalt unserer Szene. Körperliche Gestalt gewann für den Bildner der 'Faust'-Dichtung dieses Gefühl an der Erscheinung Schopenhauers. In ihr ist zugleich mit dem inneren Erlebnis die fruchtbare Situation für die Gestaltung der Szene gegeben.

Der äußere Umriß des Auftritts war durch die Schüler-Szene des Ersten Teils bereits vorgezeichnet. In ihrer Fortsetzung tritt am alten Orte Mephistopheles wiederum in Faustens Professorengewand als Dozent auf, der Schüler nach Beendigung seiner Studien, soeben graduiert, als Baccalaureus. Genau so war im Spätherbst 1813 der soeben promovierte Dr. Schopenhauer, „entwachsen akademischen Ruten" (V. 6724) bei seiner Ankunft in Weimar[1]) dem Dichter als dem Lehrer entgegengetreten, der, grimmig über die seine Farbenlehre mißachtende „physiko-mathematische Gilde" der Universitäten[2]), sich in seine Rolle als Dozent der Optik nicht ohne das Gefühl mephistophelisch-schalkhafter Ironie gefunden haben mag. Wie der Jüngling in berechtigtem Stolz auf seine Dissertation die allseitige Anerkennung seiner Leistung als selbstverständlich erwartete, so auch ruft der Ankömmling dem Gegenspieler zu: „Seht anerkennend hier den Schüler kommen!" (V. 6723).

Mephistopheles sieht sich indessen alsbald veranlaßt, den Spott aus der 'Lähmung' von den Schülern, die sich allzu schnell in Lehrer verwandeln, zu wiederholen:

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren seid ihr, merk' ich, selbst bereit.

Ganz im Sinne Schopenhauers, der seine Unabhängigkeit von allen Vorgängern unablässig hervorhebt, sind die Worte:

Gesteht! Was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig.

Nicht minder scheinen die folgenden Zeilen eine Erinnerung an Schopenhauer zu bergen:

Da hör' ich doch Verstand;
Der erste Greis, den ich vernünftig fand!

Von Jugend auf hatte der Philosoph Goethen von seiner allgemeinen Weltverachtung ausgenommen, und es ist recht wahrscheinlich,

---

[1]) H. Sieveking (Goethe-Jahrbuch 16, 209ff.), dem das Verdienst gebührt, zuerst für den Baccalaureus auf Schopenhauer hingewiesen zu haben, sucht den Stoff für unseren Auftritt in dem Besuch des Philosophen bei Goethe nach Vollendung der 'Welt als Wille und Vorstellung' im Jahre 1819. Das Moment der Wiederkehr des Schülers beruht aber nicht auf der stofflichen Grundlage, sondern ist in der Form der Dichtung selbst als einer Fortsetzung des Ersten Teiles der Tragödie notwendig begründet. Die Szene ist auch sonst in keiner Weise ein Spiegelbild jenes Besuches. Schopenhauer war ausweislich der entscheidenden Epigramme, wie ich a. a. O. nachgewiesen habe, schon 1814 keineswegs der bescheidene Schüler.

[2]) Naturwiss. Schriften 11, 101.

daß der geniale Jüngling es dem alten Meister gegenüber zuweilen durchblicken ließ, wie hoch die Ausnahmestellung zu schätzen sei, die er ihm einräume. Dementsprechend schrieb er an Goethe: es sei ferne von ihm, gegen den Dichter einen Vorwurf zu erheben, weil er sich seiner optischen Schrift gegenüber ablehnend verhalten habe; „aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, mußte man Goethe oder Kant sein, kein anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen".[1])

Die Keckheit des Baccalaureus steigert sich allmählich ins Groteske:

> Gesteht nur, Euer Schädel, Eure Glatze
> Ist nicht mehr wert als jene hohlen dort?

Gewiß ist dies ein freies Spiel der Phantasie des Dichters, die hier an die in Faustens Studierzimmer aufgestellten Totenköpfe anknüpft — aber ganz zu verwerfen ist ein Seitenblick auf Schopenhauer von Goethes Standpunkte aus auch bei diesen Versen nicht. Denn tatsächlich mußte Goethe ein „grenzenloses Erdreusten" (V. 6688) darin sehen, wenn der einstige Schüler ihm im Sommer 1818 sein damals noch im Druck befindliches Hauptwerk 'Die Welt als Wille und Vorstellung' also ankündigt: „Mein Werk ist die Frucht nicht nur meines hiesigen Aufenthalts, sondern gewissermaßen meines Lebens. Denn ich glaube nicht, daß ich je etwas Besseres oder Gehaltvolleres zustandebringen werde, und bin der Meinung, daß Helvetius recht hat zu sagen, daß bis zum 30sten, höchstens 35sten Jahre im Menschen durch den Eindruck der Welt alle Gedanken erregt sind, deren er fähig ist, und alles, was er später liefert, immer nur die Entwicklungen jener Gedanken sind. Mir gab nun ein günstiges Schicksal die Muße von außen und den entschiedensten Trieb von innen, um früh und frisch zu liefern, was mancher, z. B. Kant, nur als Früchte der Jugend einmariniert im Essig des Alters auftischen konnte. — Ich bin im 31sten Jahr."[2])

Was konnte in Goethes Augen, der von dem Inhalt und dem Wert des angekündigten Werkes nichts wußte, den Schreiber dieser Zeilen zu solchen überstolzen Worten berechtigen? Goethe kannte damals nichts von Schopenhauer außer seiner Doktordissertation, die er nach flüchtigem Durchblättern gewiß nicht in ihrem vollen Werte zu schätzen vermochte, sowie die nach seiner Ansicht im wesentlichen verfehlte optische Abhandlung. So mußte es ihm geradezu grotesk erscheinen, wenn der Schreiber sogar auf Kant nicht ohne Mitleid hinabsah. Aber er weist den Schreiber nicht in seine Schranken zurück, sondern wünscht ihm recht freundlich Glück: „Das angekündigte Werk lese gewiß mit allem Anteil. Geben wir uns doch viele Mühe zu erfahren, wie unsere Ahnherrn gedacht. Sollten wir unseren werten Zeitgenossen nicht gleiche Aufmerksamkeit widmen?"

---

1) SW. 6, 237. 2) SW. 6, 244.

Es ist derselbe behaglich-gelassene Ton, mit dem Goethe einst auf den Widerspruch des Schülers gegen die Polarität der physikalischen Farbenpaare begütigend erwidert hatte: jeder mache in einem Werke von zwei dicken Bänden einmal einen Fehler. So auch antwortet Mephistopheles „gemütlich" (vor Vers 6770):

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?

Der Baccalaureus aber fährt in dem angeschlagenen Tone fort, dem Alter seinen Unwert vorzuhalten, und versteigt sich schließlich zu dem Ausspruch:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.

Den Stoff zu diesen Versen hat ganz offensichtlich die angeführte Briefstelle geliefert; dort spricht es Schopenhauer unumwunden aus: Wer die Mitte der Dreißig überschritten hat, ist geistig so gut wie tot! Der Schlußvers vom Totschlag der Überdreißiger ist nichts als eine vom Dichter scherzhaft daraus gezogene Folgerung.

Der Baccalaureus behält, wie überall, so auch zum Schluß das letzte Wort. Auch hierin spiegelt sich das Verhältnis zwischen Goethe und Schopenhauer, der in seinen Briefen die Einwendungen des Jüngeren niemals zurückweist, sondern mit unerschütterlichem Wohlwollen auf alles eingeht oder — schweigt!

Ist so die Lage, das gegenseitige Verhältnis des Lehrers zum Schüler, durchaus dem Leben entnommen, so lag doch der Dichtung des alten Goethe nichts ferner, als sich auf die Abschilderung der Wirklichkeit zu beschränken. Sein Trieb zum symbolischen Anschauen der Welt ließ ihn vielmehr im einzelnen Falle das Allgemeine erblicken. Und so sehen wir auch hier die Beziehung des Jünglings zum Greis in typischer Beleuchtung. Es wäre daher durchaus verfehlt, den jungen Schopenhauer als „Modell" des Baccalaureus zu bezeichnen; wir haben uns vielmehr auf die Erkenntnis zu beschränken, daß sein ganzes Auftreten sowie manche Einzelzüge der Einbildungskraft des Dichters zur bildhaften Gestaltung der Szene den Anstoß gaben.

Aus diesem Ursprung des Auftritts wird es verständlich, daß der Vertreter für die Anmaßung der Jugend jenes Zeitraumes nach dem Freiheitskriege ein graduierter Student der Philosophie ist, zumal Goethe, wie wir an Fichte gesehen haben, geneigt war, den solipsistischen Zug in der Theorie des romantischen Idealismus aus dem schrankenlosen Selbstbewußtsein seiner Urheber herzuleiten. So ergab es sich von selbst, daß in den Aussprüchen des Baccalaureus eine Reihe von Anspielungen auf die damalige Philosophie ihren Platz fand.

Diese Einordnung der philosophischen Phrasen des Jünglings in den Aufbau der Szene ergibt von vornherein die Unhaltbarkeit

der Auffassung, daß hier die Parodie eines philosophischen Systems gegeben sei. Eine solche Deutung wäre unpoetisch: sie schiebt der Dichtung die rein verstandesmäßige Aufgabe der wissenschaftlichen Kritik unter; sie wäre auch insbesondere ungoethisch: nach Goethes Ansicht soll die Kritik selbst schöpferisch sein, nicht aber durch unfruchtbare Verneinung oder gar Parodie die Gegenansicht vernichten. Der Gehalt der Szene ist vielmehr rein menschlich, der philosophische Einschlag ausschließlich Mittel der Menschendarstellung.

Hiernach wäre es ein vergebliches Bemühen, die Philosopheme des Baccalaureus in eines der Systeme des romantischen Idealismus einzureihen und je nach dem Ergebnis dieser Bemühung den Urheber dieses Systems, sei es Fichte, Schlegel, Hegel, Schelling oder Schopenhauer, als das Urbild des Baccalaureus hinzustellen. Die Frage, die zur Deutung der Dichtung, zum Verständnis ihres Werdens im Geist ihres Schöpfers führt, ist vielmehr: Was trieb den Dichter dazu, gerade diese Weisheitssprüche seiner dramatischen Gestalt zur Zeichnung ihres symbolischen Charakters in den Mund zu legen?

Verfolgen wir nun, von diesem Standpunkt ausgehend, im einzelnen die philosophischen Anspielungen in den Worten des Baccalaureus, so werden wir, entsprechend der Gesamtlage, auch hier immer von neuem auf den Eindruck zurückgeführt, den Schopenhauers persönlicher Charakter in der Erinnerung des Dichters zurückgelassen hatte.

In dem Wortspiel:

Ganz resolut und wacker seht Ihr aus;
Kommt nur nicht absolut nach Haus

bedeutet zunächst das Wort „absolut" nach Goethes Sprachgebrauch nichts anderes als: losgelöst von den sozialen Gebundenheiten.[1]) Der eigentliche Sinn ist also: Du siehst schon jetzt keck genug aus in deiner modernen Haartracht; hüte dich, daß du nicht noch ganz radikal von der Universität heimkehrst! Der Baccalaureus aber nennt die Worte des Lehrers „doppelsinnig" (V. 6739) und weist damit auf die absolute Philosophie hin. Die Warnung sagt also zugleich: der Baccalaureus solle sich nicht in seinem Übermut zur Gottähnlichkeit des schöpferischen Ich aufschwingen.

Einen ähnlichen Doppelsinn enthalten die Verse:

Erfahrungswesen! Schaum und Dust!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.

Auch hier liegt ein Wortspiel vor: Der Dichter setzt den Begriff „Erfahrung" einmal als die Lebenserfahrung des Alters der Unerfahrenheit der Jugend, zum andern aber als das Erfahrungswissen, als die Empirie im erkenntnistheoretischen Sinne, der apriorischen

[1]) Werke 10, 444 (Zeile 17). 36, 391; Gespräche 4, 207.

Erkenntnis des Menschengeistes entgegen. Die unverkennbar auf den spekulativen Idealismus zielenden Verse sind die Antwort auf das ironische Lob des Lehrers für die Fülle der praktischen Lebenserfahrung, die der Jüngling in den wenigen Jahren der Zwischenzeit gesammelt habe (V. 6756 f.). Auch die anschließenden Verse, die das von den Vorfahren überlieferte Wissen für nicht wissenswürdig erklären, führen wieder auf das pragmatische Grundthema dieser ihrem Gehalt nach durchaus unphilosophischen Szene: die Anmaßung der Jugend, zurück. Der Dichter gibt also durch dieses Wortspiel wie durch das vorhergehende den philosophischen Begriffen eine Wendung auf den Sinn, der im täglichen Leben mit den Worten verbunden ist, und steigert durch diese heitere Wirrnis mit sicheren Strichen die Komik des Ganzen.

Wie sehr aber diese Aussprüche insbesondere auf Schopenhauerische Züge zurückgehen, ergibt die eingangs wiedergegebene Schlußrede des Baccalaureus (V. 6793 ff.). Auch hier ist von vornherein darauf hinzuweisen, daß sein Anspruch, die Welt als seinen erschaffenen Besitz zu betrachten, in erster Linie nicht als ein Übergriff des Philosophen, sondern als „der Jugend edelster Beruf" bezeichnet wird. Es soll eben, wie Goethe ausdrücklich gegen Eckermann bezeugt, ausgedrückt werden: in der Jugend glaube jeder, die Welt fange eigentlich mit ihm an, und alles sei eigentlich um seinetwillen da; wie es ja Goethe auch sonst ausgesprochen hat, daß die Jugend ihren Tauftag für den Schöpfungstag halte, daß sie von sich aus eine Urweltepoche beginnen möchte.[1] Unsere Schlußrede geht jedoch über diese allgemeine Stimmung der Jugend hinaus: der Baccalaureus meint nicht nur, sein Auftreten bezeichne den Anfang aller Dinge, er rühmt sich vielmehr, er selbst habe die Welt geschaffen. Diese Anmaßung ist aber ein besonderer Zug des „schaffenden Idealisten".[2] Nimmt man den Ausdruck „absolut" hinzu, auf dessen Doppelsinn in der Dichtung ausdrücklich hingewiesen wird, ferner die Überordnung des Geistes über den „Schaum und Duft" des Erfahrungswesens sowie die Abhängigkeitserklärung der Existenz des Teufels vom Willen des Sprechers (V. 6791), so kann man wohl nicht bezweifeln, daß Goethe hier einen verstiegenen Philosophen zum symbolischen Repräsentanten der übermütigen Jugend gemacht hat.[3])

Als „einer von den Neusten" (V. 6687) gerade dieses Schlages mußte ihm aber Schopenhauer erscheinen. Sogleich der erste Satz des Hauptwerkes: „Die Welt ist meine Vorstellung", mußte ihm not-

---

[1]) Werke 2, 233; Naturwiss. Schriften 3, VII. [2]) Briefe 13, 4.

[3]) Lehrreich ist ein Vergleich der Verse 6794 ff. mit den Reden des Empedokles bei Hölderlin: „zur Magd ist mir die herrnbedürftige Natur geworden" usw., und: „ich allein war Gott" usw. (M. Joachimi-Dege 3, 46 f.), wo ebenfalls die mißverstandenen Sätze der Fichteschen Philosophie zur Charakterschilderung des Helden verwendet werden. Vgl. dazu Wilhelm Dilthey: 'Erlebnis und Dichtung', 5. Aufl. (1916) S. 428.

wendig Fichte, „das große Ich", ins Gedächtnis zurückrufen, zumal er sich ja nach seiner Äußerung zu Adele die Terminologie Schopenhauers in seine gewohnte Redeweise übersetzte.[1]) Dieser Eindruck mußte durch die Lektüre der folgenden Paragraphen, die diese These begründen, verstärkt werden. Bei flüchtiger Betrachtung mußte in dem Leser der Eindruck entstehen, er habe hier einen Fichte redivivus, einen neuen Aufguß von dessen vermeintlicher Selbstvergottung vor sich, um so mehr als der Solipsismus bei Schopenhauer erst im zweiten Buche, bis zu dem Goethe schwerlich vorgedrungen ist, und auch da nur nebenbei und ohne sachliche Begründung abgelehnt wird.[2]) So sah der Dichter in Schopenhauer den neuesten Weltschöpfer in alten Fichteschen Bahnen und rief ihm, über die felsenfeste Überzeugung seiner durchgängigen Originalität belustigt, durch Mephistopheles zu:

Original, fahr hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —

Auch daß das Leben ein Traum sei, daß es keine sichere Unterscheidung zwischen Traum und Wirklichkeit gebe, ist gleich im Anfange der 'Welt als Wille und Vorstellung' entwickelt.[3]) So mußte es dem Dichter naheliegen, dem Jüngling den Ausspruch vom „Schaum und Duft" des dem Geiste untertänigen Erfahrungswesens in den Mund zu legen. Angesichts solcher Sätze wird Goethen der Gegensatz zwischen dem Aufbau des Schopenhauerischen Systems auf der Anschauung der realen Welt und zwischen Fichtes Naturfremdheit schwerlich zum Bewußtsein gekommen sein; es dürfen nicht Unterscheidungen in die Dichtung hineingetragen werden, die der Dichter, dem beide Systeme nur ganz an der Oberfläche bekannt waren, weder machen wollte noch konnte.

Einige Verse der Schlußszene scheinen unmittelbar der Erinnerung an einzelne besonders auffallende, einander benachbarte Sätze aus dem Anfange des Hauptwerks zu entstammen. So erinnern die Worte: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf" an den Satz: „Und dennoch bleibt immer von diesem ersten Auge, das sich öffnete, das Dasein jener ganzen Welt abhängig", oder „So sehen wir notwendig das Dasein der ganzen Welt abhängig vom ersten erkennenden Wesen".[4]) Die Verse:

Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf,
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf . . .
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht,

sind schon von Sieveking mit einem Gespräch in Vergleich gestellt worden, bei dem Goethe seinem Schüler im optischen Unterricht auf

[1]) SW. 6, 191. [2]) SW. 1, 156. [3]) SW. 1, 49 ff. [4]) SW. 1, 66.

dessen erkenntnistheoretische Darlegungen erwiderte: „Was! das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe."[1]) Noch überzeugender aber ist die Parallele zu dem Satze des Hauptwerks: „Sonnen und Planeten, ohne ein Auge, das sie sieht, lassen sich zwar mit Worten sagen: aber diese Worte sind für die Vorstellung ein Sideroxylon."[2])

Von diesen Sätzen aus gewinnen wir auch Klarheit über die Beziehung der Geschichte von dem märchenhaften Sonnengebieter, die Goethe Eckermann erzählt, zu dem Gehalt unserer Szene. Wie es bei dem Despoten vor aller Augen liegt, daß seine Weltherrschaft lächerlichste persönliche Anmaßung ist, so erschien Goethen auch der vermeintliche Solipsismus Fichtes wie Schopenhauers als eine grenzenlose Anmaßung des Menschengeistes gegenüber der gotterfüllten Natur[3]), die er auf die persönliche Überhebung jener „schaffenden Idealisten" zurückführt, und die ihn daher „unglaublich amüsierte".[4]) Der Gipfel der Komik war ihm dabei der Gedanke, wie diese Weltschöpfer doch auf die Realitäten Rücksicht nehmen müssen: der Orientale dadurch, daß er den Zeitpunkt für den Befehl des Sonnenaufgangs diplomatisch dem Naturlauf anpaßt, Fichte, indem er sich durch seine eingeworfenen Fenster von der Existenz des Nicht-Ichs überzeugen muß. Nicht anders wird es auch dem Baccalaureus ergehen. Hatte doch sein Lehrmeister schon beim Beginn seiner Laufbahn prophezeit, es werde ihm bei seiner Gottähnlichkeit noch bange werden, wenn er dem alten Spruch: 'Eritis sicut deus!' folge. Diese Teufelssaat hat reiche Frucht getragen[5]), und die Zeit der Ernte kann nicht mehr fern liegen. Auf die Bemerkung des Baccalaureus: „Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein", brummt deshalb Mephistopheles vergnügt: „Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein" (V. 6792).

5.

Zu demselben Ergebnis, daß nicht allgemeine Betrachtung oder theatralische Notwendigkeit, sondern ein besondres persönliches Erlebnis des Dichters zur Gestaltung des Auftritts den Anlaß gab, führt auch die Frage nach seiner Aufgabe im Bau des Dramas. Die Antwort darauf kann nur lauten: wie die Zweite 'Faust'-Dichtung heute vorliegt, ist eine solche Aufgabe nicht zu erkennen; der Auftritt ist im Gefüge des Dramas entbehrlich. Er bringt keinen Fortschritt, weder in der inneren Entwicklung Fausts noch in der Charakterzeich-

[1]) Gespräche 2, 245. [2]) SW. 1, 65.

[3]) Ähnlich wird schon die Anmaßlichkeit des Pater Brey gekennzeichnet: „Findts verflucht, daß ohn' ihn zu fragen, die Sonne sich aus dem Meer kann wagen" (Werke 16, 72; 'Der junge Goethe', Neue Ausgabe, 3, 169).

[4]) Briefe 13, 4.

[5]) Vgl. meinen Aufsatz: 'Vom Rechte, das mit uns geboren ist', Zeitschrift für Rechtsphilosophie 1 (1914), 108.

nung des Mephistopheles, der hier durchweg einfach als Sprachrohr Goethes erscheint, noch in der äußeren Handlung. Diese wird vielmehr durch den Auftritt unterbrochen.

Mephisto hat nach dem Betreten des Studierzimmers die Glocke gezogen, die einen gellenden, durchdringenden Ton erschallen läßt, wovon die Mauern erbeben und die Türen aufspringen (vor Vers 6620). Das Getöse lockt den Famulus Nicodemus herbei. Mephisto fragt ihn nach seinem Meister Wagner: „Führt mich zu ihm, bringt ihn heran!“ Nicodemus wendet ein: Wagner arbeite seit Monaten im stillen an einem geheimnisvollen großen Werke und habe jede Störung streng verboten; Mephistopheles weist die Einwendung zurück: „Soll er den Zutritt mir verneinen? Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen“ (V. 6684). Während sich Mephistopheles darauf hinter der Szene durch die Hallen in Wagners Laboratorium begibt, tönt die Glocke fort, und unter dem Einflusse des herannahenden Dämons erscheint ein helles weißes Licht in der Phiole, in der nun, anstatt des von Wagner vergeblich ersehnten chemischen Männleins, der von Mephisto herbeigerufene kleine Geist erscheint. Dieser klare Vorgang wird durch den Baccalaureus-Auftritt zerschnitten. Er trennt die Einleitung der Homunkulus-Handlung (V. 6642 84) von ihrer unmittelbaren Fortsetzung im Laboratorium (V. 6819 ff.) und verdunkelt dadurch den Sachverhalt derart, daß die 'Faust'-Erklärer, obwohl keine neue szenarische Bemerkung dazu berechtigt, beim Beginn der Laboratorium-Szene die Glocke irrtümlich „zum zweiten Male“ (jetzt also scheinbar ohne Zutun Mephistos) erschallen lassen und demgemäß übersehen, daß schon die erste Hellung der Finsternisse in der Phiole vor dem Eintreten Mephistos unter der Einwirkung des herannahenden Dämons erfolgt.[1])

Der Auftritt bringt also nicht nur keinen Fortschritt, er stört vielmehr den Gang der Handlung: er erweist sich als eine unorganische Zutat.[2]) Ist er auch, wie erwähnt, im Jahre 1828 im Zusammenhange mit den benachbarten Auftritten niedergeschrieben, so weist doch sein Mangel einer organischen Funktion im Aufbau des Kunstwerks darauf hin, daß sein Ursprung in einer Zeit zu suchen ist, wo der Plan der endgültigen Szenenfolge noch nicht vorlag. Es ist daher anzunehmen, daß die Ausarbeitung der Eingangsszenen des zweiten Aktes dem Dichter den äußeren Anstoß gab, auch diesen seit langen Jahren in seinem Geiste ruhenden Auftritt zu runden und zu Papier zu bringen, um ihn an möglichst geeigneter Stelle einzu-

[1]) Über die Tragweite dieses Mißverständnisses für die 'Faust'-Erklärung vgl. meine Schrift: 'Goethes Naturphilosophie im Faust', Berlin 1913, S. 36 ff., besonders S. 51 ff., sowie meinen Aufsatz: 'Der Schluß der klassischen Walpurgisnacht' (Germanisch-Romanische Monatsschrift, Jahrgang 1915 S. 281 f.

[2]) Vgl. hierzu Georg Witkowski: 'Goethes Faust', einleitende Bemerkung zu V. 6566/818.

schieben. Dies ist um so wahrscheinlicher, als der Auftritt auch von epischen Gesichtspunkten aus keine Aufgabe erfüllt: er bereichert nicht die Schilderung des akademischen Lebens, weder seiner äußeren Welt noch seines geistigen Wesens.

Über den Zeitpunkt der Empfängnis des Auftritts in der Phantasie des Dichters läßt sich aus den Quellen zur Entstehungsgeschichte des 'Faust' nichts Bestimmtes nachweisen.[1]) Der Auftritt ist indes der einzige Bestandteil der Altersdichtung, der unmittelbar an den Ersten Teil anknüpft; er ist eine Fortsetzung der Schüler-Szene aus dem 'Fragment' (erschienen 1790). Man wird daher schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt: Goethe habe hier ursprünglich zur Verknüpfung des geplanten Zweiten Teiles mit dem Ersten eine Fortsetzung der Musterung der Fakultätswissenschaften in Aussicht genommen, um darin seinem Unmut über die „Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden"[2]) Worte und Gestalt zu verleihen. Wäre der Plan so zur Ausführung gekommen, so hätte die Satire wiederum die Professoren treffen müssen. Der Experimentalkursus der Farbenlehre für Schopenhauer, der mit Goethe in dem Spott über die „Gildenmeister" wetteiferte[3]), war im Anfange recht geeignet, solche Pläne aufkeimen zu lassen. Als sich indessen im Verlauf des Lehrgangs der Schüler aus einem Gefolgsmann in einen Widersacher verwandelte, der Goethe zu Spottversen herausforderte, mußte sich das Bild in der freispielenden Phantasie des Dichters umkehren: nicht mehr die Professoren, sondern der graduierte Student gab den Stoff zu der Satire her, die nunmehr auch in dem Schlußvers der alten Schüler-Szene mit dem prophetischen Hinweis auf die Gefahren der „Gottähnlichkeit" (V. 2050) einen inhaltlichen Anknüpfungspunkt fand. Als dann der Auftritt (in der Zwischenzeit durch den Briefwechsel mit Schopenhauer und durch die Lektüre der ersten Abschnitte seines Hauptwerks neu gespeist) im Sommer 1828 endlich niedergeschrieben wurde, konnte er sich in den jetzt bestehenden Plan der Dichtung nicht organisch einfügen, sondern mußte als fremder Bestandteil den Fluß der Szenenfolge unterbrechen.

---

[1]) Dieser Zeitpunkt kann nach Goethes Arbeitsweise weit zurückliegen; vielleicht ist er auf den 4. April 1814 zu verlegen (Tagebuch 3. IV. 1814: „Doktor Schopenhauer", 4. IV.: „Paralipomena zum 'Faust'"). Gestützt wird diese Vermutung durch den Parallelismus mit der Entstehungsweise der Epigramme 'Grabschrift' und 'Lähmung', die gleichfalls nach Besuchen Schopenhauers am unmittelbar darauf folgenden Tage niedergeschrieben wurden (s. oben S. 63). Im übrigen vgl. dazu Otto Pniower: 'Goethes Faust. Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte' (Berlin 1899) Nr. 301/3. 329 und H. G. Gräf: 'Goethe über seine Dichtungen' 4, 206 ff.

[2]) Naturwiss. Schriften 4, 304.

[3]) Naturwiss. Schriften 8, 119. Schopenhauer an G. 7. II. 1816: „Das Pack, welches Katheder und Literaturzeitungen innehat" (SW. 6, 238). Einen solchen Ton konnte Schopenhauer gegenüber G. nur anschlagen, wenn er nach den vorausgegangenen Gesprächen dessen Einverständnisses sicher war.

Läßt sich auch diese Entwicklung nur psychologisch begründen, nicht aber methodisch beweisen — das Eine bleibt bestehen: der Auftritt ist eine Episode, sein Dasein ist nicht aus der Notwendigkeit des Ganzen, sondern allein aus einem persönlichen Erlebnis zu erklären, das mit der 'Faust'-Dichtung in keinem inneren Zusammenhang steht. Daher auch sein unmittelbarer, sprudelnd-frischer Ton, der ihm besonders in der Bühnenwirkung den vornehmsten Platz in der gestaltenreichen Dichtung sichert.

---

# Ein griechischer Vorläufer des Mephistopheles

Von Ernst Maaß (Marburg an der Lahn)

(Mit einer Tafel) [1])

Ein ähnlich wie dieser überschriebener Aufsatz Behrendt Picks hat im 4. Bande dieses Jahrbuchs um des 'Faust' willen einige spätgriechische Münzen bithynischer und galatischer Herkunft behandelt und der wissenschaftlichen Verwendung zugeführt. Wie mir der glückliche Finder auf Befragen brieflich mitteilt, sind ihm inzwischen mehrere weitere Münzen desselben Typus bekannt geworden, aber keine, die zur Erweiterung des Materiales — etwa durch größere Genauigkeit, bessere Erhaltung, neue Attribute — dienen könnte. Zunächst darf sich also die Untersuchung dieser Münzen nach ihrer historischen oder literarischen Verwendbarkeit auf die durch Pick gebotene Sammlung beschränken. Münzbelustigungen pflegte Goethe zu sagen, aber neben begrenztem Sammeln auch weitesten Umblick zu fordern.

So hat Pick hier gearbeitet an einer Denkmälergruppe, die bisher eine tote Masse war. Solche Sachen halten sich aber und steigern, wie eben Münzen, die in der Erde gelegen und Rost angesetzt haben, ihren Wert im Lauf der Zeit. Die Münzen stammen aus der Kaiserzeit, die eine, wichtigste (jetzt in Berlin) aus der Epoche der Antonine.

## 1.

Man sieht Pan den Gott gehörnt, geschwänzt und bärtig (capricornipede sagen die Italiener) vornübergebeugt und schleichend; auf dem Boden daneben eine Priapherme. Die Bezeichnung des

[1]) [Die Tafel, die der Abhandlung von Behrendt Pick 'Ein Vorläufer des Mephistopheles auf antiken Münzen' in Band 4 (1917) unsres 'Jahrbuches' S. 153 beigegeben worden ist, wird hier wiederholt, weil Ernst Maaß einige der Münzen bespricht, die auf ihr abgebildet sind, viele unsrer Mitglieder aber Band 4 nicht besitzen werden. Auch gedenken wir bei diesem Anlaß der goldenen Worte, die Goethe in der 'Einleitung' zu seiner Zeitschrift 'Propyläen' (1798) ausspricht: „Um von Kunstwerken, eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere, zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird." — Anmerkung des Herausgebers.]

Gottes als Pan ist schon dadurch nach wie vor ganz sicher, obwohl Pick sie nicht annehmen will. Warum das nicht? Pan führt auf diesen Münzen einige Attribute, die neu seien und unbezeugt, auch auf ihn nicht passend. Der Vorzug gänzlicher Neuheit trifft genau genommen nur auf eines zu. Denn der von dem Gotte mit der einen Hand nachgeschleppte gefüllte Weinschlauch aus Bockshaut war auch vordem schon bekannt.[1]) Pan galt eben als umfassender Naturgott, nicht bloß als Gott der Hirten und der Herden. Die Bedeutung seines Namens selber kennen wir nicht mehr, werden wir wohl niemals kennen lernen. Gerade diese Art halbtierisch-halbmenschlicher Dämonen, zu denen Pans nächste Verwandte, die Satyrn und Tityrn, gehören, tragen Namen, welche den Versuchen, sie aus der griechischen Sprache zu erklären, trotz der von allen Seiten aufgewendeten Mühe und alles Scharfsinns sich beharrlich widersetzen, so daß man sich in der Tat auf den Ausweg gedrängt sieht, daß er wie jene Satyrn und Tityrn, die Waldschrate und Bergdämonen, von der vorgriechischen, literarisch in ihrem Wesen nicht faßbaren Bevölkerung übernommen worden ist. Da wird es wichtig, daß Pan am andern Ende der Griechenwelt, in der Provence, und auch auf Kreta ein weibliches Gegenstück hat. An der südlichen Rhone gab es und gibt es noch heute (an der Vaucluse hört man davon erzählen) im Glauben des Landvolkes eine gespenstige Ziege, „die goldene" (Cabro d'or), von der man erzählt, daß sie irgendwo unter den antiken Ruinen dort, an denen das Land so reich ist, einen Schatz bewache (Mirèio VII) — ganz wie die kretischen Griechen einst erzählten, die vor den Römern in Vienne gesessen haben sollen. „Er hat die Himmelsziege im Haus, die Reichtum spendende", oder: er besitzt das nie versagende Fruchthorn der Ziege mit dem auch unerklärten Namen Amalthea; „wer das besitzt, hat, was er sich wünschen mag" — das sind sprüchwörtliche Wendungen alter Zeit für die plötzlich reich gewordenen Menschen, z. B. auch in Athen aus der alten Komödie uns bekannt.[2]) Doch kann die alte Ziegengöttin auch furchtbar werden; gnädig ist sie und grimmig zugleich. Es liegt die Vermutung nicht fern, daß der Weinschlauch des Pan wie der Zauberschlauch der Märchen war, der sich von selbst immer wieder füllt, oder auch wie der Weinschlauch des Odysseus im Satyrspiel des Euripides. Zu alledem würde gerade auch das zweite Attribut der Münzen passen: die Gerte mit den Blättern, welche Pan vor sich hält, als wolle er etwas berühren: Berührung mit der Lebensrute (an die der Deutsche zuerst denkt) macht frisch, gesund und fruchtbar. Epaphos, des Zeus und der Io Sohn, ein Dämon (der Name heißt 'Berührer'), wird dies Attribut geführt haben; auch Zeus heißt *Ἐπάφιος*. Erinnern mögen wir uns

[1]) Konr. Wernicke in Roschers Mythol. Lexikon III Sp. 1480.

[2]) A Meineke 'Comici' II 1 S. 161. IV S 660. (Jetzt auch U. v. Wilamowitz-Moellendorff in den 'Sitzungsberichten' 1921 S. 737.)

auch an den Wunderstab des Hermes, z. B. in den viel behandelten und immer mißverstandenen Versen des Hermes-Hymnus, der unter den Homerischen Hymnen steht, V. 530 ff. Dieser Stab, mehr ein Wunderzweig, bringt körperlich Segen und Fülle und erhält den Träger — und Berührten — „ungeschädigt" und macht ihn auch fruchtbar, indem er ihm „alle Quellen und Mittel öffnet zu Wort und Tat". So lauten die unrichtig behandelten, nur leicht verletzten Verse des alten Dichters.[1]) Der Stab des Hermes trägt nach diesem Dichter an der Spitze drei, d. h. eine unbestimmte Anzahl frischer Blätter; drei ist auch hier einfach Mehrzahl. Der Stab will das sichtbare Organ einer wirksamen Kraft sein, die durch alles hindurchgeht in magischer Verwendung nach oben und nach unten; es heißt, er führe durch Wind und Wolken. Hermes heißt *ἐριούνιος* Nutzen und Segen bringend, und so, wie wir sehen werden, auch Pan.

Das dritte Attribut des Pan der Münzen, die Kappe auf dem gehörnten Götterkopf, ist neu und befremdend. Außer Hermes (und Ephialtes, von dem noch zu sprechen ist) führt Hades der Erdgott diese Kopfbedeckung. Perseus will sich durch sie unsichtbar machen; er entlehnt sie von irgendwelchen Nymphen. Das weist auf den Zwerg Alberich der deutschen Sage.[2]) Von den inzwischen hinzugekommenen Münzen derselben Gegend und derselben Art schreibt mir Pick: „Die Attribute sind immer die gleichen: spitze Kappe, Zweig, Weinschlauch, einmal die Priapherme. Die Art des Zweiges ist für mich nicht erkennbar, aber wohl auch für den Botaniker kaum. Ein neu erworbenes Exemplar in London zeigt das Gesicht und den Bart besonders wild." Grimmig ist und gnädig zugleich der Ziegengott von Nikaia und die Ziegengöttin der Provenzalen und auch der alten Kreter.

Durch diese Münzen wird eine bisher dunkle Mitteilung aus Aischylos' Drama 'Glaukos Pontios' aufgehellt. Der Dichter hatte dort nach Fr. 35 (A. Nauck[2]) von zwei Panen der Griechen gesprochen und den einen *δίδυμος* genannt, wie die handschriftliche Überlieferung das Wort schreibt. „Zwilling", das ist hier zugegeben Unsinn. *Βιθυνός*, sehen wir jetzt, hat da einst gestanden und ist verlesen, weil nicht verstanden. Der Tragiker kannte den Pan der bithynischen Griechen, bemerkte gewisse wirkliche oder scheinbare Unterschiede von dem Gott der Peloponnesier, der ja seit Marathon auch in Athen am Burgabhang angesiedelt und mit durch Athen weit in aller Welt verbreitet war, und trennte die beiden, was durchaus sein Recht war. Auch andere trennten. Wir freilich werden das heute nicht mehr mitmachen wollen.

---

[1]) *πάντας ἐπικραίνουσα θεοὺς ἐπέων τε καὶ ἔργων τῶν ἀγαθῶν* ist vom Stabe freilich Unsinn. Das Richtige *πόρους* in der besonders durch Platon und Xenophon bekannten Bedeutung; vgl. M. Rudolph: 'Poros', Marburg 1912, S. 65. 90 f.

[2]) Apollodor I 6, 2, 5. II 4, 2, 4; Petron 38.




*Münzen mit Darstellungen des Ephialtes Epopheles*

Aufgehellt wird durch die Münzen von Nikaia eine Erzählung aus dem Altertum, die berühmte, auch unter den Christen viel besprochene vom großen Pan. In der Adria soll einmal zur Zeit des Tiberius der Tod des Naturgottes angesagt worden sein. Was mag daran wohl historisch sein? Welches ist die Beglaubigung? Die Mitteilung stammt zuletzt aus einer Familientradition, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, wie es heißt, bis ins dritte Glied. Ein Schriftsteller Philippos wollte sie von einem gewissen Aemilianus haben, der sie wiederholt erzählte, dieser von seinem Vater Epitherses, der Philologe war. Epitherses habe den Vorfall selber miterlebt, als er auf einem Handelsschiffe nach Italien fuhr, und wie zur Beglaubigung sich auf den Kaiser Tiberius und seine Hofphilologen berufen, bis zu denen die Aufsehen erregende Todesansage des Pan gedrungen sei. Trotz aller dieser Sicherungen — haben wir die Geschichte als wahr hinzunehmen oder sind Zweifel berechtigt? Zweifel sind gewiß nicht als unklug von vornherein zu ersticken. Solange Menschen vor und seit Homers 'Odyssee' Geschichten auffallender Art erzählt haben, auch solche eigener Fabrik, bedienten sie sich solcher Rechtfertigungsmittel, wo sie Unglauben voraussahen, in ältester und auch in allerneuester Zeit. Die Reisegeschichte eines Handelsmannes, eine Geistergeschichte wie die bei Plutarch von der Todesansage des großen Pan, leitet der Erzähler bei Dickens im 14. Kapitel der 'Pickwickier' so ein: „Es ist jetzt achtzig Jahre her, daß diese Geschichte einem Reisenden des Handelshauses Bilson und Slum begegnet ist; er war ein spezieller Freund meines Oheims, und mein Oheim erzählte die Sache mir. Es ist ein sonderbarer Titel, aber er nannte sie nur 'Die Krämergeschichte' und pflegte sie folgendermaßen zu erzählen." Und am Ende läßt schon Dickens den Erzähler, dem er die Mitteilung leiht, andeuten, daß zwar der Erlebende Tom Smart dabei verharrte, es wäre alles wahr und wirklich, während andere ungläubig blieben und das Gehörte als reine Erfindung bezeichneten. Wie es denn in der Tat eine hübsch aus älterem Material geformte Dichtung und nichts anderes ist. Es tritt nun aber mit der durch die Münzen Picks gewonnenen Erkenntnis ein Umstand hinzu, den keiner der früheren Behandler gekannt hat. Die Familienüberlieferung, aus welcher die Geschichte zuletzt geflossen, war bithynisch. Aus Nikaia stammte Philippos, stammte Aemilianus und stammte sein Vater Epitherses, ein uns literarisch nicht unbekannter Mann; das Schiff selbst, auf dem dieser von Bithynien nach der Ostküste Italiens gereist sein will, wird von Kios an der Propontis, einem wichtigen Hafen für Bithynien und Phrygien, nach Italien abgegangen sein. In Bithynien hatte der große Pan, wie wir jetzt durch die Münzen wissen, seinen Kult. Was in seiner bithynischen Heimat, so dürfen wir jetzt, ohne unbescheiden zu werden, vermuten, allgemein erlebt und gefeiert und beklagt zu werden pflegte, mochte einer jener Bithyner

in den näheren Umkreis der Welthauptstadt verlegen. „Dichtung und Wahrheit“, so heißt es bei Plutarch in demselben Dialog, welcher die Todesansage des großen Pan enthält. Ich habe vor Jahren ohne Kenntnis der Münzen diese Dinge in der ‘Internationalen Wochenschrift’ (26. August 1911) behandelt und zu dem Widerspruch Gerhards in den ‘Heidelberger Sitzungsberichten’ 1915 nichts zu bemerken.

2.

Die Umschrift des Pan-Bildes der Berliner Münze (Nr. 1 der Tafel) lautet nach der jetzt gesicherten Lesung: „Die Nicaener [ehren] den Ephialtes Epopheles“, d. i. den Aufspringer und nützlichen Geist. Aufspringer, das ist auf Pan so zutreffend wie nur ein Epitheton. Wenn das Wort in der ärztlichen und der lexikalischen Literatur vom Alp, der im Traum die Menschen drückt und plagt und krank macht, gebraucht zu werden pflegt, so wird ein Ursprüngliches schon beschränkt. Incubus sagen die Lateiner, und auch Incubus führt die Kappe, wie der bithynische Pan; „wer sie dem Incubus raubt, findet einen Schatz“ (Petron 38). „Bring häusliche Hilfe, Incubus, Incubus“, steht noch im ‘Faust’; das ist noch ganz der *Ἐπωφέλης*, der nützliche Geist in Haus und Hof und Feld. Pan und Ephialtes-Epopheles sind weder auf jenen Münzen noch sonst zu trennen. Nicht so selten begegnen solche hymnusartigen Äußerungen auf Pan, wie sie der Historiker Dionysios I 32, 3 bietet oder auf Grund noch kenntlicher Kult-Urkunden der Perieget Pausanias VIII 37, 11, wenn er sagt: „er sei wie nur ein Gott fähig und gewaltig, der Menschen Gebete zu erfüllen und Übeltäter zur Strafe zu ziehen.“ Aristophanes rühmt sich in den ‘Wespen’ V. 1037 ff., wie ein zweiter Herakles gegen Kleon und die bösen Sophisten gerungen zu haben. Diese nennt er Alpe und Fieberdämonen. Daß die Krankheiten wie Tiere auf den Menschen springen, ist den Alten geläufig. Nun bemerkt ein alter Erklärer der Verse, daß jener Dämon Ephialtes-Epialos derselbe sei, der sonst Tiphys und Euopas genannt werde. *Εὐοπᾶς*, das ist der Wortbedeutung nach soviel wie Epopheles: „der es gut macht“, Telesphoros.[1]) Tiphys ist gewöhnlich Steuermann unter den Argonauten; er soll bei der Rückkehr des Schiffes in Bithynien plötzlich gestorben sein und in Herakleia einen Kult erhalten haben. Der Kult ist Tatsache und sehr wichtig für die Beurteilung der Gestalt. Über ihre Heimat gibt es mehrere Angaben, die aber vereinbar sind. Es wird Tiphai in Boiotien genannt, ein

[1]) *Εὐοπᾶς* Kurzform zu einem *Εὐόπασος* d. i. *τὸ εὖ ὀπάζων* (beliebtes Wort für göttliches Geben, auch des Pan, vgl. Pausanias VIII 37, 11 und den Orphischen Hymnus auf Pan V. 7 ff. u. a. m.). So *αὔδασος* ‘sprechend’. Sonst *γέλασος χόρτασος κόμπασος Σκέδασος* u. a.

Binnenort, und der Pontos (Pherekydes, der Mythograph)[1]) und Bithynien (Aischylos)[2]); das letztere ist natürliche dasselbe. Es bleiben zwei Angaben: Mutterland und Kolonialgebiet. Einen Gegensatz schließt das nicht ein. So läßt das Orphische Epos den Hafengott von Reithron am Ausfluß des Permessos dies vertauschen mit Bithynien (die Stelle wird allgemein mißverstanden). Tiphys ist zum Bithyner *geworden*, nachdem ihn griechische Kolonisten dorthin gebracht. Er ist auch in Athen gut bekannt. Aischylos hat ihn in der 'Argo' als Bühnengestalt gehabt (Fr. 21). Im Dramenkatalog steht der Doppeltitel *Ἀργὼ ἢ κωπαστής*, 'Argo oder der Ruderer'. Jeder Änderungsversuch ist hier überflüssig und der Singular schon darum richtig, weil der Plural als falsch bezeichnet werden muß: denn die rudernden Personen der Argo sind eben die Argonauten, die im Namen 'Argo' begrifflich liegen und es nicht nötig haben, besonders noch genannt zu werden. So verfahren auch die Titelgeber nicht, d. h. die Herausgeber alter Zeit. Der Ruderer war ein mitrudernder Nichtargonaut, der *κώπης ἀνάσσων* oder *σκάφους ἄναξ*, wie sonst die Griechen sagen. Also war es der Bithyner Tiphys-Ephialtes-Pan, halb ins Heroische gezogen. In einer andern Darstellung der Argonauten soll ja auch der Meergott Glaukos das Schiff geführt haben. Der Ruderer bei Aischylos war ein Dämon, einer in dienender Stellung. Die Argo, ein heiliges Holz, war auch bei Aischylos heilig und konnte sprechen; er nennt sie *αὔδασον* (Fr. 19): „wo ist das heilige, das sprechende Holz der Argo?" Das sagte ein Fremder, ein Bithyner also. Eben der an Bord wollende Tiphys, der Ruderer. Warum aber nicht als Steuermann? Die Phäaken der 'Odyssee' geben darauf die Antwort: ihre Schiffe haben das Wunderbare, daß sie ohne Steuer die Fahrt machen, nur gerudert. So fasse ich den Ruderer des Aischylos, der gewiß aus alter Sage schöpft. Es gab so viele alte Fassungen von den Argonauten auf dem Festland und im Osten, besonders in Milet. In der Fabel des Aischylos wird Jason dem Tiphys, wie Siegfried dem Alberich, die Kappe entwendet und erst unter der angenommenen Bedingung, daß er mitrudere und ihm das goldene Vließ, den Schatz von Kolchis, zu erwerben behilflich sei, zurückgegeben haben. Das Motiv wäre dasselbe wie bei Petron: „wer dem Pan das Hütchen raubt, findet einen Schatz." Das macht mich sicher. Ländliche Götter auf See gehend sind nicht so selten: Poseidon der Erdgott, der isthmische Bauerngott Melikertes, der auch Glaukos heißt und dann Seegott ist, u. a. Pan sorgt für die Fischer

[1]) Schol. Apollon. a. a. O. ist *Ποντέα* überliefert und falsch noch bei K. Robert: L. Prellers 'Griechische Mythologie' III 1 S. 774 (wo überhaupt die alten Irrtümer beisammenstehn) geändert.

[2]) Schol. Apollon. I 105 ist *ιφυν* überliefert für *Βιθυνόν*; darüber *μαρ*, hier gewiß Abkürzung des in dieser Gegend der Scholien mehrfach erwähnten Volksnamens der Mariandyner. Also gemeint *Μαριανδυνόν*. Die Mariandyner sind ein Teil der Bithyner.

(Pindar, Fr. 98 B.), ist meergepeitscht (Sophokles: 'Aias' V. 695) und Sohn der wilden Ente. Denn das bedeutet der Name Penelope, die als Heldin der 'Odyssee' hier ganz fortfällt. Vogelnamen kommen auch für Menschen schon in alter Zeit vielfach bei den Griechen vor. Wenn aber Pan von der Ente stammt, so verrät das: „daß dieser Gott ebenso wie die beiden spartanischen Dioskuren aus einem Ei gekrochen sein sollte, sie aus einem Schwanenei, er aus dem der wilden Ente. Das klingt vielleicht sehr ungriechisch. Aber solche Vorstellungen, die Mensch und Tier ganz nahe zusammenrücken, sind in dem vor- und nachhomerischen Hellas etwas Gewöhnliches" (Wilamowitz). Sie sind bei den Hellenen in der Tat häufiger als anderswo. Die Elementargeister sind nicht die freien Feld- und Waldbewohner, sondern die Hausgenossen unter den Tieren, aber als freie Feld- und Waldbewohner gedacht und in entsprechenden Genealogien untergebracht. Pan, der Sohn der wilden Ente, beweist uns seine Beziehung auch zum Meere, wie die nicht mißverständlichen Worte Pindars und des Sophokles. Und Hermes als Vater vertritt die Erdtiefe, aus welcher der Segen den Menschen zukommt. Die Genealogie spiegelt das Doppelelement des großen Pan, sein Wesen als Vegetationsgott, sein Verhältnis zum Meere. Sie ist insofern eine Aussage. Besser noch, sie ist schon eine Art Geschichte. In solchen Ursprungsgenealogien denkt das Volk, legt es seine Vorstellung nieder vom Wesen seiner Götter. Überhaupt: der Aorist ist das Tempus der Sage. Nur mit Mühe muß der Philolog aus der Diaspora der Zeugen und Zeichen die Beweismomente zusammenlesen und zusammenweben. Ich denke aber: hier wird die Hauptsache gesichert sein. Das verdanken wir Pick; oder vielmehr Goethe verdanken wir es, zu dessen Andenken Pick seine „Münzbelustigung" und Münzbelehrung an das 'Jahrbuch' geliefert hat. Es darf jetzt zuversichtlich behauptet werden, daß die Mütze des Pan auf den bithynischen Münzen das letzte Überbleibsel ist aus einer Zeit, wo Pan, der große Gott der Griechen, in dieser tierischen Gestalt nicht mehr umging. Ein gehörntes Tier trägt keine Mütze, es sei denn zum Scherz. Das Schiff ist das Haus des Schiffers. Das Haus gehört auch bei den Hellenen dem Hausgeist, „dem guten Geiste", der als solcher das Füllhorn führt und Sorge trägt für Haus und Hof und Feld. Dasselbe gilt vom Schiff, dem Haus des Schiffers. Am liebsten dachte man sich diesen Geist bei seiner nützlichen Arbeit allerorten unsichtbar, wie unsere nordischen Meeresanwohner den Klabautermann, der an den Heiligen Phokas und Nikolaos des Schwarzen Meeres sehr merkwürdige Entsprechungen hat, und die alten Germanen ihre Hausgeister. Sonst ist die Schlange beliebtes Symbol, auch der Bock, den die deutschen Sagen auch wohl geradezu als Hausbock bezeichnen. Wenn Pausanias der Perieget (I 24, 3) die Athener darum fromm nennt, weil sie einen dienstbeflissenen Dämon im Parthenon — 'die

haushütende Schlange' bei Herodot (VIII 41) — neben der Athena verehrten, so ist der Dämon, der Hausgeist, in dieser Tiergestalt eben kein anderer als der Epopheles, der Ortsdämon, dessen tätige Gegenwart dem Fleißigen Glück bringt, während sein Weggang schädigt. Dieser Geist, sagt Jakob Grimm, gleicht den Erdmännchen, die in der Feldarbeit helfen, dem Kornbock, Halmbock, Haferbock (Hafergais), Erbsenbock. „Die Bäume zum Bock bringen" sagt noch unser Landvolk, *νυμφόβας* die Griechen (Bäume und Nymphen sind ihnen vielfach eins); sie sagen auch *σύβας* von ihm wie vom Eber. Der Hausgeist sieht darauf, daß es ordentlich in der Hauswirtschaft hergeht. Faules und fahrlässiges Gesinde hat unter ihm zu leiden, gegen sie wird er bockig und hämisch und schädlich. Dann nimmt er wohl auch den Kühen die Milch; um die schlampigen Mägde zu ärgern, stößt er ihnen die Kübel um und verlacht sie gellend, alles ungesehen. Aus dem Gutmütigen und Hilfreichen wird dann der rechte echte Plagegeist. Auf der andern Seite soll er seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den Hausherrn so weit treiben, daß er aus Stall und Scheunen anderer Bauern Futter und Stroh entwendet und seinem Herrn zuträgt, in allem wirklich ein *Ἐπωφέλης Ὠφέλης* oder *Ἐριούνιος*. Davon ist grundsätzlich nicht verschieden der Dämon des Hauses, welcher das in ihm von dem Hausherrn verübte Verbrechen verfolgt; auf den Namen kommt da nichts an. Sein allzu großes Glück aber neidet er, wie der im Hause des Pompejus heimlich wachende Dämon, der in Abwesenheit des sieggekrönten Gatten dessen Gemahlin treulos macht, oder wie der Dämon, welcher im goldenen Hause Neros heimlich aus ist auf Sühne der von dort ausgegangenen schweren Verbrechen des Wüterichs.[1]) Dennoch geht durch diese Geister, wie die damaligen Menschen sie auffaßten, ein Zug der Hilflosigkeit: über das Pentagramma der Schwelle kann ja auch Mephistopheles nicht hinweg; da bedarf es eines Rattenzahnes; und Pan-Ephialtes ist ohne seine Kappe wehrlos wie der Alberich der Deutschen.

Goethe hat, wo er seinen Mephistopheles in griechisches Kostüm überträgt und zur Phorkyas macht, das ergreifende Plutarch-Kapitel über Pompejus benutzt. Ich verweise auf mein Buch über 'Goethe und die Antike' S. 521 ff. Wie steht es nun aber um Mephistopheles-Pan? Das Tierische und Koboldmäßige, das luchsartige Schleichen (V. 1275 ff.) stimmt gut zu dem Pan der Münzen von Nikaia. Gewiß. Nicht aber und auf keinen Fall der Wille des deutschen Teufels, die Menschen zum Bösen um des Bösen willen zu verführen.

Die antiken Dämonen wollen geehrt sein, wachen eifersüchtig über das, was sie von den Sterblichen zu verlangen haben, und bringen, bleibt die geschuldete Leistung aus, Unheil über die Menschen, furcht-

[1]) *subinlatens* (*sub uno latens* Hdss.) ist das griechische *ἐποικουρῶν* bei Plutarch, Seneka zu Anfang der 'Oktavia'.

bares Unheil. Nicht erst Euripides hat das in seinem 'Phoinix' ergreifend geschildert und als Unsittlichkeit und Rachsucht verdammt: vorher auch schon die Volkssage. Auch im 'Hippolytos' ist Aphrodite in diesem Sinne mehr Teufelin als Göttin. Aber doch nur, wenn sich die antiken Götter ehrfurchtlos behandelt glauben, verfahren sie wie der Teufel der Juden und der Christen. Dann schickt die Erdgöttin Chrysa gegen Philoktet die Giftschlange, obwohl er nur unwissend ihr offenes Abaton betreten. Dionysos glaubt sich von Telephos vernachlässigt: da verschafft er ihm eine furchtbare Wunde durch Achills dämonische Lanze. Und so manches. Wir sollten vorsichtig mit dem Vorwurf „teuflisch" auch hier sein. In Treitschkes 'Cavour' lese ich, daß im Königreich Sardinien seinerzeit auch unfreiwillige Ehrfurchtsunterlassungen gegen das Allerheiligste mit dem Tode bestraft wurden. Die antiken Götter, auch wo sie furchtbar grausam strafen, sind darum noch keine Teufel, keine Verderber der Menschenseele aus reiner Lust am Bösen, wie die Juden und Christen den Teufel kennen in ihren Religionen und wahrhaft teuflische Menschen in ihren Poesien; ihre Dichter haben hier scharf gesehen und empfunden und das Erlebte rücksichtslos auszusprechen sich nicht gescheut. Das letztere haben die Hellenen nicht über sich gewonnen. Und das eben ist das ewig Merkwürdige.

Es wird dem Leser gegangen sein wie mir: der zu Lande und zur See gewaltige Pan trägt eine Gestalt an sich, eine widrige, die als solche ihn unter die niedrigen Götter des Volksglaubens einer Bergwildnis zu stellen zwingen würde. In dem unkultiviertesten Arkadien mag die alte plebejische Tierform sich nicht zwar allein, aber vorwiegend gehalten haben, die dann nach der Schlacht bei Marathon von Athen übernommen und verbreitet wurde. In andern Gegenden war schon vor jener Zeit die Gestalt des Pan-Ephialtes entsprechend den menschlicheren Vorstellungen von den Göttern ins Vornehmere gewendet, gepflegt und entwickelt worden. Das blieb so. Wir kennen Ephialtes als Heros. Der Name Ephialtes bezeugt den Ursprung aus der alten Pan-Gestalt. Der Heros Ephialtes ist Aloade, Aloeus' Sohn. Aloeus, das ist der Tennengeist, wieder der gute Dämon des Hofes und der Wirtschaft. Erdgeboren nannte Eratosthenes die Aloaden; schon sie selber also — nicht den Vater — dachte man als Geister der *ἀλωή*; wir können auch Drescher sagen nach dem, was wir über den Ruderer der Argo erfahren haben; denn *ἀλωεύς* heißt auch Drescher.[1]) Auf Naxos besaßen die Aloaden (Ephialtes also auch) einen Kult.[2]) Gewiß auch in Askra und Anthedon, wo sie als Stadtgründer galten. Sie waren auch in Biennos

[1]) Schol. Apollon. I 482.

[2]) Corpus inscr. graec. II 2420. Es war ein chthonischer Kult: auf Naxos sollten sie getötet sein von Apollon.

auf Kreta, der Mutterstadt von Vienne[1]), nicht unbekannt. Das sind Spuren jener andern, von Marathon und Athen unbeeinflußten älteren Entwicklung. Es war ein ländlicher Dämon jener boiotischen Gegend, bald Tiphys, bald Ephialtes genannt, der mit den Auswanderndeu nach Herakleia Pontica und anderen Gegenden Bithyniens kam. Der Name Tiphys läßt sich verstehn. Die Endung *υς* wechselt mit *ευς* und *ης*: *Πῆλυς, Πηλεύς* u. a.; sie ist für griechische Eigennamen nichts Besonderes. So ergibt sich *Τῖφυς* von *τῖφαι*, welches Wort eine Getreideart (Spelt) bedeutet und auch dem Ortsnamen Tiphai (eigentlich Landschaftsnamen) zugrunde liegt.[2]) Also Getreidedämon, wie die Aloaden 'Tennendämonen'. Der Ring hat sich geschlossen.

Vom Namen Mephistopheles sehe ich besser ab, obwohl Epopheles und Opheles als Beiworte für den großen Pan-Ephialtes feststehen und Mephistopheles als aneinandergeschobene Vokative *μέγιστε* und *ὠφελές* an sich wohl denkbar wäre.[3]) Aber ein Megistopheles ist noch nicht belegt. Gewöhnen wir uns doch, die Ähnlichkeiten hinzunehmen und das Geheimnis des Namens schweigend zu verehren: es sei denn, daß ein Megistopheles aus mittelalterlicher oder antiker Überlieferung einmal hervortritt.

---

[1]) Steph. *Βίεννος*.

[2]) *Τιφώ* war Thespiade (überl. bei Apollodor II 7, 8, 5 als Genetiv *Τιφύσης*; bald darauf auch *Ὀλυμπούσης* für *Ὀλυμποῦς*. K. Robert zieht *Τιφῦσα* vor). Der Vater Phorbas (Hygin) 'der Nährende' paßt gut zum Vegetationsgott. Der andre Name Agrios (Apollodor) wird für obszöne Dämonen gebraucht. Hagnos, der dritte Vatersname, aufzufassen wie *ἁγνὸς Πιτθεύς* im 'Hippolytos' als 'der Fromme', hat an den Göttinnen *Ἁγνώ, Ἁγνά* eine Analogie. Die Hesychglosse *Τῖφυς*] *ὁ Ἐφιάλτης νεαλύς. καὶ ὁ τῆς Ἀργοῦς κυβερνητής* bleibt strittig; entweder ist *Νεικαεῖς* oder *Αἰσχύλος* zu schreiben. Eine Glosse aus dem Pontos bei Hesych *σιναρόν* (wo *Σινωπεῖς βορρᾶν* aus *σίντις περὶ τὸ δρᾶν* zu machen).

[3]) Pick S. 153 f.; W. H. Roscher dachte nicht an die Vokative, sondern an den *μεγίστην ὠφέλειαν* bewirkenden.

# Goethes Totenfeier und der erste 'Faust' in Wien

Von Richard Ornstein (Wien)

Der dumpfe Druck, mit dem des Fürsten Metternich eisernes System alles geistige und politische Leben in Österreich niederhielt, bis die befreiende Katastrophe von 1848 seinem Wirken unseligen Angedenkens ein rasches, aber schmerzvolles Ende bereitete, war den Beziehungen zwischen der Monarchie und den Dichtern des Reiches, wenn sie nicht etwa Schröder, Iffland, Kotzebue, Raupach oder Müllner hießen, stets hindernd im Wege gestanden; und so konnte es geschehen, daß selbst Goethe, als er seine Augen schloß, in den Donaulanden nur wenigen Auserwählten vertraut, der Masse der Bevölkerung aber so gut wie nur dem großen Namen nach bekannt war. Denn auf der Bühne des Wiener Hoftheaters, die sich ja schließlich doch nicht ganz gegen die Stücke der weimarischen Exzellenz absperren konnte, so wünschenswert es auch dem Staatskanzler und seinen Kreaturen erscheinen mochte, waren 'Egmont' und 'Tasso' (worin ein Dichter eine Prinzessin zu umarmen wagte) nicht eben willkommene Gäste, vom 'Götz' gar nicht zu reden, der erst 1830, nach schweren Kämpfen und übel zugerichtet, von der Zensurbehörde freigegeben wurde. Und die feierlichen Rhythmen der 'Iphigenie' stießen bei dem Wiener auf herzlich wenig Verständnis. Nicht daß er deshalb Goethes anerkannte Größe geleugnet hätte. Ganz im Gegenteil. Er, der gewohnt war, jede vom Ausland kommende Mode mitzumachen, nur weil sie „draußen" gefiel, war der letzte, der nicht in die allgemeinen Lobpreisungen eingestimmt hätte; aber er tat es eben, weil alle Welt es tat. Ein wirklich innerliches Verhältnis hat er zu dem „Olympier" nicht gefunden.

So war es denn eine Tat, als Josef Schreyvogel, der damalige Leiter des Wiener Burgtheaters, daranging, dem verstorbenen Meister eine würdige Totenfeier zu bereiten, die nach unsäglich mühevollen Verhandlungen mit den maßgebenden Behörden erst zwei Monate nach Goethes Tod abgehalten werden konnte, nachdem schon die meisten deutschen Bühnen mit ähnlichen Veranstaltungen vorangegangen waren. Von Schreyvogel stammt die Idee der Feier und ihre Inszenierung; aber zusammengestellt wurde sie von einem an-

deren, von einem Manne, der berufen war, drei Tage nach dieser Aufführung der Nachfolger des ausgezeichneten Dramaturgen zu werden: von Johann Ludwig Deinhardstein.

Deinhardstein (1794/1859) war schon als junger Student mit lyrischen Beiträgen für verschiedene Journale in die Literatur eingetreten, hatte sich dann auf dramatischem Gebiet erfolgreich betätigt und war auch in seiner amtlichen Laufbahn von Glück und einflußreichen Gönnern begünstigt. 1827 zum Professor der Ästhetik an der Theresianischen Ritterakademie ernannt, lehrte er das gleiche Fach provisorisch an der Universität, wurde 1829 Zensor und übernahm gegen Ende desselben Jahres die Redaktion der 'Wiener Jahrbücher der Literatur', einer Schöpfung Metternichs. In diesem Amte gelang es ihm, Goethes Mitarbeit an der genannten Zeitschrift zu veranlassen, was sein Vorgänger, Mattheus v. Collin, vergebens angestrebt hatte.[1]) Schon 1828 war der greise Meister auf den österreichischen Dichter aufmerksam geworden, als die Berliner Hoftheater-Direktion um einen passenden Prolog zu dessen Drama 'Hans Sachs' bat.[2]) Goethe hatte diesem Ansuchen willfahrt und Deinhardstein sich beeilt, ein Exemplar seines Stückes mit den bescheidensten, aber wärmsten Dankworten einzusenden. Im Jahre 1830, auf einer Werbereise für die seiner Leitung anvertraute Zeitschrift, war Deinhardstein auch in persönliche Berührung mit Goethe gekommen. Voll Enthusiasmus berichtet er in seiner Beschreibung dieser Reise[3]) über seinen Weimarer Aufenthalt und dürfte es, Diplomat, der er zeitlebens war, dort nicht an Winken haben fehlen lassen, wie gut er „oben" angeschrieben sei, da Goethe ihn in dem folgenden Briefwechsel (19. Sept. 1830) bittet: ihn „höchsten Orts zu gnädigstem Andenken geziemend zu empfehlen".

So mag denn, als es sich darum handelte, dem großen Toten eine Ehrung zu bereiten, Deinhardstein selbst sich für den Berufensten gehalten haben, sie dichterisch zu gestalten, und sein starker Glaube an sich selbst scheint sich auch auf seine Gönner übertragen zu haben, die ihn mit der Ausarbeitung betrauten.

Im Tagebuche des Hofschauspielers und Regisseurs Karl Ludwig Costenoble[4]) lesen wir die Eintragung vom 22. April 1832: „Schreyvogel kündigte mir an, daß zu Goethes Totenfeier Szenen aus 'Iphigenie', 'Egmont' und 'Faust' gegeben werden .... Deinhardstein wollte das Arrangement der Szenen übernehmen, — aber er machte

[1]) S. August Sauer in den 'Schriften der G.-G.' 17 (1902), IC/CII; Briefwechsel zwischen Goethe und Deinhardstein: ebenda S. 212/31.

[2]) 'Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen' (Wien 1829). Die Aufführung am königlichen Theater in Berlin fand am 13. Febr. 1828 statt.

[3]) 'Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar etc. und von dort nach Wien zurück, in Briefen an einen Freund' (Wien 1831).

[4]) 'Aus dem Burgtheater. 1818—1837' (Wien 1889) 2, 101 f.

es, wie Agamemnon Pünktlich,[1]) und derangierte alles. Der Kaiser protegiert nun einmal den Deinhardstein, darum muß die Direktion säuberlich mit ihm verfahren". Allein trotz der gerügten Fahrigkeit des Dichters bot sich dem dichtgedrängten, aufs äußerste gespannten Publikum doch ein einheitliches Ganzes dar, als am 24. Mai 1832 der Vorhang des Burgtheaters in die Höhe rauschte; und so berechtigt die Frage sein mochte, ob nicht Goethe durch Aufführung eines Werkes besser geehrt würde, so muß doch zugegeben werden, daß, sollten nun einmal nur Bruchstücke in Szene gehen, Deinhardstein sich seiner Aufgabe gar nicht so schlecht entledigt hat. Den Verlauf des Abends hat Robert F. Arnold in Band 18 des 'Goethe-Jahrbuchs' geschildert; das auch von Alexander v. Weilen in seiner Geschichte der Theater Wiens irrtümlich als verloren bezeichnete Manuskript hat ihm jedoch nicht vorgelegen, die damaligen Zeitungskritiken geben nur ein mangelhaftes Bild, und das Urteil Bauernfelds, der von einer Schändung des Dichters spricht,[2]) ist gewiß zu hart, wie ja der beliebte Lustspieldichter seinem minder glücklichen Rivalen nie gerecht geworden ist.

Der Rahmen bewegt sich in der traditionellen Form der Allegorie, die Goethe selbst nicht selten der Anwendung würdig gehalten hat, und muß als geschickt ersonnen und poetisch fein durchgeführt bezeichnet werden. Dem Priester des Tempels der Unsterblichkeit werden von Thalia und Melpomene, die gekommen sind, um Goethes Büste im Heiligtum aufzustellen, zur Erhärtung ihres Anspruches Szenen aus 'Egmont', 'Iphigenie' und 'Faust' vorgeführt. Hierauf erhält das Standbild seinen Platz zwischen den Büsten Shakespeares und Schillers und wird vom Genius der Unsterblichkeit mit dem Lorbeer gekrönt. Auf diese Weise fügen sich die Bruchstücke zwanglos in den Rahmen ein.

Aus 'Egmont' wurden die Schlußszene des ersten Aufzugs, der zweite Teil des folgenden Aufzugs in Egmonts Hause und die Clärchen-Szenen des dritten Aufzugs dargestellt. Therese Peche, die reizende Sentimentale des Burgtheaters, spielte mit aller ihr zu Gebote stehenden Wärme und Lieblichkeit das Clärchen, Mme. Lembert die Mutter, Fichtner, der in jungen Jahren schüchterne Jünglinge stets zu seinen Glanzleistungen zählte, den Brackenburg, Anschütz den Oranien und Weber den Sekretär. Korn, als Egmont, wurde von einer so störenden Heiserkeit befallen, daß er seine Rolle nur mit Mühe zu Ende sprechen konnte, und die beabsichtigte Darstellung der beiden ersten Szenen aus dem zweiten Aufzuge des 'Tasso' entfallen mußte. Von Egmonts freiheitlichen Ansichten bekam das Publikum herzlich wenig zu hören: dafür hatte schon die vorsichtige Feder Deinhardsteins gesorgt.

---

[1]) In Albinis damals sehr beliebtem Lustspiel 'Kunst und Natur'.

[2]) Vgl. Costenoble a. a. O. 2, 109.

Aus 'Iphigenie' wurde der ganze erste Akt mit Julie Gley, der unter dem Namen Julie Rettich später so berühmt gewordenen Tragödin, und Anschütz als Thoas dargestellt.

Den Schwerpunkt und die Krone des Abends aber bildete der 'Faust', den die Wiener nun zum ersten Male zu sehen bekamen. Fausts titanisch ringende Erscheinung zu einer Zeit auf der Wiener Hofbühne auftauchen zu sehen, da Metternich es so ausgezeichnet verstand, die Untertanen zu erbärmlichster Selbstgenügsamkeit zu zwingen, wer hätte das für möglich gehalten? Und wer anders hätte es möglich machen können als der Mann, der sich durch ängstliches Vermeiden alles dessen in seinen eigenen Dichtungen, was nur entfernt hätte Anstoß erregen können, das Vertrauen der gestrengen Obrigkeit zu verdienen wußte? Aber ach, was war unter seiner leichtfertigen Hand aus Goethes Meisterwerk geworden!

Aus den Eingangsszenen und der Gretchen-Tragödie hat Deinhardstein ein dreiteiliges Drama zusammenzuschweißen gesucht, natürlich, da die Aufführung kaum eine Stunde in Anspruch nehmen durfte, oft unter Hinweglassung gerade der schönsten Szenen. Jedes Wort, das bei Hofe, bei der Kirche oder Polizei unangenehm vermerkt werden konnte, war verändert oder getilgt und, nicht genug daran, aus unbegreiflichen Gründen des öftern sogar der kühne Versuch gemacht, an Goethes Worten herumzubessern oder Verse eigener Mache einzuflicken. Aber das alles hatte der Zensur nicht genügt, und nicht selten hatte sie noch gierig verschlungen, was Deinhardstein verschont hatte. Die Zensur trug auch die Schuld an der Verspätung der Feier: so viel hatte ihr der 'Faust' zu schaffen gegeben.

Schwerlich wäre dieser 'Faust' („wie er für die Komtessen brauchbar ist", übersetzt Laube das bekannte „in usum Delphini" ins Wienerische) imstande gewesen, sonderlich zu begeistern, hätte er nicht eine unerwartete Überraschung gebracht: das Gretchen der Gley. Nicht nur Costenoble, dem sie den bewundernden Ausruf entlockt: „Was für eine Schauspielerin wird Julie Gley einst werden!",[1] auch Schreyvogel hatte nicht erwartet, eine Leistung von so gewaltiger Größe, Töne von so erschütternder Kraft und Leidenschaft in der Wahnsinnsszene von ihr zu hören. War Ludwig Löwe auch ein prächtiger Faust, Costenoble ein leidlicher, vielleicht etwas zu gutmütiger Mephistopheles, und gaben Fichtner als Valentin, Herzfeld als Wagner, Margarete Poller als Marthe und Wilhelmi als Geist schlechthin unübertreffliche Partner ab — die junge Künstlerin überstrahlte mit ihrer Leistung alle andern und hat manchen strengen Kritiker mit dem verstümmelten 'Faust' versöhnt. Ihr allein war es zu danken, wenn die „Szenen aus Goethes 'Faust'" diese Feier über-

[1]) Costenoble a. a. O. 2, 111. — Über die Aufführung vgl. auch Bäuerles 'Theaterzeitung' 1832, Nr. 107; 'Der Sammler' Nr. 75; 'Wiener Modenzeitung' Nr. 70; 'Zeitung f. d. elegante Welt' Nr. 145.

dauerten und bis zum Ende des Jahres 1837 noch zehnmal wiederholt werden konnten. Dann verschwanden sie von der Bühne, um im Mai 1839 durch eine vollständige Bearbeitung des Ersten Teils ersetzt zu werden, die wieder Deinhardstein zum Verfasser hatte und eine bei weitem schwerere Versündigung an der Tragödie bedeutete.

*

Betrachten wir zunächst die Szenenzusammenstellung, die den Wienern die erste dunkle Ahnung von Goethes unsterblichem Werke vermitteln sollte.

Auf 'Vorspiel' und 'Prolog' ist verzichtet, mit Fausts großem Monolog setzt die Tragödie ein. In diesem Eingangsmonolog ebenso wie in den anschließenden Gesprächen mit dem Geist und mit Wagner ist der Bearbeiter noch verhältnismäßig pietätvoll. Er beschränkt sich auf einige kleine Änderungen, die ihm offenbar das Original zu verschönern scheinen. So hält er es für notwendig, V. 379 [1]) die Wortstellung von „Nicht manch Geheimnis würde kund" in „Nicht würde manch Geheimnis kund" zu verbessern, wie er auch Wagner V. 572 statt „wie vor uns ein weiser Mann gedacht" sagen läßt: „wie ein weiser Mann vor uns gedacht." Häufig verändert er dadurch, daß er einen Apostroph durch den ausgefallenen Vokal oder einen solchen durch Apostroph ersetzt, das Versmaß des Originals, was übrigens mitunter auch eine Folge der verschiedenen Lesarten in den zahlreichen Ausgaben sein kann. V. 542 heißt es bei Deinhardstein „Verwund'rung statt „Bewund'rung". Selbstverständlich muß dem frommen Empfinden der Zensur die Konzession gemacht werden, daß Faust nicht „leider auch Theologie", sondern „zuletzt auch noch Theologie" studiert hat, und derselben Rücksicht fallen V. 366 und 367 zum Opfer, die nun lauten:

Zwar bin ich gescheiter als alle die Tröpfe,
Seh' stolz herab auf die hohlen Köpfe.

Dafür aber konnte Deinhardstein eine so ketzerische Stelle wie V. 526/29 übersehen, so daß ihre Streichung der Zensur vorbehalten blieb, und V. 593 änderte die einsichtsvolle Behörde in die Worte um: „Hat man verfolgt von jeher und verkannt."

Auf die Wagner-Szene folgt Fausts zweiter Monolog, allerdings stark zusammengeschmolzen, da V. 626/51 und 668 ff. gestrichen sind. Kaum ist das letzte Wort von V. 667 („geirret") verklungen, da hören wir mit Befremden Faust ausrufen:

Hinweg! Mir ekelt vor der Schule Staub.
Die Geister sind verstummt, die Hölle selbst scheint taub,
Und mehr als je bin ich der Zweifel Raub.

[1]) Die Verse werden nach der Zählung in der Weimarer Ausgabe angeführt.

Das ist alles, wodurch Deinhardstein für die grandiose Szene entschädigen will, in der Faust zum erlösenden Tranke greift und durch die den erwachenden Ostermorgen verkündenden Hymnen dem Leben wiedergeschenkt wird.

Faust versinkt nun nach diesem Ausruf „in tiefes Nachdenken". Es klopft.

Es klopft! Herein! Wer will mich wieder plagen?

Und siehe, an der Türe erscheint Mephistopheles „als Junker" und spricht ganz einfach und natürlich, als wäre er ein alter Bekannter: „Ich bin's." Endlich tritt er ein, nachdem Faust sein „Herein!" noch zweimal wiederholt hat, kündigt ihm mit Goethes Worten an: er hoffe, sie würden sich vertragen, und fordert ihn auf, gleichfalls Junkertracht anzulegen, um zu erfahren, was das Leben sei. Jetzt erst fühlt Faust sich bemüßigt zu fragen: „Wer bist du? Sprich!", worauf Mephisto antwortet: „Ein Teil von jener Kraft" usw. Es folgt nun ein Konglomerat aus den Reden, die Faust und Mephisto bei ihren ersten beiden Begegnungen wechseln. Natürlich eignet sich auch hier nicht alles für die Ohren österreichischer Untertanen. So müssen V. 1341/42 fallen und daher die beiden folgenden entsprechend abgeändert werden:

Zerstörung, kurz, was Ihr das Böse nennt,
Das ist mein eigentliches Element.

Der Dialog gestaltet sich in der Folge nicht allzu lang. Es entfallen 1353/58. 1374/78. 1387/1429. Die letzten Worte, die Deinhardstein dieser ersten Mephistopheles-Szene entnimmt, lauten etwas variiert:

Wenn dir's beliebt, bin ich bereit
Dir zur Gesellschaft hier zu bleiben;
Mit der Bedingnis, dir die Zeit
Durch meine Künste würdig zu vertreiben,

worauf er wieder zur zweiten Begegnung überspringt und zu Fausts Worten eigene hinzuflickt:

Versuch' es, wenn du kannst, doch werd ich wohl die Pein
Des engen Erdenlebens immer fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen usw.

Das Folgende von V. 1558 an entfällt wieder bis V. 1634, ebenso, weil nicht ganz harmlos, V. 1639/41.

Willst du, mit mir vereint,
Deine Schritte durch's Leben nehmen,

geht es dann weiter, um aber gleich mit Fausts Ausruf: „Nein, nein!" abzubrechen, da die nächsten Worte abermals nicht für die Hofbühne taugen, und mit V. 1654 wieder einzusetzen. Es folgt nun der Vertrag, jedoch nur — mündlich, denn Blut galt auch der Behörde als ein ganz besondrer Saft, so daß V. 1712/40 ausfallen, und der Dialog nimmt seinen Fortgang bis zu Mephistos Worten:

Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Das Exempel für diese Worte bleibt allerdings aus, denn zur Schüler-Szene kommt es nicht. Faust ist genugsam überredet; entschlossen ruft er aus: „Wohlan, ich folge dir!", was die befriedigte Bemerkung Mephistos hervorruft: „Daran tust du sehr wohl", und auf Fausts Frage: „Wo geht die Reise hin?" erfolgt die Antwort: „Wohin es dir gefällt", woran sich wie im Buche V. 2052/72 schließen. Mephisto ergreift sodann Fausts Hand, „um ihn wegzuführen", und der Vorhang fällt. Auch in diesen letzten Reden durfte mit Strichen nicht gespart werden, denn sie enthalten manches „Anstößige". So fehlen V. 1667/70. 1682/85. 1820/23. Abermals jedoch sind Deinhardstein trotz aller Vorsicht zwei kritische Stellen entgangen: V. 1750/53 sind von der Zensur gestrichen, und V. 1780/84 lauten nach behördlicher Umdichtung:

Glaub' unser einem, dieses Ganze
In seinem Licht, in seinem ew'gen Glanze
Ist für die Menschen nicht gemacht;
Euch taugt nur einzig Tag und Nacht!

Kleine Veränderungen lassen sich auch in diesen zwei vereinigten Szenen mehr als genug nachweisen: V. 1536 heißt bei Deinhardstein: „Im roten goldverbrämten Kleide"; in V. 1792 erscheint ihm „Ehren-Schädel" (!) besser als „Ehren-Scheitel", in V. 2063 muß er nach dem „wie" ein „aber" einfügen. Vor allem tilgt er rücksichtslos mindergebräuchliche Formen, um sie durch geläufige zu ersetzen. War er schon im ersten Monolog über Goethes „Würme" (V. 403) nicht hinweggekommen, hatte er im zweiten aus dem „hie" in V. 663 ein „hier" gemacht, so sind es jetzt wieder Formen wie „anders" (V. 1383), „quillen" (V. 1663), „eigen" (V. 1774), die er in „and'res", „quellen", „eig'nes" verwandeln muß. Auf diese Weise gelingt es ihm, Goethes charakteristische Sprache zum nicht geringen Teile zu verwischen.

Der zweite Akt führt ohne jeden Übergang in Marthes Garten. Wieso Faust plötzlich verjüngt erscheint, bleibt unaufgeklärt. Der Auftritt ist wörtlich dem Buch entnommen, nur dünken der Zensur die Worte:

Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne g'rade hin zu handeln

im Mund eines unschuldigen Mädchens unpassend. Die reizende Szene im Gartenhäuschen entfällt. Als zweiter Auftritt schließt sich unmittelbar 'Wald und Höhle' an. Hier sind V. 3288/90 von der Zensur getilgt und die folgenden Verse (Goethes Anweisung „mit einer Gebärde" hat der Bearbeiter schon selbst weggelassen) lauten:

Und dann die hohe Intuition
Wie ein gemeiner Erdensohn,
Ich sage nicht womit, zu schließen.

V. 3328 heißt bei Deinhardstein: „Bring' ihr verführend Bild, den holden Leib . . ." und statt V. 3339/41 wird gesagt:

Mir scheint's ein edler Zeitvertreib,
In solchem Fall Gelegenheit zu machen.

Zwei völlig grundlose Änderungen sind wieder „ihren Fall" statt „ihrem Fall", was V. 3231 einen ganz anderen Sinn gibt, und „Herzen" statt „Herren" in V. 3312.

Die Nachtszene 'Vor Gretchens Türe' beschließt den Akt. Zensur und Bearbeiter haben da um die Wette gewütet. Dieser streicht V. 3655/59 und muß daher Mephistos Rede mit „Es spukt . . ." beginnen lassen, ferner aus unbekannten Gründen Valentins Ausruf „Auch den!" (V. 3709) und V. 3736/39; statt „moralisch Lied" (V. 3680) setzt er: „erbaulich Lied", statt V. 3730: „Bist eine schlechte Kreatur!", statt „du Metze" (V. 3753): „Verworf'ne", statt „reiche Maß" (V. 3769): „reiches Maß". Die Zensur leistet noch weit mehr. Für V. 3676/7 dichtet sie:

Nur immer schenken? Sei doch klug!
Ein Mädchen hat am Liebsten schon genug.

Von Mephistos Ständchen läßt sie nur die ersten fünf Verse bestehen, Anspielungen auf die Polizei sind natürlich unstatthaft; daher gestaltet sie V. 3714/5 um:

Und zieht wohl gar den Blutbann uns herbei,
Mit dem weiß ich nur schlecht mich abzufinden.

In V. 3733 muß es statt „unsern Herr Gott" heißen: „dein Gewinsel" (!), und V. 3741 lautet: „Wird sie verheimlicht und versteckt", während die drei folgenden Verse fallen. So ist vom Original in dieser Szene nicht viel übriggeblieben. Am Schluß gibt Deinhardstein die Anweisung: „Man trägt die Leiche in das Haus, die übrigen folgen."

Der dritte und letzte Akt bringt als ersten Auftritt 'Trüber Tag. Feld', als zweiten die Kerkerszene. Im ersten Auftritt sind die Worte: „Wandle ihn, du unendlicher Geist! . . ." bis „den Verworfnen!" von Deinhardstein weggelassen; „Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden?" ist von der Zensur gestrichen, die auch Mephistos Worte von „Tyrannenart" in: „das ist so eure Art, in Verlegenheit euch Luft zu machen" mildert, da „Tyrann" im vormärzlichen Österreich auch zu jenen ominösen Worten gehörte, die besser von der Bühne fernblieben. An Goethes Prosa wagt Deinhardstein natürlich genau so unbefangen die vermessene Hand anzulegen wie an dessen Verse. So flickt er in dem Satze: „Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest" zwischen die beiden letzten Worte ein „mich" ein und setzt am Ende desselben Satzes „an Verderben" statt: „am Verderben".

Die Kerkerszene ist ziemlich unversehrt geblieben. Deinhardstein hält an der von Goethe gedachten Situation fest und bestimmt als Schauplatz einen „Kerker mit einem abgesonderten Gewölbe im Hintergrunde". Als Faust, den er durch die Haupttüre eintreten läßt, aufschließt, sieht man „in der Tiefe des geöffneten Gewölbes Margarete auf einem Strohlager". Später wurde am Burgtheater wie an vielen anderen Bühnen der Schauplatz verkehrt: man ließ Faust im Hintergrund an einer Gittertür erscheinen, während Gretchens Strohlager sich nach der Rampe zu befand. Sobald Faust sich dem Gewölbe nähert und das Schloß ergreift, ertönt von innen das sonderbare Lied:

Meine Mutter, o Schmach!
Die mich umgebracht!
Mein Vater, der Schelm,
Der dazu gelacht!
Sie gruben mich ein,
Haut und Gebein,
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort! fliege fort!

In der Folge streicht Deinhardstein Gretchens Worte „Nimmst wieder mich in deinen Schoß" (V. 4503) und V. 4583/4; die Zensur, der die Worte „Und das Kleine mir an die rechte Brust" (V. 4528) für züchtige Ohren unpassend erscheinen, ändert ab in: „Und das Kleine zur Rechten mir." Sonst ist der Dichtung treulich gefolgt worden. Am Schluß gibt der Bearbeiter noch einige Winke für die Darstellung; so fügt er vor Gretchens Anruf des Gerichts Gottes (V. 4605) „sich von ihm losreißend" ein, gibt vor ihrem Schlußgebete die Anweisung: „hat sich in höchster Angst an die Tür des innern Kerkers geflüchtet", und nach ihren letzten Worten: „Sie ist am Fuße ihres Strohlagers auf die Knie gesunken und wendet sich schmerzlich von ihm." Mephistos Befehl: „Her zu mir!" reißt Faust, „der in starrer Unentschlossenheit dasteht", von der Geliebten, deren Stimme nur noch von innen verhallend gehört wird.

*

Wenn diese Szenenzusammenstellung sich über die Goethe-Feier hinaus erhalten hat, so hat dies, wie bereits erwähnt, das Verlangen des Publikums veranlaßt, das sich durch das Gretchen der Gley immer von neuem erschüttern lassen wollte. Gedacht aber war sie ursprünglich nur für jenen einen Abend, und da mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehende knappe Zeit eine Auslese geboten war, könnten wir uns, wären nur nicht die von Deinhardstein teils aus Flüchtigkeit, teils mit Absicht vorgenommenen Änderungen, noch schlecht und recht damit abfinden, und der Bearbeiter würde versöhnlichere Richter an uns finden. Ganz anders verhält es sich mit

der Bearbeitung des ganzen Ersten Teils, die am 29. Mai 1839, also sieben Jahre nach der Totenfeier, als 'Faust. Tragödie in fünf Abteilungen' auf die Bretter der Wiener Hofbühne gelangte. Es war ein klägliches, erbärmliches Machwerk, das da geboten wurde, und wenn es dennoch mit allen Anzeichen eines äußern Erfolges in Szene ging, so war das nur ein überflüssiger Beweis mehr für den unverwüstlichen Ewigkeitswert der großen Tragödie.

August Klingemann hatte, als er noch zu Goethes Lebzeiten den 'Faust' für das Braunschweigische Hoftheater einrichtete, mit Recht gefühlt, daß auf der Bühne die Liebestragödie im Vordergrund stehen müsse, und hatte folgerichtig auf 'Prolog im Himmel' und 'Walpurgisnacht' verzichtet. In dieser Form war 'Faust' auch in Hannover zur Aufführung gelangt.[1]) Tieck, der ihn zum 80. Geburtstage seines Schöpfers im Dresdner Hoftheater brachte, war noch einen Schritt weitergegangen und hatte auch den Vertrag fallen, die 'Walpurgisnacht' allerdings bestehen lassen. Einer solchen Auffassung konnte, solange der Zweite Teil nicht vorlag, der Erste also ohne Fortsetzung bleiben mußte, einige Berechtigung nicht abgesprochen werden. Unter welchem Gesichtspunkte aber Deinhardstein seine Bearbeitung geschaffen, was ihm für ein beherrschender Grundgedanke vorgeschwebt hat, das bleibt angesichts seines 'Faust' unerfindlich. Denn ziemlich wahllos nimmt er Szenen auf, läßt andere weg, stellt um, streicht, fügt ein, kurz, er schaltet so willkürlich und verständnislos in Goethes Werk, daß man tatsächlich nur den harmlosen Wienern von anno dazumal gegenüber es wagen durfte, ihnen einen solchen 'Faust' vorzuführen.

Die erste Abteilung von Deinhardsteins Bearbeitung spielt ganz in Fausts Studierzimmer und besteht aus 4 Szenen: 1. Faust allein, 2. Faust — der Geist, 3. Faust — Wagner, und Faust allein, 4. Faust — Mephistopheles. Den Schauplatz beschreibt Deinhardstein wie folgt: „Nacht. Hochgewölbtes gotisches Zimmer, mit gelehrtem Apparat aller Art angefüllt. — Rechts ein Wandspiegel mit gotischem Gesims, worauf mehrere Phiolen und Trinkgeschirre stehen; davor ein kleiner Tisch mit Büchern und anderem Gerät." Die ersten beiden Auftritte sind mit allen Zusätzen und Veränderungen der früheren Szenenzusammenstellung entnommen, nur die Zensur, die diesmal vom berüchtigten Zensor Josef Theophil Demel noch weit strenger gehandhabt wurde als seinerzeit, läßt jetzt nicht einmal das „Zuletzt auch noch Theologie" bestehen, sondern setzt für das letzte Wort „Astrologie" ein. Im Gespräch mit Wagner ist vieles weggelassen, dafür wurden Reden aus dem Osterspaziergang

[1]) [Am 29. August 1829 auch in Weimar; vgl. H. G. Gräf: 'Goethes Anteil an der ersten Faust-Aufführung in Weimar' (Weimar 1904). — Anm. des Herausgebers.]

eingeschaltet. Die Striche der Zensur bei der Goethe-Feier hat Deinhardstein natürlich berücksichtigt und die unliebsamen Stellen von vornherein gehorsam übersprungen, ja sogar dem dichterischen Talente der Behörde durch wörtliche Aufnahme ihrer Umdichtungen seine Anerkennung gezollt. Die früheren eignen Änderungen finden sich auch jetzt wieder.

Nach Fausts Worten: „Wenn es euch nicht vom [so!] Herzen geht" (V. 545) folgt Wagners Antwort: „Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann . . ." usw. bis V. 1020 (V. 1016 grundlos verändert in: „Ein jeder drängt und fragt und weilt"; V. 1017 gestrichen). Faust entgegnet:

Der Menge Beifall tönt mir nur wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig ich des Ruhmes wert gewesen!
Was uns die Erde gibt, ist eitel Tand.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Der Sonne nach und nach zu streben!
Ich säh' im ew'gen Abendstrahl usw.

Nun geht es fort bis V. 1109, nur lauten V. 1087/88:

Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht,
Der Himmel über mir und unter mir die Wellen.

Auf Wagners Rede läßt Deinhardstein Faust wieder mit V. 566/9 aus der Szene im Studierzimmer antworten, springt aber nach der anschließenden Entgegnung Wagners abermals auf den Osterspaziergang über, dem er, unter Weglassung von V. 1130/37, V. 1110/41 entnimmt. Faust antwortet aufgeregt:

Ich bitt' euch, laßt mich mit dem Weisheitskram!
Ich bin nicht in der Stimmung ihn zu hören.
Der Geist allein ist stark, das Wort ist lahm;
Mich kann sein Schellenläuten nicht betören. —
Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig Worten nachzujagen? (V. 553).

Es folgen die anschließenden Verse bis V. 556, und von Wagners Worten an: „Allein die Welt!" (V. 586) wird bis zu dessen Abgang alles beibehalten. Der Monolog ist stark verkürzt; V. 626/51 fehlen. Statt „leichten Tag" (V. 666) schreibt Deinhardstein „lichten Tag", eine Änderung, die sich bereits im früheren Manuskript von fremder Hand angebracht findet. V. 668 ff. sind wieder durch Deinhardsteins eigenes Einschiebsel: „Hinweg, mir ekelt vor der Schule Staub" ersetzt, worauf Fausts Blick sich auf eine Stelle heftet. Er spricht V. 686/95, holt mit „Grausen" (statt mit „Andacht") die Phiole herunter und trinkt, spricht (unter Auslassung von V. 706/9) V. 702/19, trinkt wieder und spricht unvermittelt die Beschwörungsformel:

Verschwind' in Flammen
Salamander!
Rauschend fließe zusammen
Undene!
Leucht' in Meteoren-Schöne,
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe,
Incubus! Incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Daraufhin erscheint Mephistopheles im Hintergrunde mit den Worten: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?“ und antwortet auf Fausts Frage: „Wer bist du? Sprich!“ mit den Worten der früheren Bearbeitung. An ihr ist auch im weitern Verlaufe des Dialoges festgehalten, bis zu Mephistos Worten: „Die nächsten Male mehr davon!“ (V. 1386), worauf Deinhardstein wieder Verse der nächsten Szene herübernimmt und ihn fortfahren läßt: „Wir werden, hoff' ich, uns vertragen . . .“ Gleichzeitig tritt Mephisto vor, wirft den Mantel ab und steht in Junkertracht vor Faust. An V. 1543 sind V. 1430/33 angeschlossen, dann folgen mit der früheren Zutat und Veränderung V. 1544/57. Im weitern Verlaufe hält sich Deinhardstein wieder ganz an die alte Fassung, nur daß er diesmal V. 1750/53 zu erhalten strebt, die aber der Zensur zum Opfer fallen. Von ihr wird auch V. 1660 gestrichen, der seinerzeit keinen Anstoß erregt hatte, und im folgenden Vers findet sich eine neue Veränderung, die wohl nur auf das Konto der Flüchtigkeit des Bearbeiters zu setzen, nicht beabsichtigt sein dürfte, da es heißt: „Schlägst du erst diese Welt in [!] Trümmern.“ Auch jetzt ruft Faust endlich aus: „Wohlan, ich folge dir!“, doch Mephisto schließt diesmal seinen Worten: „Daran tust du sehr wohl“ noch die Verse an:

Wir brauchen nur ein paar Minuten Zeit.
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!

Faust tritt in den Hintergrund, „einiges ordnend“, Mephisto hält seinen kurzen Monolog und empfängt, ohne Fausts Doktormantel anzulegen, den Schüler, der gleich mit den Worten beginnt: „Ich komme voll Ergebenheit“. V. 1963 und 1971/2002 sind natürlich weggelassen, weshalb es dann V. 2003/4 heißt:

Wollt ihr mir von der Medizin
Vielleicht ein kräftig Wörtchen sagen?

Ebenso fehlen der Stammbuchvers, den Mephisto zwar schreibt, der Schüler aber nicht laut liest, und die beiden folgenden Verse. Aus V. 2026 macht die Zensur: „Entsetzlich leicht doch zu kurieren“, aus V. 2031/36:

Betrachtet lang sie mit gelehrten Blicken
Und wißt das Pülslein zart zu drücken.

Nachdem der Schüler sich ehrerbietig empfohlen hat, tritt Faust wieder vor, mit den Worten: „Wo geht die Reise hin?" Das Übrige ist dem Original entnommen.

Deinhardstein hat sich also, bis auf die Einschaltung der Reden aus dem Osterspaziergange und der Schülerszene, beinahe vollkommen an seine erste Bearbeitung mit allen ihren Strichen und Veränderungen angelehnt. Bei der Aufführung wurden noch V. 402/9 und 614/25 gestrichen, und Faust ließ man nicht „einiges ordnend" in den Hintergrund treten, sondern gänzlich abgehen und beschloß mit Mephistos Monolog: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft ..." die erste Abteilung.

Die zweite besteht aus sechs Szenen: 1. und 2. 'Hexenküche', 3. 'Spaziergang', 4. 'Ein kleines reinliches Zimmer'. Mephistopheles—Faust. Faust allein, 5. Mephistopheles—Faust, 6. Margarete allein.

In der Hexenküche wird der Kessel nicht von Meerkatze und Meerkater bedient, sondern von einer Hexe und einem Hexendiener. Dieser spielt nur eine stumme Rolle, da alle Reden der Tiere der Hexe in den Mund gelegt sind. Es kann jetzt natürlich V. 2385 nicht mehr heißen: „Die Pfoten wärmen", sondern muß „die Glieder" lauten, dagegen bleibt unfolgerichtig Mephistos Frage: „Wie findest du die zarten Tiere?" (V. 2386). Gestrichen sind vom Bearbeiter V. 2441/43 und 2448/55, der starke Ausruf der „Hexenmutter", wie jetzt Goethes Hexe heißen muß, da ihre Titulatur die Meerkatze trägt: „verfluchte Sau!", ferner V. 2505/13 und 2540/66. Die feinfühlige Behörde wandelt das „stinkt" (V. 2524) in „riecht" und V. 2598 in: „Wie sich die Freude regt und dich durchdringt." Bei der Aufführung wurden noch V. 2433/36 und später auch noch 2589/90 weggelassen.

Die von Deinhardstein 'Spaziergang' überschriebene Szene deckt sich nicht mit der gleichbenannten bei Goethe, sondern schließt an einen Teil der Gespräche „vor dem Tor" die erste Begegnung Fausts und Gretchens an. Zunächst erscheinen drei Handwerksbursche; der erste tritt den beiden andern entgegen und meint nach der einleitenden Frage und Antwort: „Ich aber will nach der Mühle wandern", worauf der zweite erwidert: „Ich rat' dir nach dem Wasserhof zu gehn." Jener wendet ein: „Der Weg dahin ist gar nicht schön" und richtet an den dritten die Frage: „Was tust denn du?" Nachdem dieser geantwortet hat und die nächsten beiden Reden wieder zwischen dem ersten und zweiten Burschen gewechselt sind, entfernen sich alle drei, um von zwei Dienstmädchen abgelöst zu werden. Zwischen diesen wickelt sich der kurze Dialog bis V. 827 ab, da erscheint die Hexenmutter „als Alte spazieren gehend" mit den Worten: „Ei! wie geputzt! das schöne junge Blut!" usw., worauf das zweite Dienstmädchen ihrer Genossin ängstlich „Agathe, fort!" zuraunt, die beiden einander noch geschwind ihre Abenteuer mit der Hexe erzählen und,

von ihr gefolgt, enteilen. Ihre Spur nehmen nach kurzem Zwiegespräch (das, bis auf die Änderung der Worte „das Wildpret" (V. 843) in „die Mädchen" durch die Zensur, wörtlich dem Buche entnommen ist) die beiden Schüler auf und rufen dadurch die Entrüstung einer Bürgersfrau hervor, die ihnen „in der Entfernung gefolgt" ist und nun, „ihnen nachsehend", in die Worte ausbricht:

Es ist doch eine wahre Schmach
Mit diesen unvernünft'gen Knaben,
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben, (auf sich deutend)
Und laufen diesen Mädchen nach! (schnell den Schülern nach).

Hierauf betreten zwei Bürger die Bühne, es folgt der Dialog V. 860/71. Dann sollte ursprünglich eine Verwandlung stattfinden und die Szene einen freien Platz mit Gretchens Haus im Hintergrunde vorstellen, doch wurde davon abgesehen. Gleich nach dem Abgehen der Bürger tritt Faust auf, der das vorübergehende Gretchen anspricht und nach seiner Abfertigung und dem kurzen Monolog von dem hinzukommenden Mephisto verlangt: „Hör', du mußt mich zu dem Mädchen bringen", und auf Mephistos Frage: „Zu welchem?" antwortet: „Sie ging just vorbei." Doch erhält er den Bescheid:

Hör', Schatz, das wird mir nicht gelingen,
Das ist ein gar unschuldig Ding:
Bei der ist meine Macht zu gering.

Faust entgegnet ungestüm:

Mein Herr Magister Lobesan,
Laß er mich mit dem Geschwätz [!] in Frieden!
Ich sag' es ihm ganz kurz und gut,
Fehlt ihm dabei Lust oder Mut,
Sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephisto antwortet mit V. 2639/41, aber Faust fordert: „Ich muß sie sehn noch heute." Jener erwidert:

Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.
Doch daß ihr seht, daß eurer Pein
Ich förderlich will und dienstlich sein,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren;
Ich will euch in ihr Zimmer führen;
Sie wird bei einer Nachbarin sein;
Indessen könnt ihr ganz allein
In aller Hoffnung künft'ger Freuden
In der Erwartung satt euch weiden.

Der Rest der Szene folgt dem Buche, nur heißt es statt: „Da wird er reussieren!" in V. 2674: „Ihr werdet reussieren!"

Der vierte Auftritt spielt in Gretchens Zimmer. Deinhardstein schreibt vor: „Die Szene bleibt einen Augenblick leer. Gretchen kommt über die Bühne und geht in das Seitenzimmer." Hierauf wird Faust von Mephisto hereingeführt. Bis zum Schluß des Aktes

hat der Bearbeiter nichts mehr geändert, um so strenger hat die Zensur gewaltet. Vor allem entfernt sie Gretchens Bett, so daß Faust den Bettvorhang nicht aufheben und sein „Und hier!" ausrufen kann. Das Folgende muß er „das Zimmer betrachtend" sprechen. V. 2722/3 fallen und in V. 2740 muß es „mit Bescheidenheit" statt „eurer Lüsternheit" heißen. Auch in die Spielbemerkungen greift die Zensur ein und fühlt sich verpflichtet, die während des (übrigens gesprochenen) Liedes abzulegenden Kleidungsstücke als Haube und Schürze zu detaillieren. Von der Regie wurden bei der Darstellung noch die V. 2709, von „Was faßt mich für ein Wonnegraus" an, bis V. 2716 und 2721/28 beseitigt, dafür aber bei späteren Aufführungen Gretchens Eingangsmonolog wieder aufgenommen, wobei im Schlußverse das Wort „keck" in „kühn" verändert wurde.

Auch die nächste Abteilung umfaßt sechs Szenen: 1/3. Der Nachbarin Haus, 4. Freier Platz. Dritter Schüler, 5. Schüler—Mephistopheles, 6. Garten.

Die erste Szene bildet wie im Original Marthes Monolog. In der zweiten kommt Gretchen aufgeregt hinzu, die auf Marthes erstaunte Frage erzählt:

Zwei Kästchen fand ich in meinem Schrein,
Aus Ebenholz, so schön, so fein:
Und Sachen drin — ach, schau sie nur!

Marthe „putzt sie mit einigem Schmuck auf" und ruft bewundernd aus: „O du glücksel'ge Kreatur!" Sie hat also bisher nichts von Gretchens erstem geheimnisvollen Fund gewußt, und mit diesem ist auch noch nichts geschehn, sondern beide Kästchen werden zur Nachbarin gebracht. Davon wurde aber wieder abgegangen und auf das zweite Kästchen verzichtet. Gretchen kommt nun gleich mit dem ersten zu Marthe gelaufen; dementsprechend heißt es jetzt: „Ein Kästchen fand ich in meinem Schrein" und werden in V. 2893 die Worte: „die beiden Kästchen" in „das schöne Kästchen" umgewandelt. Im übrigen bleibt in dieser und der folgenden Szene der Dialog im großen ganzen unverändert, nur war auch diesmal Deinhardstein der Zensur zu milde. Er hatte nur V. 2930/31 gestrichen und anschließend statt „Im übrigen": „Was dies betrifft" gesetzt, ferner V. 2953/4 beseitigt. Die Behörde ändert merkwürdigerweise gleich die ersten Worte Mephistos:

Bin so frei g'rad' herein zu gehn,
Muß bei den Frauen Verzeihn erflehn.

In der Folge wird „Beim heiligen Antonius" (V. 2926) getilgt und aus einer „wohlgeweihten Stätte" (V. 2927) eine „wohlbekannte". In V. 2942 fallen die Worte „manch Requiem", V. 2984 muß ganz verschwinden.

Die Bühne verwandelt sich sodann in einen freien Platz. Ursprünglich sollte, wie erwähnt, die Schülerszene, dem Original ent-

sprechend, in der ersten Abteilung sich abspielen, dann aber hatte man es für besser befunden: statt Faust inzwischen „einiges ordnend" in den Hintergrund und dann wieder vortreten zu lassen, lieber darauf zu verzichten und den Akt mit Mephistos Monolog zu beschließen. Aber diese Szene war viel zu dankbar, als daß Deinhardstein sie ohne weiteres aufgegeben hätte. Er schob sie vielmehr jetzt ein und mußte sich daher zu der oben angegebenen Verwandlung entschließen. Aber nicht genug daran, er konnte auch nicht umhin, Verse eigener Erfindung vorauszuschicken und auf diese Weise den Wienern eine wahre Karikatur von Goethes Dichtung darzubieten. Der dritte Schüler (die beiden ersten waren im 'Spaziergang' erschienen) tritt auf und beginnt „umhersehend" zu deklamieren:

An diesem Platze bleib ich stehn,
Denn hier muß er vorübergehn,
Der selt'ne Mann, den diese Stadt
Seit kurzem aufzuweisen hat.
Ich sprach ihn jüngst durch Zufall nur,
Doch seine herrliche Natur
Ward mir in wenig Worten klar.
Er mach' mir manches offenbar,
Was mich als dunkler Zweifel drückt,
Da Klarheit nur allein beglückt.
Wer er nur ist? — Was liegt daran?
Für mich ist er der größte Mann,
Im Blick, im Gang, im ganzen Wesen
Kann man mit Deutlichkeit es lesen,
Daß aller Dinge Kern und Kraft,
Und die geheimste Meisterschaft
Er durchgeforscht mit Geist und Fleiß,
Und das begreift, was Keiner weiß.

Glücklicherweise macht Mephistos Auftreten seinen Herzensergüssen ein Ende, und das Gespräch zwischen den beiden nimmt nun, wie früher beabsichtigt, seinen Verlauf. Von dem kuriosen Plan, nach dem Abgehen des Schülers Faust und Margarete und hinter ihnen Marthe auftreten und die Gartenszene unvermittelt anschließen zu lassen, hat man glücklicherweise noch rechtzeitig Abstand genommen und sich zu einer dritten Verwandlung entschlossen. Die Szene in Marthes Garten folgt ganz dem Buche.

Die vierte Abteilung setzt sich aus acht Szenen zusammen: 1. und 2. Wald und Höhle, 3. Zimmer. Gretchen allein, 4. Gretchen—Faust, 5. Vorige—Mephistopheles, 6. Straße vor Gretchens Tür. Nacht. Valentin allein, 7. Faust—Mephistopheles—Valentin, 8. Valentin—Marthe—Gretchen—Volk.

In den Szenen 'Wald und Höhle', woraus bei der Aufführung V. 3222/39 wegblieben, hat Deinhardstein auf manche frühere Änderung verzichtet. Zwar nimmt er die seinerzeit von fremder Hand vorgenommene Ausbesserung des Wortes „schlurfst" (V. 3274) in „schlürfst" auf und bringt auch die damals von der Zensur verfügte

Änderung von V. 3289/91 an, die er ursprünglich vernachlässigt hatte, obwohl die beanstandete Stelle diesmal von der Behörde scheinbar übersehen worden war. Dafür läßt er in V. 3312 „Herren", zieht V. 3327/29 in:

Und bringe nicht das schöne Weib
Mir wieder vor die halb verrückten Sinne!

zusammen, läßt auch Mephistos folgende Worte bestehn, streicht aus Fausts Rede nur die unmöglichen V. 3343/44, läßt den anschließenden Vers mit: „Mein teurer Freund!" beginnen, und beseitigt auch seine Umdichtung von V. 3339/41, indem er diese gänzlich streicht. Die Zensur aber fand wieder manches auszusetzen, was ihr früher nicht verfänglich erschienen war. V. 3295/6 müssen lauten:

Darf man das nicht vor euren Ohren nennen,
Was euer Herz nicht wird entbehren können.

V. 3337 wird in: „Um ein verliebtes Paar, das unter Rosen weidet" gewandelt, V. 3345/46 gestrichen.

In den Szenen 3, 4 und 5 sind Goethes Auftritte in 'Gretchens Stube', 'Gartenhäuschen' und 'Marthens Garten' vereinigt. Den Schauplatz bildet das Zimmer Gretchens, die am Spinnrad sitzt und ihre Verse spricht, plötzlich aufhorcht, „Er kommt!" ausruft und sich hinter der Türe versteckt. Als Faust eintritt (am hellichten Tag und trotz der Strenge der Mutter!), springt Gretchen „hinterher auf ihn zu", der sich umsehend spricht: „Ach Schelm, so neckst du mich!" Die folgenden Küsse schwächt die Zensurbehörde verschämt zu Umarmungen ab. Nun entwickelt sich ein höchst sonderbares Zwiegespräch:

Margarete: Bester Mann! Von Herzen lieb' ich dich!
Faust: Ich dich! O, dürft' ich ewig mein dich nennen!
Margarete: Darf man vertrauen dir?
Faust: Ja, du darfst's — du darfst's!
Margarete: Wüßt' ich nur Ein's — du glaubst nicht, Heinrich,
Wie mich das drückt und quält!
Faust (zärtlich sich zu ihr herunterbeugend):
Dich quält — was ist's, mein Mädchen, sprich!
Was quält dich?
Margarete: Ja — es muß heraus — es muß!
Dann ist mein Busen frei — dann wogt um mich
Ein Meer von Seligkeit an deiner Brust.
Ein's — Heinrich, ist's — was stets in Angst mich hält —
Wie ist mit deinem Glauben es bestellt?
Es ist mir oft — wie ich mich täuschen wollte —
Als stündest du mit Gott nicht, wie man sollte.
Faust: Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht! usw.

Und nun geht es unverändert weiter bis zu Gretchens Worten: „Ich muß nun fort" (aus dem eignen Haus!), worauf Faust erwidert:

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig bei dir sein?
Doch ungestört, wir beide nur allein.
Man hat sich doch so manches Wort zu sagen,
Das keine Zeugen will.
Margarete: 's ist nicht zu wagen.
Faust: Im Garten heut' — Laß mir das Pförtchen offen.
Margarete: Es geht nicht, ach! — die Mutter schläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen usw.

Bis V. 3520 folgt nun Deinhardstein wieder dem Buche, doch läßt er Gretchen nicht abgehen, da er jetzt auf die Szene im Gartenhäuschen zurückgreift. Mephistopheles „öffnet die Tür und schaut herein". Nach dem unfreundlichen Empfange mahnt er: „Es ist jetzt Zeit zu scheiden." Da die Szene in Gretchens Zimmer spielt und Marthe nicht zugegen ist, müssen V. 3208/9 und Marthes „Ade!" entfallen. Den feinen Zug, der darin liegt, daß Goethe die beiden Liebenden vor Zeugen fremdtun und das vertrauliche „Du" mit dem „Ihr" vertauschen läßt, beachtet Deinhardstein nicht. Er läßt seinen Faust mit „Leb' wohl!" von Gretchen Abschied nehmen, mit deren kurzem Monolog der Auftritt schließt.

Diese Szene wäre gewiß besser ganz weggeblieben, als in einer derartigen Verunstaltung zu erscheinen. Und doch hatte der Bearbeiter für den Geschmack des Zensors noch viel zu viel davon übriggelassen. Sogar in Deinhardsteins eigenem Poem wurden die Verse

Dann ist mein Busen frei — dann wogt um mich
Ein Meer von Seligkeit an deiner Brust

gestrichen und die Worte: „Als stündest du mit Gott nicht, wie man sollte" in „Als stünde es mit dir nicht, wie es sollte" abgeändert. Um wieviel mehr Ärgernis mußte erst Goethe selbst erregen! Es fehlen V. 3432/41, 3454, 3468, und in V. 3460 wird „der Pfarrer" in „der Lehrer" umgewandelt; aber da man fand, daß Gretchen der Schule doch schon entwachsen sei, später noch einmal in „die Mutter" verändert.

Die angegebene Szenenfolge wurde bei der Aufführung verkehrt. Die Abteilung wurde durch die Auftritte in Gretchens Zimmer eingeleitet, dann erst folgte 'Wald und Höhle'. Den Beschluß machten die Nachtszenen in der 'Straße vor Gretchens Türe'. Auch hier war Deinhardstein diesmal duldsamer als bei der Goethe-Feier. Bis V. 3681 nimmt er das Original unverändert auf, gerät allerdings dabei mit der Zensur in Konflikt, die das letzte Wort von V. 3659 in „Gaunerei" wandelt und V. 3676/77 streicht. Das Lied ist ihm in der früheren Fassung doch etwas zu kurz und farblos, jetzt endigt er deshalb:

Laß, laß es sein!
Er läßt dich ein,
Doch nimmermehr zurücke.

Die Abänderung von V. 3714/15 überläßt er abermals der Zensur, die den ersten völlig tilgt, für den zweiten „Und mit dem Blutbann weiß ich schlecht mich abzufinden" setzt. Auch die Streichung von V. 3736/39, die er seinerzeit selbst vorgenommen hatte, bleibt der Behörde vorbehalten, die bei V. 3741/44 erst später wieder die alte Änderung anbringt. Nur die allerstärksten Ausdrücke hat Deinhardstein wie früher durch seine milderen ersetzt und außer der beibehaltenen Änderung des Wortes „reiche" in V. 3769 diesmal auch noch dem V. 3763 die Imperativform gegeben, so daß es nun lautet: „Auf Erden sei vermaledeit!"

Die Szenen: 'Trüber Tag. Feld' (1.) und 'Kerker' (2. u. 3.) bilden die fünfte Abteilung.

In 'Trüber Tag. Feld' hat sich der Bearbeiter völlig an das Original gehalten. Sogar das Wort „Tyrannenart" blieb ursprünglich bewahrt und hatte (wahrscheinlich aus Versehen) das Glück, die Zensur zu passieren, erscheint aber im Soufflierbuche doch vorsichtigerweise wieder durch die alte Veränderung ersetzt. Gestrichen wurden bei der Aufführung Fausts Worte: „Wandle ihn, du unendlicher Geist" bis „auf die Schultern zu hängen". Am Schlusse des Auftrittes bleibt Faust nach seinem Ausruf: „Auf und davon!" plötzlich stehen, „starrt in die Szene" und tut die Frage: „Was weben die dort um den Rabenstein?" Auf diese Weise wird hier noch die kurze Goethesche Szene 'Nacht. Offen Feld' angeschlossen.

In der Kerkerszene bleibt es wörtlich bei der ersten Bearbeitung, nur daß jetzt V. 4509 lautet: „War es nicht dir wie mir geschenkt?" In V. 4528 nimmt Deinhardstein gewissenhaft die damalige Änderung der Zensur auf, vor der jetzt auch V. 4582 keine Gnade findet.

*

So sah der 'Faust' aus, den Wien, ohne daß der Bearbeiter sich genannt hätte, unter Goethes mißbrauchtem Namen zu sehen bekam. Die Darstellung war die gleich mustergültige geblieben wie bei den „Szenen", nur daß Julie Rettich, inzwischen künstlerisch gereift, ihre frühere Leistung noch überbot und die Rolle des Mephistopheles (deren Träger, Costenoble, im Jahre 1837 auf einer Gastspielreise der Tod ereilt hatte) an Karl La-Roche übergegangen war, der aus Weimar an das Burgtheater gekommen war und den Mephisto noch unter Goethes eigenen Augen zu dessen Zufriedenheit studiert hatte. Trotzdem wurde auch er, wie sein Vorgänger, für „zu artig" befunden. Laube meint: er habe eigentlich nur Eine Seite der Rolle, die des zynischen Schalks, zu vergeben gehabt. Da wußte Heinrich Marr, der bei den Wiederholungen mit jenem abwechselte und seinen Mephisto weit teuflischer auffaßte, ihn den Wienern viel besser zu Danke zu spielen. Durch prächtige Dekorationen und glänzende Ausstattung sollte auch die Schaulust des Publikums gereizt werden, doch war

auf die Dauer keine Wirkung zu erzielen, so daß die Bearbeitung kaum zwei Jahre nach ihrer Erstaufführung nach einigen Wiederholungen verschwunden war.

Es ist schon gesagt worden, daß unter den gegebenen mißlichen Verhältnissen Deinhardstein vielleicht der einzige war, der eine Bearbeitung der 'Faust'-Tragödie wagen durfte, und daß er dies Wagnis unternommen hat, mag ihm immerhin anerkennend zugute gehalten werden. Unzweifelhaft aber ist es, daß er seine gute Absicht gründlich verfehlt hat: er hat weder der Dichtung noch ihrem genialen Schöpfer einen Dienst erwiesen, vielmehr an beiden ein Verbrechen begangen, das erst Laube mehr als ein Jahrzehnt später zu sühnen gesucht hat, indem er als erste Neuigkeit nach seinem Direktionsantritt eine sechsaktige 'Faust'-Bearbeitung brachte, die sich lange Zeit auf der Wiener Bühne erhalten hat. Weniger erfolgreich war die Einrichtung, mit der es Dingelstedt im Jahre 1877 versuchte, den 'Faust' im Burgtheater heimisch zu machen. Seinen Plan, auch den Zweiten Teil für die Bühne zu erobern, auszuführen, war erst Adolf Wilbrandt vorbehalten, nachdem er auch den Ersten Teil einer Neubearbeitung unterzogen und seine Aufführung auf zwei Abende verteilt hatte, so daß jetzt die ganze gewaltige Tragödie sich vor den Augen des Publikums entrollte. Später wurde die Wilbrandtsche Bearbeitung des Ersten Teiles, stark verkürzt, wieder an Einem Abend dargestellt, bis Paul Schlenther in den Jahren 1906 und 1907 beide Teile in eigener Einrichtung herausbrachte, wovon sich indes nur die des Ersten Teiles dauernd zu behaupten vermochte.

---

# Ein Nachspiel zum 'Götz von Berlichingen'

Von Werner Deetjen (Weimar)

Herzog Friedrich August von Braunschweig-Öls, der geistreiche und kunstsinnige Bruder der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, stand mit zahlreichen bedeutenden Vertretern des deutschen Schrifttums in Briefwechsel, so auch mit dem Göttinger Epigrammatiker Abraham Gotthelf Kästner. Einer der ungedruckten Briefe Kästners an den Herzog in dessen Nachlaß lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein interessantes Nachspiel zu Goethes 'Götz von Berlichingen':

[Ohne Ort und Datum]

„Ew. Durchlaucht

Urtheil über die Leiden des jungen Werthers erinnert mich an ein ander Werk eben des Verfassers; das Schauspiel: Götz von Berlichingen. Ich erhielt den Auftrag, es in unsern gelehrten Anzeigen zu erwähnen, und that es, so ehrenvoll als ich konnte.[1]) Freyheiten, die sich der Dichter mit der Geschichte genommen, mußte ich erinnern. Die größte ist, daß er Götzen in der Gefangenschaft sterben läßt und Götz ist ganz ruhig auf seinen Gütern gestorben. Ich dächte immer, der Dichter zeigte mehr Geschicklichkeit, wenn er mit der Wahrheit rühren kann, als wenn er durch so starke Abweichung von der Wahrheit wirken will. Und noch dazu fällt die Wirkung bey einer nicht alten, dagegen sehr bekannten Geschichte weg, wo man sich des Gegentheils erinnert.

Eine andre, weniger beträchtliche Abweichung ist, daß der Held auf dem Theater die rechte Hand verlohren hat. Ich bemerkte: in der Geschichte sey es die linke.

Meine Bemerkung befremdete einige Verehrer des Dichters, die vielleicht überhaupt fanden, daß ich nicht genug gepriesen hätte. Claudius, der damahls eine Zeitschrift unter dem Titel des Wandsbecker Boten schrieb, regte sich dagegen[2]) und in einer gelehrten Zeitung, die in Frankfurt am Mayn heraus kam, ward der Wiederspruch

[1]) Göttingische Anzeigen 6. Dez. 1773.

[2]) Wandsbecker Bothe Nr. 8, 14. Jan. 1774: 'Über die Frage: Welche Hand Götzens von Berlichingen eisern gewesen?'

mit Zusätzen verbreitet.[1]) Ich entwarf also etwas darüber, das ich in ein hiesiges Wochenblatt einrücken ließ, wovon ich einen Abdruck beylege.

Claudius affectirte im Wandsbecker Bothen Ausdruck und Denkungsart eines ehrlichen gemeinen Mannes. Gar zu schwer mag es ihm nicht geworden seyn, denn jemand, den er in Göttingen besucht hat ... ich erhielt diese Ehre nicht ... sagte mir: Er sähe aus wie ein leibhaftiger Bauer.

Der natürliche Verstand eines Bauers, auch in seiner unverfeinerten Art sich auszudrücken ist allemahl unterhaltend, aber eben deßwegen weil es Natur ist, und so glaube ich kann Nachahmung dieser Natur nicht gefallen als etwa auf eine kurze Zeit, durch das Unerwartete bey ihr. Mir fiel daher über den Wandsbecker Bothen ein:

Wie tumm kann sich der schlaue Bote stellen!
Das Urtheil soll dein Leser fällen;
Doch, weißt du was dein Leser spricht?
Wie schlau dünkt sich der tumme Bote nicht!"

Kästners Antwort auf den Aufsatz im 'Wandsbecker Bothen' blieb bisher der Forschung unbekannt und sei darum aus den 'Gemeinnützigen Abhandlungen' (Dreyzehntes Stück. Göttingen, den 2. April 1774) hier abgedruckt:

„Ob Götzen von Berlichingen die rechte Hand oder die linke ist abgeschossen worden?

Ich habe in der Recension des Schauspiels Götz v. Berlichingen in hiesigen gel. Anz. das letzte geäussert. Der Wandsbeckerbote hat mich in seinem gewöhnlichen Tone zurechte weisen wollen, den er für witzig hält, und der es auch bey Leuten von seinem Stande, mit denen ich nie viel Umgang gehabt habe, seyn mag.

Er verweiset mich auf die 78 und 79 S. von Götzens Lebenslaufe, und in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, N. XV; 1774, wo dieser Bothenwitz abgedruckt ist, wird versichert, ich habe mich durch Pistorius[2]) Note 2 S. verführen lassen.

Meinen Satz habe ich eben aus der Stelle in Götzens Leben gezogen, die hier wider mich angeführt wird.

Götz erzählt die Sache so: Ich hielt, sagt er „daß ich gern meinen Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sehe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt, und scheußt mir einer den Schwerdknopf mit einer Feldschlangen entzwey, daß mir das halbe Theil in Arm ging und drey Armschienen damit, und lag der

[1]) Frankfurter Gelehrte Anzeigen 22. Febr. 1774. Die „Zusätze" bestehen in einer Besprechung des Dramas aus der Feder Ch. H. Schmids.

[2]) d. h. Götzens eigene Lebensbeschreibung in der Ausgabe von Pistorius.

Schwerdknopf in Armschienen, daß man ihn nit sehen kunnt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht von Gaul herabgezogen hat, alldieweiln die Armschienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hatten, gieng noch ein wenig heraus, aber der Schwerdknopf lag, wie gemeldt, in Armschienen drinne, das andre Theil des Knopfes und die Stange am Schwerdheft hetten sich gebogen, war aber doch nit entzwey, daß ich gedenk, die Stangen und das andere Theil vom Knopf, hab mir zwischen dem Handschuh und dem Armzeug die Hand herabgeschlagen, also, daß der Arm hinten und vorne zerschmettert war, und wie ich so das siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter den Füssen, so thet ich eben als wäre mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von den Feinden hinweg zu meinen Haufen." So weit Götz.

Aus dieser Erzählung habe ich mir die Sache so vorgestellt.

Götz saß zu Pferde; wollte einen Spieß brechen, den hielt er also in der rechten Hand.

In der linken hatte er, so viel ich von der Reuterey verstehe, den Zaum, und wie er diese Linke am Leibe liegen hatte, so befand sich auswärts vor seinem linken Arme das Heft des Schwertes, das er noch in der Scheide steckend abgegürtet hatte.

So denke ich, hängt alles zusammen. Der Schuß that diese gewaltsame Würkung, weil der Arm nicht weichen konnte; Götz muß fest im Sattel gesessen haben, das bemerkt er selbst: Jetzo sitzt nicht jeder Gelehrte so fest, der den andern auszuheben unternimmt. Daß einer, dem der linke Arm zerschossen wird, den Spieß aus der rechten Hand fallen läßt, ist, glaube ich, sehr natürlich.

Nun fragt der Bote: In welcher Hand hielt wohl Götz das Schwert?

Freylich in der rechten, oder, wofern es, welches doch nicht glaublich ist, ein Schlachtschwert gewesen wäre, in beyden, wenn er es hielt. Aber Götz sagt nicht, daß er sein Schwert in der Hand gehalten habe; einen Spieß erwähnt er, den er brechen wollte und fallen ließ.

Also dient auf des Boten Frage die Gegenfrage: Wenn Götz nach des Boten Voraussetzung das Schwert in der Hand hielt, wo hatte er den Spieß?

Eine Möglichkeit diese Frage zu beantworten fiel mir ein, indem ich mir den Boten vorstellte, mit der Feder in der rechten Hand; wo thut er denn derweile seinen Spieß hin? Ja! den nimmt er die Quere ins Maul; vielleicht hätte es Götz so gemacht, wenn er Asmus gewesen wäre.

Wenn der Spieß gebrochen war, dann griff der Ritter zum Schwerte.

Das ist niemanden unbekannt, der nicht in Nachrichten von Tur=

niren, und selbst in Ritterromanen gänzlich unbelesen ist. Brauchte es einer Bestätigung, so stünde sie in Götzens Leben 68 S. Götz und ein Gegner warfen einander die Armbrüste an Hals, und mit den Klingen zusammen. Eben so 65 S. warf Götz sein Armbrust, und denn mit dem Schwerte rauß.

Wenn die Geschichte von des Boten Voraussetzung nur schwiege, nicht ihr widerspräche, so wäre es allemahl bey dieser Voraussetzung schwer zu begreifen, wie ein Schuß auf das Heft eines Schwertes, das in der rechten Hand gehalten wird — zum Hauen bereit, oder mit dem Gefäße an der rechten Hüfte ruhend, — alle die beschriebenen Würkungen zusammen hervorbringen könne. Doch hierüber kann ich, mutatis mutandis, mit Jenem beym Drollinger[1]) sagen:

> . . . Daran liegt mir nicht ein Haar
> Obs möglich oder nicht gewesen,
> Genug für mich, es ist nicht wahr.

Daß der Bote meinen Namen genannt hat, ob ich ihn gleich bey der Recension, weil es da nicht gewöhnlich ist, nicht unterzeichnet hatte, das gehört ohne Zweifel zu seiner Art witzig, oder wohl gar höflich zu seyn.

Da der Hr. Verfasser des Schauspiels sich grössere Freyheiten mit der Geschichte herausgenommen hat, so kann es ihm sehr gleichgültig seyn, was von der Hand wahr ist. Daß er die Hände sollte verwechselt haben, ist manchen Kunstrichtern wohl nur deswegen so befremdend, weil sie Götzen aus dem Schauspiele zuerst kennen lernten. Ich habe ihn vor etwas mehr als vierzig Jahren gekannt. In den Noten fand ich schon damals, ausser dem wenigen, das weil es ganz zur unbekanntern Specialhistorie gehört, unterrichtend ist, häufig mit den Haaren herbeygezogene triviale Gelehrsamkeit und alltägliche Moral. Also gehörte ich nicht recht unter die jungen Leute, für welche diese Noten nach dem Berichte der Vorrede gemacht sind. Lehrreicher sind sie jezo für den Herrn Recensenten, der sie so fleißig studiert hat, daß er aus ihnen die Entdeckung gemacht hat, woher ich meinem Gedanken von G. linker Hand habe, und, damit man nicht etwa diese scharfsinnige Entdeckung dem Wandsbeckerboten zuschreibe, sich dabey mit seinem Recensententitel unterzeichnet hat. Ich bin ihm verbunden, daß er mich auf diese Note geführt hat, der ich würklich mich nicht mehr erinnerte. Denn obgleich der Notenmacher weder ein schöner Geist noch ein grosser Gelehrter gewesen ist, so hat er doch seinen Autor aufmerksam, und mit gemeinem Menschenverstande gelesen. Und so ist sein Beyfall mir allemahl wichtiger, als der Widerspruch witzig seyn wollender Flüchtigkeit.

Uebrigens, ist doch wohl an der ganzen Frage nichts gelegen? Wer so denket, der sagt seine Meynung, und läßt jeden andern die seinige

[1]) Karl Friedrich Drollinger (1688 1742).

auch sagen, ohne mit ihm darüber zu streiten. Wer aber die Gegenmeynung bestreitet, der setzt doch zum voraus, daß eine Untersuchung nicht ganz unnütz sey. Und da gehört sichs Gründe vorzubringen, nicht, Possen zu reissen.

A. G. Kästner."

Wenn, wie Fritz Winter in der 'Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte' 4 (1891), 514 ff. wahrscheinlich macht, nicht Claudius, sondern Goethe selbst der Verfasser des Aufsatzes im 'Wandsbecker Bothen' ist[1]), so entbehren die Ausfälle Kästners gegen Claudius in dem obigen Schreiben an den Herzog von Braunschweig und seine Antwort nicht des pikanten Beigeschmacks. Ob Goethe den zweiten Artikel Kästners je kennengelernt hat, ist nicht festzustellen.

[1]) Die Weimarer Ausgabe bringt den Aufsatz in den Lesarten der Werke 38, 399 f. Der Herausgeber fügt hinzu (S. 398): „Freilich müßte man, um die Abweichungen des Stils von seiner [Goethes] sonstigen Schreibart in dieser Zeit zu begründen, eine bewußte Annäherung an die polternde Art des Boten annehmen."

# Die Entsühnung des Orest in Goethes 'Iphigenie auf Tauris',

## unter Berücksichtigung einer Entwicklung in des Dichters Auffassung von der 1. zur 4. Gestalt der Dichtung

Von Pedro Warncke (Schwerin)

Die 'Taurische Iphigenie' des Euripides ist zwar die Hauptquelle von Goethes Dichtung, doch ist diese eine völlige Neuschöpfung: das Hohelied reiner Menschlichkeit, die Verherrlichung der menschen- und völkerverbindenden Idee edler Humanität durch Darstellung der segenbringenden Einwirkungen einer weiblichen Idealgestalt von edler Einfalt und stiller Größe auf ihre Umgebung.

Dieser Einfluß reiner Weiblichkeit bei der Heilung des Orest in dem „Bruchstück aus der großen Konfession" Goethes wird noch heute vielfach verkannt. Darum sei hier auf die vielumstrittene Frage nach der Entsühnung des Orest aufs neue eingegangen. Seine Heilung bildet ja die „Achse" einer Dichtung, die Goethe als „süße Bürde" und zugleich als „Schmerzenskind" acht Jahre mit sich herumgetragen hat. Sie muß im Lichte Goethescher Lebenserfahrung und Lebensanschauung betrachtet werden, wie sie in jenem so wichtigen Zeitabschnitt sich darstellt, der mit Goethes Eintritt in Weimar beginnt und mit der italienischen Reise einen gewissen Abschluß findet (vgl. Georg Kanzow: 'Über die Entsühnung des Orestes in Goethes Iphigenie auf Tauris'. Programm des Stadtgymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1887 S. 6f.).

Albert Köster scheint mir recht zu urteilen, wenn er in der Jubil.-Ausgabe von 'Goethes Sämtl. Werken' 12, VIII meint: „Man hat über die Heilung des Orest viele Erörterungen geführt, selbst über das hinaus, was der Dichter mutmaßlich hat sagen wollen. Um nur die äußersten Extreme zu berühren, so hat man auf der einen Seite die übersinnlichsten Lehren des Christentums, Probleme vom stellvertretenden Leiden in dem Schicksal der Agamemnonskinder finden, und auf der andern Seite die Krankheit und Genesung des Orest Symptom für Symptom mit der Methode des Nervenarztes aufspüren wollen. Mit alledem trägt man etwas Fremdes in die

Dichtung hinein. Goethe hat offenbar, ohne zu grübeln, mehr ahnend als erkennend, nur das verkörpern wollen, was er an sich selbst erfahren hatte: eigne seelische Erlebnisse, die bei ihm sich über Jahre erstreckten, hat er bei Orest in einem einzigen Moment symbolisch verdichtet."

Aber Goethe hat die Prosa-'Iphigenie' vom Jahre 1779 selbst mehr Entwurf als Ausführung genannt. Wie sie erst in Italien zu dem ewigen Kunstwerk geworden ist, was sie hier gewonnen hat durch Ergänzungen, Einschiebungen, Änderungen für die Ausgestaltung der Charaktere und die sprachliche und rhythmische Vollendung, wird ein schon in schulmäßigen Grundzügen lehr- und genußreicher Vergleich erkennen lassen. In der Prosaausgabe tritt offenbar mehr der humanistische Standpunkt hervor, in der vierten Gestalt der religiös-christliche: Frau von Stein als Vorbild der Iphigenie in der ersten Ausgabe ist in der vierten der heiligen Agathe gewichen (vgl. 'Italienische Reise' unter: Bologna, 19. Oktober abends 1786). Goethes sittlich-religiöse Wandlung von 1776 bis 1787 offenbart sich also nicht nur in seinen Gedichten, sondern auch in der Gestaltung der Iphigenie. Der Dichter selbst ist in der Prosabearbeitung der 'Iphigenie' ein anderer als in der Fassung, wie sie in Italien entstand. Ich erinnere an Goethes Ausspruch ('Italien. Reise' unter: Neapel, 2. März 1787): „Mich freut, daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der 'Iphigenie' euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterschied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß, was ich daran getan habe, und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude ist, das Gute zu genießen, so ist es eine größere, das Bessere zu empfinden; und in der Kunst ist das Beste gut genug."

Die Vertiefung der Charaktere, besonders der Iphigenie und des Thoas, aber auch des Orest und Pylades in der vierten Gestalt der Dichtung haben schon Adolf Stahr ('Goethes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt,' Oldenburg 1839, S. 42/6) und Heinrich Düntzer ('Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie', Stuttgart und Tübingen 1854, S. 232/46) hervorgehoben. So wird einigermaßen der Gegensatz der Erklärer verständlich, die in der Frage nach der Entsühnung des Orest teils den humanistischen, teils den religiös-christlichen Standpunkt vertreten. Jakob Bächtolds Ausgabe der Goetheschen 'Iphigenie' in vierfacher Gestalt (Freiburg i. B. 1888 ²) sollte das Handexemplar wenigstens des Lehrers im Unterricht sein.

Karl Hoyer sagt in seiner Schrift 'Zur Einführung in die Goetheliteratur' (Gelsenkirchen 1904, S. 20): „Zwei Parteien stehen sich unter den Auslegern gegenüber. Während die einen die Heilung aus christlich-moderner Anschauung heraus erklärt wissen wollen und sie mehr oder minder übereinstimmend als das Werk der göttlichen

Gnade hinstellen, die dem reuigen Orest durch die Vermittlung der reinen, schuldlosen Schwester zuteil werde, weisen die andern eine solche „Christianisierung" des Dramas mit Entschiedenheit zurück, indem sie sich dabei auf Goethe selbst berufen, der 1827 in ein dem Schauspieler Krüger gewidmetes Exemplar der 'Iphigenie' jene Worte schrieb:

> Alle menschliche Gebrechen
> Sühnet reine Menschlichkeit."

Aber die reine Menschlichkeit, die Goethe im Sinn hat, steht nicht im Gegensatz zum Geiste des Christentums, sondern erwächst gerade erst auf diesem Boden.

Frick ('Aus deutschen Lesebüchern' 5[I], 415) erinnert, die so vielfach vertretene Auffassung, daß die „reine Menschlichkeit" Iphigeniens allein schon imstande gewesen sei, wie durch eine magische Kraft Gebrechen zu sühnen, eine Schuld hinwegzutilgen und schließlich ein ganzes Haus zu entsühnen, finde in der Dichtung selbst keinen Anhalt und sei bei näherer Prüfung eine gedankenlose Phrase. Auch Heinzelmann ('Goethes Iphigenie', Erfurt 1895, S. 31) betont: Das Schauspiel ist keine Verherrlichung schöner Menschlichkeit im bloß sittlichen Sinne, sondern durch und durch religiös. Der Glaube Iphigeniens aber, aus dem ihre Liebe und Herzensreinheit quillt, in dem sie wurzelt und kraft dessen sie Werkzeug und Gefäß des Wirkens der Gottheit wird zur Erfüllung ihrer Heilszwecke, ... ist in erster Linie „die gewisse Zuversicht" im biblisch-evangelischen Sinne, etwas Innerliches, das zugleich die Quelle höchster Kraft ist, nämlich das unbedingte kindliche Vertrauen, welches zugleich höchste Gewißheit ist.

Aber allerdings, dieser reife christlich-religiöse Geist kommt erst in der vollendeten Gestalt der 'Iphigenie' zur Geltung. Auch jene „gedankenvolle Stelle von rührender Erhabenheit und historischer Kraft", in der Arkas (Aufzug IV Auftritt 2) das Werk der Menschenveredelung im Barbarenlande durch Iphigenie rühmt, jene Stelle, die an die Grund- uud Heilswahrheiten des Christentums erinnert, von der Erlösung durch die „Milde, die herab in menschlicher Gestalt vom Himmel kommt und sich ihr Reich baut", ist ja erst in Italien hinzugefügt.

---

# Goethes Iphigenie als weibliche Gegengestalt zu Wagners Parsifal

Von Johannes Tiedge (Köln-Mülheim)

Mitleid und Reinheit, diese Eigenschaften Parsifals, betrachten wir so gern als den schönsten Schmuck der Frauenseele. Und so finden wir denn auch in unsrer Literatur schon vor Parsifal eine weibliche Gestalt, die die ideale Verkörperung der beiden Eigenschaften ist, nämlich Goethes Iphigenie. Diese Frauengestalt ist nicht lediglich eine Schöpfung dichterischer Phantasie und Neugestaltung aus antikem Stoffe, sondern sie hat ein lebendiges Urbild, das für Goethes Läuterung die höchste Bedeutung hatte: Charlotte von Stein.

Wenn in der Szene, in der Orest durch die Schwester geheilt wird, und die Goethe selbst „die Achse des Stückes" genannt hat, Iphigenie die herrlichen Worte spricht:

> O laß den reinen Hauch der Liebe dir
> Die Glut des Busens leise wehend kühlen.

und:

> Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
> Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?

wenn sie den Bruder mahnt:

> Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
> Nicht unbesonnene, strafbare Lust!

wenn Orest zu ihr sagt: „Du siehst mich mit Erbarmen an", so lassen diese Worte Mitleid und Reinheit als Iphigeniens Eigenschaften klar erkennen.

Wie in Wagners 'Parsifal', so ist auch in Goethes 'Iphigenie' die Wirkungskraft dieser Eigenschaften gewaltig. Ich will zum Beweise wieder nur auf die Szenen hinweisen, die uns die Heilung des Orest schildern. Daß sie, die reine Schwester und Priesterin, nicht vor dem Fluchbeladenen, dem Muttermörder, zurückschaudert, sondern ihm innigstes Mitleid entgegenbringt, gibt Orest doch den Glauben, daß seine Tat Vergebung und Sühne finden kann.

Zwar scheint alles Bemühen Iphigeniens, das Licht neuer Hoffnung in seiner verdüsterten Seele zu entzünden, zunächst vergeblich

zu sein. Er traut ihren liebevollen Worten nicht. Er vermutet, daß die Priesterin, um den Fluch des schuldbeladenen Geschlechtes zu vollenden, von den Göttern dazu bestimmt sei, den eigenen Bruder am Altar zu schlachten. Ein neuer, furchtbarer Wahnsinnsanfall packt ihn.

Aber diese Darstellung des Dichters ist gerade psychologisch sehr richtig. Ich darf wohl an die Heilungen der Besessenen durch Christus erinnern. Mehrfach wird uns in den Evangelien erzählt, daß diese Geisteskranken noch einen Anfall von Tobsucht hatten, ehe die Heilung sich vollzog. Sie, die seelisch Unreinen und Kranken, fürchteten zunächst den seelisch Reinen und Starken. Erst allmählich beruhigten sie sich unter der Einwirkung seiner liebevollen und starken Seele und fanden Glauben an ihre seelische Gesundung.

Das letzte Aufbäumen der Krankheit in solchen Geisteskranken kann man wohl mit der Krisis einer körperlichen Krankheit vergleichen, in der auch die kranken und die gesunden Säfte gleichsam einen letzten, furchtbaren Kampf miteinander führen, bis sich entscheidet, welche den Sieg davontragen.

Wie die Kunst des Arztes den gesunden Kräften des Körpers zum Siege verhilft, so hat auch die starke und reine Seele der Iphigenie den Sieg über die kranke Seele des Bruders gewonnen. Sein neuer Glaube, daß Liebe und Reinheit alles Böse sühnen, alle Feindschaft vernichten können, kommt in seiner Tartarusvision, in der er seine Ahnen, die sich im Leben in vernichtendem Hasse bekämpft haben, im Jenseits friedlich vereint sieht, in der er der Verzeihung seiner Mutter gewiß ist, zum ergreifenden Ausdruck.

Daß Orest die Überzeugung hat, Iphigenien seine Heilung zu verdanken, ersehen wir aus den Worten, mit denen er sie in der folgenden Szene als Genesener begrüßt:

Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!

Wie Parsifal den Fluch vom königlichen Gralsgeschlechte nimmt, so Iphigenie von ihrem eigenen königlichen Geschlechte.

Wie Orest sich in seinem letzten Wahnsinnsanfalle den Tod wünscht von der Hand der eigenen Schwester und dann durch die Wirkung ihrer Liebe und Reinheit und nicht durch das äußere Mittel physischer Vernichtung befreit wird, so wird Amfortas, als er sich in einem letzten Anfall furchtbarster Verzweiflung von seinen Gralsbrüdern den Tod wünscht, von Parsifal, dem Reinen und Mitleidigen, innerlich geheilt und entsühnt. Nicht das vernichtende Schwert, sondern der heilende Speer, das Symbol der Reinheit, befreit ihn von seinem Leiden.

Wie Parsifal einen inneren Kampf um seine Reinheit bestehen muß, so auch Iphigenie, wenn es auch in den beiden Fällen eine verschiedene Art der Reinheit ist. Aber Reinheit ist eben die Selbst=

losigkeit jeder Art, die Fähigkeit, sich von der Selbstsucht, die immer die Quelle des Bösen ist, frei zu machen.

Wie Orest durch Iphigenie, die Liebevolle und Reine, wieder an die Verzeihung und Güte der Gottheit zu glauben lernt, so Amfortas durch Parsifal, den Mitleidigen und Reinen.

Diese wunderbare Einwirkung eines edlen, vorbildlichen Menschen ist auch der Grundgedanke des herrlichen Goetheschen Gedichtes 'Das Göttliche'. Wenn der Dichter in der letzten Strophe sagt: „Der edle Mensch sei hülfreich und gut", so ist „hülfreich" gleichbedeutend mit „mitleidig", dieses Wort besonders in seiner Betätigung verstanden, und „gut" ist gleichbedeutend mit „rein", denn nur der ist gut, der rein ist, der sich freigemacht hat von der Selbstsucht. In diesen beiden Eigenschaften erblickt also Goethe das wahrhafte Edeltum des Menschen, und der Grundgedanke des Gedichtes ist, daß das Vorbild eines Menschen, der die beiden Eigenschaften betätigt, uns das Göttliche ahnen und glauben lehre.

Iphigenie und Parsifal, diesen beiden hehren Gestalten deutscher Poesie, möchte ich als dritte Schillers Jungfrau von Orleans zur Seite stellen. Wie Richard Wagner sie bewundert hat, ist aus seinen Schriften ersichtlich. Es bedarf wohl keines näheren Beweises, daß Mitleid und Reinheit die Eigenschaften auch dieser herrlichen Gestalt deutscher Dichtung sind. Auch die Jungfrau von Orleans kämpft den menschlichen Kampf um ihre Reinheit und siegt.

Iphigenie, die Jungfrau von Orleans, Parsifal — diese drei Gestalten lehren uns, daß die drei größten deutschen Dichter von dem gleichen Ideal höchsten Menschentums erfüllt waren.

# Der Ausgang des 'Tasso'

Von Gustav Roethe (Berlin) [1])

Als ich vor langen Jahren auf Bielschowskys Wunsch die Korrekturbogen seiner erfolgreichen Goethe-Biographie mitlas, da war es vor allem eine Stelle, die ich, meist gern und duldsam folgend, von vornherein lebhaft beanstandete. Und das war das 'Tasso'-Kapitel, dessen optimistische Haltung mir wie ein Unrecht gegen Goethes tiefste tragische Schöpfung erschien. Denn in diesem Lichte habe ich den 'Tasso' immer gesehen, und sie tat mir weh, die harmlose Gutgläubigkeit des trefflichen Goethe-Biographen, die auch in diesem verzweifelten Falle an das Heilkraut der Selbstbesinnung und Selbstbeschränkung glaubte. Köster hat mir in der Einleitung der Jubiläumsausgabe ganz aus der Seele gesprochen, wenn er schonungs- und hoffnungsloses Ende feststellt. Aber er ist nicht durchgedrungen. Das Bild der Tragödie, das ich bei der Goethe-Versammlung des Jahres 1914 (Jahrb. d. Goethe-Ges. 1, 165 f. 158) in größerem Zusammenhange skizzierte, hat Paul Schlenthers freundschaftlichen Widerspruch erfahren, und bei den 'Tasso'-Aufführungen, die ich in Berlin, Frankfurt a. M. und jüngst noch in Weimar erlebt habe, war das Versagen des Schlusses um so peinlicher, je besser es moderner Schauspielkunst gelingt, dem zweiten und selbst dem vierten Akt große und tiefe Wirkungen zu entlocken. Ob und wie Goethe an der Weimarer Bühne über die Klippe hinwegkam, weiß ich nicht; er nennt das Werk „theaterscheu“ (an Friederike Bethmann 17. Dez. 1811); aber wenn ich lese, daß die authentische Leipziger Aufführung 1807 die frohesten Gefühle hinterließ, weil man sich sagte: „Tasso erkennt, der Mensch müsse nicht bloß phantasieren, sondern auch handeln“ (Jahrb. d. Goethe-Ges. 4, 140), so taucht der Verdacht auf, daß hier der Theaterdirektor über den Dichter triumphiert hat. Goethe ließ ja auf der Weimarer Bühne manches Verwunderliche geschehen, man denke nur an Schillers Bühnenbearbeitung des 'Egmont'.

---

[1]) Der folgende Aufsatz wurde auf Wunsch des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft aus der Festgabe für Julius Wahle: 'Funde und Forschungen' (Insel-Verlag, Leipzig 1921) S. 92/109 abgedruckt.

Immer noch behauptet die Auffassung den Platz, daß die Schlußszene des 'Tasso' Genesung bedeute, vielleicht unter schmerzlichen Opfern. Auf die an den Schulen übliche Auffassung übt immer noch Franz Kern den stärksten Einfluß, für den Tassos Verzweiflung ihm „das wertvollste Gut, das Herz des treuesten und einsichtsvollsten Beraters gewinnt, der ihm eine bessere Stütze sein wird als alle Prinzessinnen und Gräfinnen der Welt" (Kern: 'Tasso' S. 11), für den Tasso „am Schluß des Dramas auf dem Wege zum Glück ist" (Kerns Ausgabe S. 32) Steinweg ('Goethes Seelendramen', 1912, S. 66), der die Prinzessin für das tragische Opfer hält, bekommt es fertig, uns dahin zu beruhigen, daß Tasso an der Hand Antonios, seines neu gewonnenen erfahrenen Freundes, der Vollendung entgegenschreiten werde. Aber auch Rueffs sehr viel tiefer dringende 'Tasso'-Studie ('Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Tasso', 1910, S. 26) findet in dem Ausgang einen „rapiden Reifeprozeß", und Metz (Preuß. Jahrb. 122, 307), der die künstlerische, auch theatralische Unmöglichkeit dieses „guten Endes" anerkennt, sucht es wenigstens als „Symbol" zu retten. Wir müßten also in der versöhnenden, hoffnungsvollen Schlußstimmung den Ausdruck des typischen Vorgangs sehen, einer durch die tragische Katastrophe herbeigeführten Katharsis, die der im Dichter selbst vollzogenen Bindung von Dichter und Staatsmann entspreche: daß sie in dem besonderen Falle nicht überzeuge, räumen feiner Fühlende ein. Aber wie verträgt sich jene halbe Lösung mit Goethes unmittelbar nach der Vollendung ausgesprochener Überzeugung, daß in seinem 'Tasso' eine besonders „consequente Composition" vorliege (an Herder 10. Aug. 1789)? Das sind doch alles Verlegenheitsauswege, durch die 'Tasso' obendrein aufhörte, Tragödie zu sein.

Das „Trauerspiel" wird aber zweimal bezeugt, nicht ganz sicher am 11. Sept. 1780 (an Frau v. Stein), also für die erste Phase; ganz unzweideutig am 17. April 1789 (Briefe 18, 37, 9), wo dem Mannheimer Professor Anton v. Klein von einer „Tragödie" erzählt wird, die „die schönsten Lebensmomente und die ergreifendsten Schicksalsspiele des herrlichen Torquato Tasso zusammen zu fassen" sich bestrebe.[1]) In die Werke ist das Drama dann als „Schauspiel" übergegangen; eine indifferente Bezeichnung, die leichter wiegt als jene zwei Briefstellen.

Meinen sie aber beide den gleichen tragischen Ausgang? Das ist nicht wahrscheinlich, mindestens nicht nötig.

Der „erfindende Tag" für den 'Tasso' war der 30. März 1780. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß der 'Tasso'-Plan erst an diesem Tage gefaßt wurde. Er könnte viel älter sein. Durch die 'Iris' von 1774, die der Mitarbeiter des nächsten Jahrgangs natürlich kannte, und die Wilhelm Heinses 'Leben des Torquato Tasso' enthielt, war

---

[1]) [Ob dieser Brief echt? vgl. 'Goethe über s. Dichtungen' 6, 311. — Anm. d. H.]

er auf das Dichterleiden des italienischen Poeten aufmerksam geworden. Das Problem des Dichters am Hofe lag für ihn in Frankfurt besonders nahe, als die Frage immer dringender wurde, ob er der weimarischen Einladung folgen solle. Ob der dramatische Plan nicht schon in der Heimat keimte? Ein Zeugnis haben wir freilich nicht. Daß Goethe den Tasso mit den Frankfurter Gestalten des Egmont und Werther in Einem Atem als einen der Helden nennt, denen „unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten aufflickt" (an Frau v. Sein 6. April 1782), gibt uns freilich einen Wink: aber zu straffer chronologischer Folgerung reicht das nicht, und auch die vielen Beziehungen zum 'Werther', die Castle (Zs. f. österr. Gymn. 58, 97 ff.) gesammelt hat, sind um so zweifelhafter, da auch 'Lila' und der 'Triumph der Empfindsamkeit', also weimarische Nachzügler der Werther-Stimmung, manche Parallelen darbieten; auch hat Goethe den 'Werther' April 1780, also grade in den Präludien der 'Tasso'-Arbeit, wieder einmal zur Hand genommen.

Wenn ich geneigt bin, die erste 'Tasso'-Konzeption näher an die 'Iris' von 1774 heranzurücken, so geschieht das vor allem darum, weil mir der Weimarer Hof nicht ohne weiteres der rechte Boden für diese Stoffwahl scheint. Karl August war alles eher als der Renaissancedespot, den Alphons bei Heinse spielt, und von dem immerhin, wenn auch unendlich gemildert und gehoben, dies und das in Goethes Alphons nachklingt. Und Heinses Prinzessin ist ein ganz anderer Frauentypus als Frau v. Stein: Heinses Leonora von Este ist sehr jung, reizend, unerfahren, hatte das Herz voll Zärtlichkeit und eine Seele, deren Schönheit ein Lichtstrahl des Himmels war; ihr dankte er die größten Reize seiner Armida; sie übt unschuldige Zaubereien, verstattet kleine unschuldige Freiheiten und ist die Schöpferin alles des Guten, was wir von ihm haben; „sie war der Hauptgegenstand in seinem Leben, den Geist und Herz in ihm in eine Masse von Feuer zerronnen in dem höchsten Grad empfunden haben, in dem ein Wesen empfinden kann" (Heinse: Sämtl. Werke III 1, 239). Diese Prinzessin tropfte keine Mäßigung dem heißen Blute; sie konnte den Dichter eher an Lili und ihren Hof mahnen. Und die Gefahren des Hofes, die dem 'Tasso'-Thema zugrunde lagen, wurden durch die Aussicht auf Weimar dem Dichter näher gebracht ('Dichtung und Wahrheit' III 15); Weimar selbst dagegen widerlegte sie eher.

Gab es einen solchen vorweimarischen 'Tasso'-Plan, von dem vielleicht keine Zeile niedergeschrieben ward, so enthielt er gewiß den Renaissancesultan, der den Nachruhm sichernden Dichter egoistisch festhielt, aber jede Neigung des Poeten zur Prinzessin als Verrücktheit ansah. Die Prinzessin war eine heiß Liebende und heiß Geliebte: der trennende Rang und Stand wird hier das entscheidende Motiv der Liebestragödie gewesen sein. Der Held vereinigte auch hier mit der genialen Begabung starke menschliche Fehler; er „träumte Gift und

Dolch" (Heinse: Sämtl. Werke III 1, 248) gerade wie, fast wörtlich, bei Goethe V. 2948. Aber im ganzen war das Mißtrauen, das der Heinsesche Tasso zeigt, ihm durch die Wirklichkeit aufgenötigt und wohlbegründet. Sein Gedicht wird ihm wirklich unfertig entwendet und unreif veröffentlicht (Heinse III 1, 240), was sich Goethes Tasso (V. 3323) nur einbildet. Heinses Held hat einen Scheinfreund, der ihn durch Verrat an seiner Liebe zum verbotenen Duell zwingt; er hat einen sehr einflußreichen Feind, der in sein Zimmer eindringt und dort alles durcheinander wirft, der ihn dem Herzog verdächtig macht und ihm die Gefangenschaft im Annenspital zuzieht. Einer dieser Gegenspieler wird schon im Anfangsplane Tassos Albert oder Alba gespielt haben, bösartiger und intriganter als später Antonio. Auch die zweite Leonore war gewiß vorhanden, vielleicht verschmolzen mit der Verführerin, die bei Heinse (S. 257. 238) den Dichter seiner platonisch-idealen Liebe abwendig machen sollte. Im Hintergrunde dann der überwältigende Erfolg und Weltruf des Epos, der dem Dichter wohl den Mut schwellen durfte zu kühnen Hoffnungen. Goethes spätere Gestalten hatten also schon im Anfangsplan durchweg Gegenbilder, aber alle doch wesentlich anders: der Herzog eitler Tyrann, die Prinzessin jugendlich, hinreißend, voll warmer Liebe, der Held ohne die pathologischen Züge, der Feind weit aktiver und schädlicher als Antonio. So ergab sich eine erregende äußere Handlung, in der Duell und Arrest mitspielt, aber beides ernsthafter als jetzt bei Goethe; im Mittelpunkt eine große, erwiderte, enthusiastisch-leidenschaftliche Liebe, die an den äußeren Verhältnissen zerschellte und den Dichter schließlich wohl zur Flucht zwang, aber so, daß unser Herz ganz auf seiner Seite bleiben sollte gegenüber den kalten Höflingen und Konventionen. Ob Exil, Gefangenschaft, Wahnsinn, Selbstmord oder ein anderer Tod am Ende stand? Gleichviel: der äußere Sieg der Neider verkümmerte nicht den Triumph des großen Dichters über die niedrigen Alltagsseelen. Aber die Tragik des Dichterlebens, die bei Heinse (S. 231) Tassos Vater dem Sohn vorherkündet, wie Goethes Vater den Sohn vor Weimar warnte, das unstet Heimatlose des Genius (Heinse S. 247) fehlte auch in diesen Anfängen schwerlich. Daß Tasso das Unmögliche von sich fordert, alles fassen, alles halten, die letzten Enden aller Dinge vereinigen will (V. 2127 bis 36), stimmt ganz zu dem Titanenstolz des Faust von 1775. Im Grunde gab ihm sein Dichter Recht: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt." „In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre": das bleibt Goethische Überzeugung. Werther ging an seiner großen Liebe zugrunde, weil er, der liebevoll mit Natur und Kunst spielende Dilettant, ihr in keiner Meisterschaft ein Gegengewicht zu bieten wußte; bei dem Dichter Tasso lag das wesentlich anders; das Scheitern des schaffenden Künstlers im Leben ist oft zugleich ein Sieg seiner Kunst.

Von einer solchen Frankfurter Vorstufe hob sich schon der erste Weimarer 'Tasso' von 1780 und 1781 in vielem ab. Die Prinzessin wurde Bezähmerin, wie die edlen Weimarer Damen, die jetzt maßgebend hereinspielen: die Schranken einer erlaubten Liebe wurden aufgerichtet. Die Hofluft und ihre Sprache gewannen an Sympathie. Antonioartige Gegenspieler waren Goethe schon begegnet, aber der weimarische Alphons hielt unbedingt zum Freunde; das drängte den Konflikt nach innen. Ich möchte doch an der alten Vermutung festhalten: Goethe habe in Lenz und seinem Weimarer Geschick von 1776 ein Gegenbild ehemaliger eigner Überspannungen empfunden, und das machte ihn produktiv; gerade in Lenz stellte sich ihm erschreckend die ungebändigte Übermacht der Einbildungskraft dar, die von der wirklichen Welt weit in eine Traumwelt abrückte und Unrecht bekommen mußte. Es ist kein Zufall, daß der Brief an Frau v. Stein vom 25. März 1781 (Briefe 5, 94, 16 f.) Lenz und Tasso eng zusammenrückt. Ein „Triumph der Empfindsamkeit" war natürlich nicht mehr möglich. Doch hatte das enthusiastische Dichtertum des Helden noch keine wetteifernde Kontrastgestalt aus anderer Lebenssphäre sich gegenüber; der Gegner entbehrte noch des eignen Gewichts. Die Ausbrüche reinen und tiefen Glücksgefühls, die in Briefen und Tagebüchern damals zutage treten, beweisen immer noch den positiven Enthusiasmus, mit dem der Dichter seinen Helden gestaltete. Rueff kann Recht haben, wenn er den Monolog II 2 nach Inhalt und Stimmung dieser ersten Weimarer Phase zuweist; aber schon die Dichterliebe, die V. 205 ff. (I 1) schildern, fügt sich mir besser in die letzte Wandlung, und die herrlichen Verse der Prinzessin V. 1024 (II 1), diese ergreifende Selbstbuße des Dichters, sind sicher erst aus den bittern Tagen im Sommer 1789 erwachsen, da er sich, nicht ohne Schmerz- und Schuldgefühl, von der Geliebten seiner voritalienischen Zeit loslöst. Versuche, aus dem erhaltenen 'Tasso' Stücke des Ur-'Tasso' herauszuschälen, sind bisher nicht gelungen. Für die Gottesgabe, in nachklingende Lieder das zu fassen, was in seiner Seele immer vorging (V. 3433), hat der Dichter damals schon den Göttern gedankt (an Frau v. Stein, undatiert, Briefe 7, 270, 11). Aber ob auch der erste 'Tasso' in diesen Trost ausklingen sollte, ist doch mehr als zweifelhaft. Stand der Schluß des voritalischen Dramas überhaupt schon fest, so sollte er gewiß an äußerer Tragik reicher sein als die endgültig „umgedachte" Form, und er war, so weichlich nebelhaft der alte Text dem italienischen Goethe erschien, doch bestimmter gehalten als die zweifelweckende Frage, in die der 'Tasso' jetzt mündet.

Die große Frage, die dem Leser die Antwort überläßt und denn auch die verschiedensten Antworten geerntet hat, erfreut sich heute einer modischen Sympathie: man erinnert gerne an Ibsen und Strindberg und ihre Nachfolger. Die Methode, den Zuschauer und Leser durch solche Frage zur leidenschaftlichen Mitarbeit heranzu-

zwingen, hat ihre Vorzüge, wenn auch kaum in Goethes Sinne, der derartig erregende Wirkungen seiner Dichtung freundlich abzuwehren geneigt war. Und es wird immer verwerflich sein, wenn der Künstler dem Publikum die Antwort nicht nur zu überlassen scheint, sondern wirklich überläßt. Daran ist im Stil des 'Tasso' nicht zu denken. Goethe selbst wußte die notwendige Antwort und hat ihre Voraussetzungen dem Leser in die Hand gegeben.

Auch ein andres Goethisches Trauerspiel schließt mit der milden versöhnlichen Frage. Freilich der erste Teil einer Trilogie oder Dilogie, deren Fortsetzung ausdrücklicher geantwortet hätte. Aber wir müssen die 'Natürliche Tochter' trotz allen weiterführenden Plänen doch als ein in sich abgeschlossenes Drama ansehen. Sie steht außerdem dem 'Tasso' nicht nur zeitlich nahe. Ihr Versbau rückt enger an ihn heran, als er an die 'Iphigenie'. Eine merkwürdige technische Übereinstimmung bedeutet der dritte Akt, in dem die Hauptgestalt von der Bühne verschwindet; bleibt sie im 'Tasso' trotzdem unbedingt herrschend, so kann man das von Eugenie nicht einmal sagen: die gährenden Mächte der unheilschwangeren Zeit fangen dort schon an, das Einzelschicksal herabzudrücken. Und der Schluß des Ganzen ist eine Frage, die um so mehr an 'Tasso' gemahnt, als es sich auch hier um die Wahrung der gesellschaftlichen Distanz handelt, die Tasso zu seinem Unheil in einem überspannten Augenblick vergißt. Eugenien gibt nur die Scheinehe mit dem Gerichtsrat die Möglichkeit, im Vaterlande zu bleiben, das sie um so weniger verlassen will, je sicherer ihm die Katastrophe droht. Wir scheiden mit der Frage: wird die Scheinehe zur echten Ehe werden, und Eugenie damit ihr Glück und ihre Lebensaufgabe in der mittleren Sphäre finden, zu der ihr verhängnisvoll hochgespanntes Fürstengefühl zunächst noch in hartem Gegensatz steht? Wir wissen aus den Andeutungen der Schemata, daß eine Annäherung der Gatten durch die Revolution zersprengt werden sollte. Eugenie sollte dem Königtum in mutiger Leidenschaft treu bleiben, mitkämpfend bis zum Untergang. Diese Treue, dies Festhalten der Distanz ist ein moralischer Sieg der Herzogstochter und Königsnichte: nur durch ihn bleibt sie berufen, dem Monarchen in der Schicksalsstunde zur Seite zu treten. Die Antwort auf die Schlußfrage der 'Natürlichen Tochter' lautet also: nein.

Auch im 'Tasso' ist nur die negative Entscheidung möglich. Freundschaft und Entsagung wird ihn so wenig retten, wie Eugenien Eheglück und Entsagung beschieden ist. Die Frage geht in beiden Fällen nur auf die Helden: für die Prinzessin und für den Gerichtsrat besteht keine Frage, noch weniger für Antonio. Im Gegensatz zu 'Iphigenie' teilt 'Tasso' auch das absolute Dominieren der Hauptgestalt mit der 'Natürlichen Tochter', und 'Tasso' ersteigt den Gipfel. Goethe war sich noch 1811 bewußt, daß unter allen Rollen, die er geschrieben habe, der „Tasso am meisten ausgeführt" sei (an Friederike

Bethmann 17. Dez. 1811). Er beherrscht das Interesse ausschließlich. Auf ihm ruhen alle Blicke oder Gedanken, ob er zugegen ist oder nicht: auch die Prinzessin und Antonio sind lediglich Ergänzungs- oder Kontrastgestalten, in denen er sich wiederum spiegelt. Dies Verfahren gehört zum Wesen der „consequenten Composition", die sich niemals von ihrem Helden ablenken läßt. Nur Kleists 'Penthesilea' verträgt den Vergleich mit dieser dramatischen Konsequenz.

Als ich vor einem Vierteljahrhundert einmal hannöversche Abiturientenaufsätze zu begutachten hatte, da stieß ich auf eine Gruppe, in der die Schreibenden allgemein Antonios Partei gegen Tasso nahmen, in Antonio den moralischen Sieger sahen. Natürlich trat hier der Einfluß des vorbereitenden Lehrers zutage und mittelbar Kerns, der in Antonios Reden am meisten Goethes eignes Denken wiederzufinden meint. Dennoch erschreckte es mich fast, daß sich bei dieser Jugend kein Widerspruch regte. Die Neigung, Antonio als ebenbürtigen Gegenspieler zu fassen, hat Goethe selbst durch die berühmte Stelle des 4. Aktes begünstigt, die der beiden Feindschaft daraus ableitet, daß „die Natur nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte" (V. 1706). Nun, diese Kontrastgestalten, die Albert, Carlos, Oranien, selbst Mephisto, saugen doch ihr dramatisches oder poetisches Leben nur aus der Hauptgestalt, ohne die sie kaum wären: sie sind etwas ganz anderes als die seltneren ebenbürtigen Doppelfiguren wie Pedro und Crugantino, Götz und Weislingen oder Adelheid, von denen jede ein eignes Schwergewicht hat, ja ein Zentrum für ihren besondern Kreis bildet. Das trifft für Antonio nicht zu, den obendrein der Dichter mit so kleinlichen Zügen ausstattet, daß jene Sympathie für Tassos Gegner mir schwer verständlich ist. Als Goethe sich vom reinen Künstlertum zu Staatsgeschäften, Wissenschaft und allseitigerer Lebenstätigkeit abwandte, den Antonio hat er nicht zum Träger seiner neuen Weltanschauung gemacht. Die falsche Gewichtsverteilung, die den Weltmann Antonio so schwer nimmt, macht das rechte Urteil auch über den Helden unsicher.

Und etwas Ähnliches gilt selbst für die Prinzessin. Sie ist mit tiefer, verstehender Liebe gezeichnet, eine meisterhafte Gestalt von unbeschreiblich rührendem Reiz. Aber wie wir sie vor uns sehen, ist sie längst nicht mehr die Charlotte von Stein, die Goethe-Tasso 1780 geliebt hatte. Der Schleier des Kränkelns, auch leisen Alterns liegt über ihr. Sie sieht die Welt durch einen Flor, der alle leuchtenden Farben dämpft. Ihre Liebe zu Tasso „ist ihren andern Leidenschaften gleich; sie leuchten wie der stille Schein des Monds dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht; sie wärmen nicht und gießen keine Lust noch Lebensfreud umher" (V. 1956 ff.). Sie fürchtet die Leidenschaft, zuckt schmerzlich vor ihrem Nahen zusammen, wehrt glühende, stürmende Kraft empfindlich ab. Wenn sie die Mäßigung kündet, so ist das der Selbstschutz ihres leidenden Quietismus. Sie möchte

Tasso liebevoll schirmen, ein wenig bemuttern; aber auch dazu ist sie zu scheu, ängstlich, empfindlich: jeder laute Klang tut ihr weh. Sie ist so weltfremd, daß sie in ihrem unbegrenzten Vertrauen auf das Band, das alle Guten verknüpft, den Konflikt ihrer beiden werten Freunde arglos heraufbeschwört. Sie ist nicht lebensvoll genug, um die echte Kunst voll zu würdigen; die Wissenschaften, die der Wirklichkeit vorsichtiger und ruhiger sich nähern, sind ihr zugänglicher. Sie teilt mit Tasso ein Traumhaftes: aber während seine Dichterträume ihm die Welt, die er zu erschauen glaubt, mit unerhört greifbarster Deutlichkeit in die Seele brennen, weiß ihre träumende Unsicherheit selbst die nahen Gegenstände nicht zu fassen. Nein, sie liebt Tasso nicht; sie liebt „mit ihm das Höchste, was wir lieben können" (V. 217). Metz hat vollkommen Recht, wenn er verlangt, daß ihr „Hinweg!" (V. 3284) nicht mit schonendem oder sehnendem Widerstreben, sondern mit erschrecktem Widerwillen ausgestoßen werde: die körperliche, gewaltsame Berührung erregt ihr einen, fast möchte ich sagen: altjüngferlichen, Schauder. Nein, ihr Geschick ist traurig, aber nicht tragisch, und es ist ein gröbliches Verkennen, wenn Steinweg (S. 85) sie zum versteckten Opfer der Tragödie macht. Sie greift uns nahe an die Seele, weil ihre milde Güte uns nirgends abstößt, wie Tasso das immerfort tut. Aber darin liegt nur ein negativer Vorzug. Von Heinses sehr positiver Prinzessin hat sie sich meilenweit entfernt.

Castle hat sehr dankenswert auf einen wundervollen Brief hingewiesen, den Richard Wagner an Mathilde Wesendonck über den 'Tasso' geschrieben hat (15. April 1859; 'Tagebuchblätter und Briefe' S. 124). Der große Dramatiker weiß Goethes Dichtung sehr gerecht zu werden. Er hatte ihm diese tragische Tiefe kaum zugetraut; er fühlt das ganz Einzigartige dieser Schöpfung und staunend ruft er: „Wie das Goethe schreiben konnte!" Ihm nun steht die Prinzessin als „Meisterin des Leidens" im Vordergrund. „Endlich gewinnt doch nur unser Herz, wer am meisten leidet, und eine Stimme sagt uns auch, daß er am tiefsten blickt." Hier spricht eben Wagner, und hier trennt ihn seine künstlerische Individualität entscheidend von Goethe. Wagner ist der Dichter des Mitleidens; Goethes Absichten hat er hier schwerlich erfaßt. Eins aber erkennt er: die leidengewohnte Frau wird überwunden, der Dichter nicht. Der Tragödie ist er sicher, und er weist die Momente, um die es sich zwischen Antonio und Tasso handelt, als unwesentlich ab. Daß Antonio dem Dichter nicht helfen kann, das versteht sich ihm von selbst.

Was aber liefert denn den Helden seinem Schicksal aus? Nicht die Liebe — er liebte im Ur-'Tasso', in unserm 'Tasso' liebt er nicht mehr oder doch nur mit einer Phantasieliebe, wie die Gräfin sieht: „uns liebt er nicht, — — — Aus allen Sphären trägt er, was er liebt, auf einen Namen nieder" (V. 212 f.), und der härtere Antonio schilt gar:

„Laßt seine Selbstigkeit für Liebe gelten" (V. 2105); er liebt wirklich nur sein Geschöpf, das Idealbild, das er aus der Geliebten formt. Grade hier mochte Lenz mit seinen vielen, seltsam unwahrhaftigen Lieben angeregt haben.

Aber auch die Verbannung, die Heimatlosigkeit ist es nicht, die ihn rettungslos zerbricht: noch weniger der Konflikt mit der Konvention, mit den hemmenden Standesunterschieden, die für Goethe längst die Bedeutung verloren hatten. Und auch Gundelfinger befriedigt mich nicht, wenn er in der verletzten Distanz, in dem Bruch des sittlichen Maßes, das die Prinzessin verkörpere, die Vernichtung der sittlichen Existenzmöglichkeit sieht. Das alles klingt wohl an, leiser und stärker. Aber es ist nicht der Kern. Wenn Goethe selbst auf die Disproportion mit dem Leben, auf die überspannten Forderungen an das Leben hinweist, so ist das natürlich richtig; aber worauf beruht diese Disharmonie?

Die Tragödie wurzelt in dem Egoismus, der Selbstigkeit dieses schöpferischen Künstlertums, und in ihren Begleiterscheinungen, der mächtigen Phantasiekraft und der überspannten Reizbarkeit: dichterische Vorzüge, denen doch weder die Selbstbeherrschung noch die zur Reinigung führende große Leidenschaft gepaart ist. Die Heilung des Orest von qualvollem, zerstörendem Schuldgefühl ist Tasso versagt: denn er ist nur überempfindlich und nur „halbverschuldet", wie es in der 'Trilogie der Leidenschaft' heißt. Die Natur, die Werther manchmal zu Hilfe kam, schweigt zudem in der höfisch gebildeten Umgebung, und das ganz große Unglück bleibt aus; das entwurzelnde Verbrechen ist doch schließlich nur eine schlimme Halt- und Taktlosigkeit, die wohl nicht vergessen, die formell nicht verziehen werden kann, der aber doch die Größe fehlt. Das macht diese ganze Tragik so hoffnungslos, daß in ihr nicht Urkräfte walten, sondern Halbgefühle, Empfindlichkeiten, Einbildungen: nicht das fest Greifbare, dem man mit dem Messer oder dem glühenden Eisen zu Leibe gehn kann.

Es ist Goethe wundersam gelungen, das Pathologische dieses Künstlertums, seine kindlich naive, egoistische Reaktion rein herauszuarbeiten. Dies ausgeprägt K i n d l i c h e d e r S e l b s t i g k e i t sichert ihm die Herzen der Frauen und entwaffnet auch uns, ja den eigenen Dichter. Aber es setzt den Dichter des 'Befreiten Jerusalems', der sich selbst so wenig zur echten Freiheit durchzuringen vermag, eben doch ins tragische Unrecht: er büßt das dämonisch Kindliche wie Egmont, aber härter und melancholischer: Egmont bleibt in sich heiter und sicher, Tasso leidet selbst in den glücklichsten Stunden unter jenem lauernden, nicht unverschuldeten Mißverhältnis zur Welt, das Goethe gerade dadurch so grausam verschärft hat, daß diese Welt, mit geringer Schwankung, liebevoll bemüht ist, dem genialen Kinde seinen Weg leicht zu machen, seine Launen mit Ge-

duld und Nachsicht zu tragen: nur der kühle Außenstehende, Antonio, stellt den Sachverhalt lieblos tatsächlich dar und empfindet das Kindliche als kindisch (V. 2887). Auch der Dämon entbindet nicht von der Pflicht zu selbst sich zwingender Männlichkeit. Richard Wagner, der jene Launen und Schmerzen nur zu gut kannte, den aber freilich die Zeit und sein Dämon zum Manne schmiedeten, wurde besonders tief ergriffen durch jene Überempfindlichkeit des Dichters, den ein Riese dünkt, was andern eine Mücke scheint, dem das Kleinste ins Ungeheure wächst, weil er in Einem Falle alle Fälle sieht, weil er mit furchtbarer Schnelligkeit alles auf Einen Blick hat. Fast wundert es ihn, daß Goethe dies unvergleichliche Seelenbild möglich war. Wir dürfen nicht vergessen, daß für Goethe noch am 17. April 1789 sein Held „der herrliche Tasso" war. Er wohnt in seiner Seele, auch als er ihn schon mit reinlicher Klarheit hinzustellen und zu beobachten weiß. Antonio bedeutet weniger als Mithandelnder, denn als Mitschauender; auch Leonores freundlichere Worte zeichnen den Dichter in reinen Linien ab. Beide halten von außen beobachtend das Gegengewicht zu der allzu gütigen mütterlichen Stimmung der inniger sich einfühlenden Prinzessin. Dadurch, daß wir Tasso so mit verschiedenen aufmerksamen Augen sehen und zugleich ihn selbst vor uns haben, erreicht diese Seelenstudie ihre überwältigende Tiefe und Rundung.

Antonios nüchterner Blick tut um so mehr not, da Tasso in seiner eignen Welt ein fast traumhaftes Dasein führt. „Er scheint sich uns zu nahn, und bleibt uns fern; er scheint uns anzusehn, und Geister mögen an unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen", „sein Auge weilt auf dieser Erde kaum" (V. 159. 170); der liebevolle Blick freut sich, daß er „hingegeben im holden Traum für seine Freunde lebt" (V. 2102); der Lieblose sieht ihn „am hellen Tage träumen" und schiebt das auf „ein ungemäßigt Leben" (V. 2918). Aber auch ihm selbst verwischen sich die Grenzen von Traum und Wahrheit (V. 2189); und Leonorens Ruf: „Erwach! erwache! laß uns nicht empfinden, daß du das Gegenwärtge ganz verkennst" (V. 558) begleitet ihn, seit er zuerst erklungen, leise mitschwingend durch das ganze Drama. Die wundervollen poetischen Visionen, die Tasso zu den Heroen und Poeten des Elysiums tragen, ihn die goldene Zeit der Hirten und Nymphen neu erleben lassen, ihm den Besuch bei der fernen Schwester zu Sorrent, das entsagende, tätige Gärtner- und Wärteramt zu Consandoli mit greifbarer Deutlichkeit gewähren, sie sind von berauschendem Zauber und doch erschrecken sie mit ihrer ungebändigten Phantasiekraft gerade das liebevoll verstehende Herz der Prinzessin aufs tiefste. Auch sie entwachsen dem verzehrenden, lähmenden Selbstgenuß, vor dem Antonio den Dichter zuerst milde warnt (V. 1237 f.), den dann später der Herzog selbst in ernster Strenge verwirft: „Es liegt um uns herum Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub; Doch hier in unserm

Herzen ist der tiefste, Und reizend ist es, sich hinab zu stürzen (V. 3073ff.).

Der Freiheitsdurstige (V. 2305) ist im Goethischen Sinne unfrei; der Verwöhnte, Verhätschelte ist ewig einsam, nicht nur weil ihn die Einsamkeit gefällig lispelnd anlockt, sondern vor allem, weil er in sich selbst versinkt, „als wäre ganz die Welt in seinem Busen" und weil dann alles ringsumher für ihn verschwindet (V. 2119 ff.).

So ist der Monolog seine eigentümliche Ausdrucksform (II 2. IV 1. 3. 5. V 3), und wieviele seiner sonstigen Ausbrüche sind nichts andres als Selbstgespräche (V. 3304 58)! Es ist mir immer eine leise Störung gewesen, daß auch Leonore (III 3) für ihre kühlklugen Überlegungen zu dieser Ausdrucksform greifen darf, die sonst nur Tassos tiefstes Seelenleben durchleuchtet.[1]) Man hat viel persönlich Goethisches in jenen Monologen gefunden; IV 5 zumal soll auf Goethes eigensten Gefühlspfaden wandeln. Man darf das Selbstbekenntnis nicht überschätzen; es bleibt doch immer Tasso, der spricht; das von Goethe lebendig Mitempfundene tritt zurück vor dem Überwundenen, das der geheilte Dichter jetzt nicht nur unbefangen, sondern fast feindlich herausstellt. Es trifft schwerlich zu, wenn man dies Werk als besonders „einfach und gradlinig" bezeichnet hat. Einheitlich? ja, einfach? nein. Die beiden Ströme des heiß Erlebten und des kühl Beobachteten sind noch erkennbar. Goethe hat den steil stürzenden Pfad sehr wohl gekannt, auf dem Tasso abwärts taumelt; er selbst aber hat den verführenden Schwindel stets bezwungen und war ganz schwindelfrei, als er den 'Tasso' vollendete: vielleicht war die Distanz sogar ein wenig groß geworden. Um so schonungsloser wirkt die ruhige Wahrhaftigkeit dieser erschütternden komplizierten Seelenvorgänge.

Die reizbare Überempfindlichkeit, die Richard Wagner am Tasso bewundert, der jedes Nichts zum Koloß anschwillt, ist zugleich tiefer Quell künstlerischen Könnens und menschlichen Irrens. Eine warme Ehrung, wie der Lorbeerkranz sie bietet, wird dem Helden alsbald zur versengenden, verzehrenden Flamme; eine milde, gütige Herzensneigung der hohen Frau entzündet in ihm irre Raserei; schmerzliche Erfahrungen, unter denen seine Eltern, dann er selbst wirklich litten, machen ihn in wilder Übertreibung zum Ausgestoßenen des Glücks; die schonendste Rüge erschüttert ihn so, daß er sich wie ein Verbrecher behandelt scheint; in jähem Wechsel wird ihm der Boden Ferraras bald das einzige Heil, bald dünkt ihn die Flucht einzige Rettung. Alles sieht er in kindischer Übertreibung durch ein Vergrößerungsglas. Ein unbemerkter Funke, der die Mine zündet, raubt ihm jede Schranke. Schrankenlos ist sein Höhendrang: „In einem Augenblicke

[1]) Der kleine Monolog der Prinzessin III 1 ist kaum als besondere Szene zu rechnen.

soll entstehn, was Jahre lang bereitet werden sollte; er fordert das Unmögliche von sich" (V. 2129 ff.). Aber der titanische Drang ist peinlich gepaart mit häßlichem, Goethe selbst ganz fremdem Mißtrauen, das sich erfindungsreich von eingebildeten Schädigungen nährt. Der Argwohn wandelt sich in eine Furcht, ja einen imaginären Haß, der den teuersten Freunden wirre Lästerungen nicht erspart. Freilich, alle diese Anfälle gehn vorüber, die erhobene Hand sinkt erschreckt vor dem eignen verirrten Willen zurück, „er schadet Andern nicht, er schadet sich" (V. 2140. 919). Nur, er ist ein Kranker, von Rausch und Wahn umstrickt (V. 325/34). Die nervenärztlichen Studien über Dichter und Dichtergestalten sind in begründeten Mißkredit gekommen. Daß Goethe im 'Tasso' aber die Nähe von Genie und Wahnsinn gefühlt, daß er das Schicksal der einseitigen Genialität, die sich nicht zu zähmen wußte, gerade auch in ihren Krankheitssymptomen schildern wollte, daran sollte man nicht zweifeln. Von den harmlosen Zügen des schlechten Wirts und Rechners, von launisch-enger Empfindlichkeit und Skepsis bis zu den unverkennbaren Ausbrüchen des Verfolgungswahnsinns, der sich in irrem Scharfsinn bemüht, den Arzt zu betrügen (gerade der Eingang von IV 5 geht darin sehr weit), hat Goethe die Kennzeichen des Kranken mit unheimlicher Vollständigkeit anklingen lassen, auch das Kleinliche nicht scheuend. Kaum eine Rede Tassos, in der das gestörte Gleichgewicht nicht fühlbar wäre; gerade daß wir mit ihm am Abgrund wandeln, gibt seinen Worten ihren besondern, schmerzlichen Zauber. Und die dunkle Tragik wird dadurch nur dunkler, nur herzzerreißender, daß die maßvolle klassische Schönheit dieser Kunst uns hinter dem exzentrischen Individuum stets zugleich den ewigen Menschheitstypus ahnen läßt. Diese glatte Hofsprache, die mit leiser Lippe verbindlich, liebenswürdig zu reden weiß, ob sie wohl tue oder weh, der kein sittenloses Wort entschlüpft auch in den Augenblicken tiefster Erregung, breitet eine tondämpfende Atlasdecke über das Stöhnen und Aufschreien des kranken Gemüts. Die höfische Rede ist auch Tassos derartig Herr geworden, daß ihm der letzte, vielleicht befreiende Schmerzensschrei der Leidenschaft sich versagt. Der Kontrast der äußern Zähmung mit der innern Schrankenlosigkeit verschlimmert die Aussichten einer Heilung.

Ist Tasso heilbar? Vor Bielschowsky erscheint in der Zukunft ein Dichter, der sich beschränken, der ohne die Ausschreitungen von Liebe und Ehrgeiz sich begnügen wird, nur Dichter zu sein. Andre sehen hinter der Entsagung nun den kommenden, den „erworbenen" Charakter auftauchen. Ich will nicht fragen, wie sich diese optimistischen Zukunftsbilder mit der Geschichte vertragen. Aber hat Goethe eine solche Wandlung irgendwie vorbereitet? Noch dicht vor der Katastrophe erscheint Tasso der Versuch, Leidenschaft zu bekämpfen, als freche Selbstzerstörung (V. 3262). Dürfen wir diesem Tasso auch nur

wünschen, daß er verlerne, mit dem Unmöglichen sein Spiel zu treiben? Wird für ihn der Schmerz die Heilkraft besitzen, die edle Frauen, Iphigenie und die Prinzessin, ihm beimessen? Schwerlich. Tasso hat im Schmerz stets nur den Feind gesehen. Freilich, auch er tröstet sich: „vielleicht genes' ich wieder" (V.3398). Aber „das sichert uns nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht" (V.1712), „der Augenblick kommt wieder: er beherrscht so wenig seinen Mund wie seine Brust" (V.2147). Die Teilnehmer der Handlung glauben nicht an die innere Umkehr. Und sein Glück und Leid trägt der Held einzig in sich selbst. Dem Verwöhnten, der auf des Glückes breitem Polster ruhte, von des Lebens Mühen und Nöten unbehelligt, den Liebe und Geduld zart umgab und hegte, ihm kann von außen niemand helfen, am wenigsten Antonios Freundschaft, auf die nur der Prinzessin Weltfremdheit zu hoffen vermag (V. 954 f.): Goethe hat diesem Mißverständnis selbst schon vorgebeugt (V. 1711).

Es gibt zwei Seiten in Tassos Künstlertum, die im faustischen Sinne auf Genesung deuten könnten. In seiner Kunst scheint er die Kraft der Selbstzucht, der Form zu besitzen; an seinem Gedicht übt er unermüdlich die Feile (V. 265). Aber ist es ihm wirklich ernst, wenn er Antonio und dem Herzog von den künstlerischen Absichten berichtet, die ihn nach Rom ziehen? Eigentlich will er ja gar nicht nach Rom. Und im Hintergrunde taucht der kranke Besserer auf, der an seinem Kunstwerk so lange herumfeilt, bis es zerrieben ist; Alphons, der seinen Dichter kennt, sucht ihn gütig und eindringlich vor dieser zerstörenden Selbstkritik zu hüten (V. 3030 ff.).

Dann aber sehnt sich Tasso nach der „Tat" (V. 909. 1170). Er wünscht, daß der Gott in seinem Busen auch nach außen hin bewege; ihm schiene es schönster Lohn, wenn es gelänge, durch sein Lied „zu edlen Taten unsern Zeitgenossen aus einem langen Schlaf zu rufen" (V. 2637). Aber, was hier mit seinem dichterischen Schaffen sich verbündet, wird an andrer Stelle ein Gegensatz, den er neidvoll fühlt: der Staatsmann Antonio erweckt geradezu seine Eifersucht. Er schreitet nicht den Weg von Wort und Sinn zur Tat, sondern empfindet im Grunde auch hier unversöhnliche Gegensätze. Was Goethe vereinte, wird sich in seinem Tasso stets bekämpfen.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." Dieser Satz schmückt noch die Alterstrilogie der Leidenschaft. Goethe kannte diesen Segen der Dichterkraft. Aber liegt darin eine Gewähr innerer Beruhigung und Heilung? Gewiß nicht. Goethe hatte an Bürger und Lenz, die jene Gottesgabe wahrlich besaßen, das Gegenteil genau kennen gelernt; Christian Günther, der in dieselbe Reihe gehört, hat ihn schon in früher Jugend angeregt und noch im Alter lebhaft beschäftigt. Sie alle hat ihr Künstlertum zwar durch schwere Stunden geleitet, aber nicht geheilt; im Gegenteil, das Schwert, das die Wunde heilte, schlug schnell

neue schlimmre Wunden. Goethe hat im Dienst für andre, zumal seit Weimar, die egoistische Selbstischkeit überwunden, die mit jenem künstlerischen Schaffen weltfremder Dichter eng verbunden ist; Tasso liebt im Grunde keinen andern Menschen, kennt nur die imaginäre Liebe, die ein Teil seiner Kunst ist; selbst Billigkeit gegen andere dünkt ihm schon Selbstzerstörung (V. 2342). Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß er ein anderer werden wird. Diese „consequente Composition" durfte nicht umfallen.

Goethe ist ein Freund milder Schlüsse. Der zweite Schluß der 'Stella' ist ganz ungoethisch. Den sterbenden Götz umfängt ein weicher Frühlingsabend mit ruhiger Melancholie, dem sterbenden Clavigo wird Vergebung. Der sterbende Egmont schaut, fast wie der uralte Faust, in eine herrliche Zukunft. Eine begeisterte Rede des Mönchs sollte in der 'Natürlichen Tochter' aus den Schrecken der Revolution schließlich hoffnungsvoll vorwärts tragen. Ich zweifle nicht, daß an Nausikaas Leiche, über der Kunde von Mariens Tode versöhnende Worte erklingen sollten; auch in der Tragödie vom Kampf der alten und neuen Zeit war die Schlußszene gewiß bestimmt, geistig wieder zu einen, was der Tod scheiden und entscheiden mußte. Das Krasse wird im Abschluß von Goethe gemieden. Aber nicht die Folgerichtigkeit. Ich habe nie verstanden, wie man aus Tassos Schlußworten eine ernstliche Zuversicht zu seiner Zukunft schöpfen konnte. Das Schiff ist zerborsten; der Schiffer klammert sich an die öde Klippe, die ihm höchstens leisten kann, was Salas y Gomez ihrem resignierten Bewohner bot, und zu solcher Selbstbescheidung ist Tasso nicht der Mann. Daß sich einst die Sonne so schön in der ruhigen Woge spiegelte, gibt der sturmgepeitschten Welle wahrlich keinen Halt und Glanz. In Bildern verklingt das Leid. Von neuem steigt, aber nur matten Mutes, die Illusion auf, die dem Dichter künstlerisch so viel, dem Menschen menschlich nur so wenig sein darf. Grade der letzte Akt, ja eben die letzte Szene, in der jede Rede Tassos einen Stimmungsumschlag bedeutet, zeigt den Dichter mehr denn je als den Spielball jäh wechselnder Selbsttäuschungen. Auch das Schlußwort ist Illusion. Richard Wagner fürchtete für Goethes Tasso den Wahnsinn. Ich sehe keinen andern Ausgang. Aber das Ende steht nicht unmittelbar vor der Tür. So ist der Ausblick tief melancholisch, hoffnungslos, im Innersten tragisch. „Zart Gedicht wie Regenbogen wird nur auf dunklem Grund gezogen": schwänden die Wolken, so wäre auch der Farbenglanz der Dichtung dahin. Die Verbindung von Hoffnungslosigkeit und Illusion stellt dem Darsteller eine schwierige, aber klare Aufgabe. Eine ungelöste Frage läßt der Dichter nicht bestehn. Dies extreme Künstlerdrama, der Erstling der neuen Gattung, mußte um so unerbittlicher Tragödie werden, je tapfrer und fester Goethe in sich die Gefahren des reinen, sich selbst setzenden Künstlertums überwunden hatte.

# Mignon, Ottilie, Makarie im Lichte der Goetheschen Naturphilosophie

Von Julius Schiff (Breslau)

Der Literarhistoriker Jean Jacques Ampère hat vor etwa hundert Jahren den Goetheschen Tasso einen „gesteigerten Werther“ genannt. In ähnlichem Sinne nennt ein tüchtiger lebender Goethe-Kenner, der ebenfalls dem Volke unserer westlichen Nachbarn angehört, André François-Poncet, die Ottilie der ‘Wahlverwandtschaften’ eine „gesteigerte Mignon“. Es dürfte nicht unberechtigt sein, diesen beiden von Jugendglanz und gleichzeitig vom Zauber des Geheimnisvollen umstrahlten Geschöpfen der Goetheschen Muse als Dritte im Bunde die reife und weise Makarie der ‘Wanderjahre’, die Vertreterin des ewig Weiblichen und gleichzeitig überirdischer Naturerkenntnis, zuzugesellen. Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, daß der innere Zusammenhang dieser drei Frauengestalten und die Steigerung in ihren seelischen Eigenschaften auf der Naturphilosophie ihres Schöpfers beruht.

Die Naturphilosophie Goethes war in ihren Grundzügen durchaus selbständig. Wenn man Goethe trotzdem allgemein und im Einklang mit den eigenen Angaben einen Schüler Spinozas nennt, so muß man, wie ein geistreicher Philosoph sich ausdrückte, zugestehen, daß er „Spinozist war, noch bevor er Spinoza kennen lernte“. Immerhin hat dieser Weise einen maßgeblichen Einfluß auf ihn ausgeübt. Von ihm übernahm er die Vorstellung von der Einheit und Göttlichkeit des Weltalls; oder vielmehr, was als dunkele Empfindung von früh an in ihm gelebt hatte: „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu suchen“, das war ihm durch das Studium Spinozas zur Klarheit geworden. Wie der Pantheismus Spinozas entsprach auch seine Erkenntnislehre den inneren Bedürfnissen des Goetheschen Geistes. Zufolge dieser Lehre gibt es eine Erkenntnis niederer Art, die sich auf vereinzelte Erfahrungen gründet, eine mittlere Form der Erkenntnis, die durch das strenge logische Denken zu klaren Begriffen führt, und schließlich die cognitio intuitiva, die höchste Erkenntnis, die durch das unmittelbare innere Schauen, also durch Intuition, zum wahren Wesen der Dinge gelangt. Durch diese Lehre erhielt

Goethe, der in gleicher Weise mit dem äußeren Auge zu beobachten wie mit dem inneren zu schauen verstand, Aufklärung über sein Selbst und überhaupt über die Art, wie der schöpferische Geist in die Gesetze des Weltgeschehens eindringt.

Goethes naturphilosophische Vorstellungen sind am besten aus seinen zoologisch-botanischen Forschungen zu erkennen. Im Gegensatz zu der herrschenden Linnéschen, auf die Einzelbeobachtung ausgehenden Schule lehnte er das Trennen, Zählen und Abstrahieren ab. Vielmehr suchte er die Harmonie alles Seienden, wie er sie im Inneren schaute, durch strenge Beobachtung zu erweisen. So gelangt er zu seinen bedeutsamen, der Zeit voranschreitenden Ergebnissen. Er entdeckt den Zwischenkiefer des Menschen, dessen Fehlen als wichtigster anatomischer Unterschied zwischen diesem und den Affen gedeutet wurde, und zeigt damit das durchgreifende Gesetz für den Knochenbau von Mensch und Säugetier. Wenig später weist er nach, daß im Schädel aller Wirbeltiere umgeformte Wirbelringe vorliegen, daß also auch hier den verschiedenen Erscheinungen eine höhere Einheit zugrunde liegt. Für die Pflanzenwelt drängt sich ihm die Vorstellung einer Urpflanze auf, von der die lebenden Gewächse mehr oder minder veränderte Abbilder seien. Sie aufzufinden vermag er allerdings nicht, so sehr er auch, besonders in der formenreichen Flora Italiens, nach ihr sucht. Dafür gelingt ihm zu seiner Freude der Nachweis, daß der Pflanze wie dem Tier ein einheitlicher Bauplan zugrunde liegt. Er zeigt nämlich, daß der Stengel immer wieder das gleiche Organ entwickelt, das Blatt, das sich in die verschiedensten Formen, insbesondere in die Blütenteile, verwandeln kann und doch der Anlage nach immer dasselbe bleibt. Indem er diesen Gedanken des einheitlichen Bauplans erweitert, gelangt er zu dem kühnen Begriffe des Typus, den er, wenn auch nicht für das gesamte Reich der Organismen, so doch für die höhere Tierwelt durchzuführen bestrebt ist.

Goethes Erforschung der Natur und sein künstlerisches Gestalten sind Ausflüsse derselben Wesenheit. So ist von vornherein zu erwarten, daß wir seinen naturphilosophischen Ideen auch in seinen Dichtungen begegnen werden. Bestätigung hierfür bringt vor allem die Analyse seines großen Lebenswerks, des 'Faust'. Aber auch in den Romanen, zunächst in 'Wilhelm Meisters Lehrjahren', leben diese Ideen. Es zeigt sich dies am klarsten bei der Betrachtung von Mignon, d. h. derjenigen Frauengestalt des Werks, die der Dichter mit geradezu zärtlicher Liebe umfaßt hat, und die dem deutschen Volke vor allem ans Herz gewachsen ist.

Die älteren Kritiker, die Mignon nur aus der 1796 abgeschlossenen endgültigen Form des Romans kannten, wußten nicht die ursprünglichen Elemente ihres Charakters von den späteren, nach der Italienischen Reise allmählich gemachten Zusätzen zu trennen. Der

glückliche Zufall, der die in den Jahren 1777 bis 1785 niedergeschriebene Urform des Werks, die 'Theatralische Sendung', zutage gefördert hat, gestattet uns jetzt, dies zu tun. Die Mignon des 'Ur-Meisters' ist vor allem die Verkörperung jener leidenschaftlichen Sehnsucht, die Goethe zu dieser Zeit nach Italien zog, dem Vaterlande des Sonnenglanzes, der höchsten Naturschönheit und der vollendeten Kunst. Das herbe Kind, das durch ein düsteres Schicksal der südlichen Heimat entrissen und einer Gesellschaft niedriger Seiltänzer überliefert worden ist, wird ihnen, anders als in der späteren Fassung, durch die Direktorin der wandernden Schauspielertruppe abgekauft. So gelangt sie zu dem jugendlich begeisterten Freunde der Bühnenkunst, zu Wilhelm Meister. Zu ihm fühlt sie sich hingezogen, ihm zu folgen und zu dienen ist ihr höchster Wunsch. Glücklich ist sie, als er sie — halb als sein Kind, halb als die Geliebte — an sein Herz zieht. Hier, gerade als sich die Mädchenknospe zur Jungfrau entfaltet, bricht die 'Theatralische Sendung', die ja ein Bruchstück geblieben ist, ab.

Was hat nun diese Mignon, bei deren Gestaltung der Dichter stark durch Erlebnisse und äußere Erfahrungen, also durch Zufälliges, beeinflußt worden ist, mit seiner Naturphilosophie zu tun? Wenig und doch viel. Die Sehnsucht, die sie beseelt, der Trieb nach Sonne, Wärme und nach demjenigen, der ihr in Einer Person Gebieter, Vater und Geliebter ist, tritt in ihr als reine Naturgewalt zutage. Sie steht einzig unter dem Zwange dieser Kraft, die durchaus der Anziehung zwischen Magnet und Eisen oder zwischen Basen und Säuren gleicht. Sie empfindet daher nichts von den Forderungen einer jenseits des Sichtbaren begründeten Sittlichkeit. Schillers Ausspruch in einem der wunderbaren Briefe, mit denen er das Schaffen des Freundes begleitet hat: daß sich in Mignon „nichts als die Menschheit" darstelle, ist daher nur zu verstehen, wenn man die Menschheit im kosmischen Sinne auffaßt, d. h. insofern als sie zum Kosmos gehört und durch die Naturgesetzlichkeit bestimmt wird. Kurz, Mignon stellt ein Stück jener pantheistischen Vorstellung von der Einheit zwischen Naturvorgängen und Seelenleben, die für Goethes Naturphilosophie charakteristisch ist, lebendig dar.

In der 'Theatralischen Sendung' besteht im Gegensatz zu den 'Lehrjahren' noch kein Zusammenhang zwischen Mignon und der zweiten geheimnisvollen Figur des Romans, dem Harfner. Gemeinsam aber ist ihnen die Gabe, das, was sie im Innersten bewegt, im seelenvollen Liede ausströmen zu lassen. Schiller, der in dem schon genannten Briefe die Welt des Romans mit einem wohlgeordneten Planetensystem vergleicht, weist diesen beiden Gestalten die Rolle von Kometen zu, die „so schauerlich wie diese das System an ein Entferntes und Größeres" anknüpfen. Dieses „Entfernte und Größere" ist die Gesamtnatur, die für Goethe nicht nur der Gottheit Kleid,

sondern die Gottheit selbst ist. Mignon hat also, ebenso wie der Harfner, von dem wir aber hier absehen, besondere Bezüge zum Kosmischen. Dies ist zu berücksichtigen, wenn man ihr Wesen verstehen will. Wir hören nämlich, daß sie allem Unterricht gegenüber versagt und daß sie selbst die deutsche Sprache, in die sie italienische und französische Redensarten mischt, nicht bemeistern lernt. Andererseits hat ihr der Dichter jene unsterblichen Lieder in den Mund gelegt, durch die sie sich in das Herz des deutschen Volkes gesungen hat. Sie kann also, was sie in der Sprache der gewöhnlichen Sterblichen nicht aussprechen kann, in Musik und Poesie verkünden. Dieser Widerspruch zwischen einer scheinbar geringen geistigen Begabung und höchstem Können löst sich, wenn wir mit Goethe annehmen, daß es neben den niederen Formen der Erkenntnis eine höhere gibt, und daß Mignon die Gabe, auf der sie beruht, das unmittelbare Schauen in das Weltgeschehen, in besonderem Maße besitzt. Hiermit hängt auch das überraschende Ahnungsvermögen zusammen, das ihr zukommt und das sich oft äußert, am auffallendsten, wenn sie früher als alle anderen und als der Vater selbst sich bewußt wird, daß Felix der Sohn ihres geliebten Gebieters ist.

In Goethes Naturphilosophie spielte der Begriff der Gegensätzlichkeit oder der Polarität eine wichtige Rolle. Ihm ordnete er die Erscheinungen der positiven und negativen Elektrizität, des nördlichen und südlichen Magnetismus, der sauren und alkalischen Wirkung usw. unter. Er sah ihn in der organischen Natur im männlichen und weiblichen Prinzip. Besonders wichtig erschien ihm und als Grundlage alles Geschehens, daß die ursprüngliche Einheit sich entzweien und das Gegensätzliche wieder zusammenfließen könnte. „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen", so heißt es in der 'Farbenlehre', „ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Auch in der geistigen Entwicklung Mignons, wie der Dichter sie uns vorführt, zeigt sich das Polaritätsgesetz, und zwar in der merkwürdigsten Weise. Wir hören, daß sie von früher Jugend an wie ein Knabe springt und klettert, sich wie ein solcher beträgt und kleidet und es übelnimmt, wenn sie nach ihrem wahren Geschlechte als Mädchen bezeichnet wird. Am überraschendsten ist es, daß die Erzählung auf diese ihre Neigung Rücksicht nimmt, und daß sie bald als „er", bald als „sie" bezeichnet wird. Im Sinne des Polaritätsgesetzes gehört sie in das Reich jener Wesen, in denen das „Geeinte" noch nicht nach der einen oder anderen Seite hin geschieden ist, ähnlich wie es im 'Faust' von dem nach Verkörperlichung trachtenden Homunculus geradezu heißt: er sei hermaphroditisch. Hingegen ist die von medizinischer Seite wiederholt aufgestellte Hypothese, Goethe habe uns in Mignon einen anatomischen Zwitter und das abnorme Seelenleben eines solchen

darstellen wollen[1]), aufs schärfste zurückzuweisen: sie ist geradezu eine Beleidigung für den Dichter, der mit seinem zarten Empfinden immer das Mißgebildete verabscheut hat. In der endgültigen Form, in die die 'Theatralische Sendung' später umgegossen wurde, in den 'Lehrjahren', führt übrigens die innere Entwicklung Mignons allmählich die polare Scheidung herbei, und unter dem veredelnden Einflusse von Therese und Natalie wird der rätselhafte „Mädchenknabe" ganz zum sittigen Mädchen. Allerdings, als sie ihr Ende nahe fühlt und ihren tiefsinnigen Schwanengesang singt, sehnt sie sich wieder, eine jener „himmlischen Gestalten", die weder Mann noch Weib sind, zu werden.

Als ein mißgebildetes Wesen ist Mignon, des Dichters ausgesprochener Liebling, gewiß nicht anzusehen. Aber sie zeigt unzweifelhaft pathologische Züge. Die schon erwähnten Sachverständigen haben in ihr die Merkmale aller möglichen Krankheiten nachgewiesen und nicht nur Herzleiden und Hysterie, sondern auch geistige Minderwertigkeit, ja die verschiedensten Entartungserscheinungen und selbst angeborenen Schwachsinn festgestellt. Es lohnt nicht, hiergegen anzukämpfen: wer in der Sängerin der holdesten Lieder ein degeneriertes Geschöpf sieht, dem fehlt das Verständnis für Goethes innige Dichtung. Hingegen kann natürlich nicht geleugnet werden, daß Mignon, die an Zuckungen und Krampfanfällen leidet, herzkrank ist. Dies tritt in den 'Lehrjahren' noch stärker hervor als in der 'Theatralischen Sendung' und hat ja auch ihren plötzlichen Tod in Wilhelms Gegenwart zur Folge. Doch hängt dies keineswegs mit körperlicher oder gar geistiger Minderwertigkeit zusammen, sondern gerade mit dem Gegenteil, nämlich dem gesteigerten und vertieften Empfindungsleben, wie es den erlesenen Naturen eigen ist. In klarster Weise spricht dies die feinsinnige Natalie aus, wenn sie sagt, daß „das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde". Im übrigen wird von der Verbindung geistiger Hellsichtigkeit und körperlicher Krankheit noch an späterer Stelle zu sprechen sein.

Nachdem der Dichter die Entwicklung Mignons durch ihren Tod zum Abschluß gebracht hat, also nachträglich, fühlt er das Bedürfnis, uns das Rätsel ihrer Herkunft zu lösen. Der Marchese, der als deus ex machina erscheint, erkennt in dem Leichnam seine Nichte; hierauf enthüllt er uns, daß sie einem naturwidrigen Bunde, einer in Unkenntnis der Verhältnisse geschlossenen Geschwisterehe, entstamme, und daß der Harfner, also ein Mann von pathologischem Geisteszustand, ihr Vater sei. Wir erkennen sie also, wenn auch keineswegs als geistig minderwertig, so doch als erblich belastet. Diese nachträgliche Aufklärung ist wohl darauf zurückzuführen, daß Goethe, als er

[1]) Vgl. Gustav Cohen: 'Mignon' (Jahrbuch der G.-G. 7 (1920), 132/53).

die 'Lehrjahre' abschloß, in besonderem Maße mit anatomischen Studien beschäftigt war, und daß sich ihm dabei die Bedeutung der Vererbungserscheinungen — der Stetigkeit der organischen Natur, wie er zu sagen pflegte — aufgedrängt hatte. Den Beweis hierfür liefert ein Brief an Schiller aus dem Jahre 1796, worin er dem Freunde meldet, er wolle den an „Pflanzen und Insekten" entdeckten „Grundsatz der Stetigkeit" auch „an elementaren und geistigen Naturen probieren". Wen anders nämlich als Mignon hätte er wohl damals unter einer „elementaren und geistigen Natur" verstehen sollen?

In einem sehr bedeutenden Briefe an seinen Freund Fritz Jacobi aus dem Jahre 1801 spricht Goethe es aus, daß nur diejenigen Philosophen einen wirklichen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, die ihn nicht in seinem „natürlichen Gang" störten, die vielmehr seine „ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins", erhöht, gesichert und „in ein tiefes, ruhiges Anschauen" verwandelt hätten. Zu diesen Denkern gehörte, außer Spinoza und in zweiter Linie, Leibniz. Goethe hat von ihm den wichtigen Begriff der Monade übernommen. Die Monaden sind ähnlich den Atomen die Urelemente alles Seienden, unterscheiden sich aber von diesen, die einzig von außen her durch Kräfte nach mechanischen Gesetzen bewegt werden, dadurch, daß sie innere, mehr oder minder klare Vorstellungen besitzen, also gewissermaßen beseelt sind. Da sie auch die organischen Wesen aufbauen, wird auf diese Weise ein Dualismus vermieden, und der Mensch ist „mit der Natur eins". Mit dieser Lehre hängt vor allem auch Goethes Unsterblichkeitsglaube, den er oft ausgesprochen hat, und der auch in die Schlußkapitel der 'Faust'-Dichtung bedeutsam hineinspielt, zusammen. Der Tod tritt nämlich ein, wenn „die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihrer treuen Dienste entläßt", während sie selbst und damit die Persönlichkeit des betreffenden Wesens fortbesteht.

Von den zeitgenössischen Philosophen hat der größte, Immanuel Kant, Goethe zwar manche Aufklärung über das Wesen der Erkenntnis gebracht, im ganzen aber blieb er ihm fremd. Insbesondere die Lehre vom „Ding an sich", nach welcher wir nur die Erscheinungen begreifen, während das Wesen der Dinge uns gänzlich unzugänglich ist, stand in schroffem Widerspruch zu seinen tiefsten Vorstellungen. Hingegen trat ihm, auch persönlich, um die Wende des 18. Jahrhunderts, wenige Jahre nach der Vollendung der 'Lehrjahre', der junge, in Jena unter seinen Augen wirkende Schelling nahe. Goethe erkannte rasch, daß die von diesem begründete „Naturphilosophie im engeren Sinne des Worts" seinen eigenen Anschauungen in systematischer Weise Ausdruck gab, daß insbesondere auch für sie Natur und Geist im Absoluten identisch seien. Dem „Identitätssystem" begegnen wir daher von nun an vielfach in tiefsinnigen Gedichten: er besingt die Natur als Vorstufe des Geistes, zu dem sie

sich allmählich entwickelt, und preist gleich dem jüngeren Denker die Weltseele als das Lebensprinzip, welches die unorganischen und die organischen Wesen zu einem einheitlichen Gesamtorganismus verknüpft. Auch in vielerlei Einzelfragen stimmten beide Männer überein. So war es Goethe in gewissem Sinne zusagend, daß Schelling im Gegensatz zur Aufklärung Verständnis für die ältere Mystik besaß. Ja, für die Untersuchung der geheimnisvollen Seelenvorgänge im Menschen, mit denen Schelling und noch mehr seine Schüler sich mit Vorliebe beschäftigten, zeigte er, wie wir noch sehen werden, besonders lebhafte Anteilnahme.

Goethes dritter großer Roman, 'Die Wahlverwandtschaften', erschien im Jahre 1809. Hat die Naturphilosophie für die 'Lehrjahre' einzelne Elemente geliefert, so bildet sie hier geradezu die Grundlage. Darauf weist schon der Name hin. Der schwedische Chemiker Torbern Bergman hatte als Ursache der chemischen Vorgänge eine besondere Art der Anziehungskraft, die er „affinitas electiva" oder „Wahlverwandtschaft" nannte, erkannt. Goethe, der sich gerade in jener Zeit besonders für Galvanismus und Chemie interessierte, wollte die gleiche Naturkraft im Triebleben der Menschen aufsuchen oder, wie er in der Ankündigung zu seinem Werke sagte, von „seelischen Wahlverwandtschaften" dichten. Solche müßte es geben, da „doch überall nur *eine* Natur ist und auch durch das Reich der heiteren Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit sich hindurchziehen". Wie der Titel sind auch die chemischen Beispiele am Anfang den Schriften Bergmans entnommen. Sie zeigen die Wirkungen der Wahlverwandtschaft in der toten Natur, wie sie zwei getrennte Stoffe vereinigt, durch Einwirkung eines stärkeren Stoffes eine Verbindung scheidet und schließlich durch gekreuzte Anziehung aus zwei vorhandenen Verbindungen zwei neue herstellt. Gleichzeitig erhalten wir schon hier bedeutungsvolle Hinweise auf entsprechende Vorgänge im Seelenleben.

*Ottilie*, die Heldin der 'Wahlverwandschaften', hat scheinbar mit Mignon nichts gemein, ja, sie steht in ihrer holden Jungfräulichkeit in starkem Gegensatz zu dem wilden Knabenmädchen. Jedenfalls sind ihre äußeren Schicksale recht verschieden. Beide wurden früh Waisen, aber Mignon gerät in die Hände roher Seiltänzer, während Ottilie unter der liebevollen Leitung Charlottens, der klugen Freundin ihrer verstorbenen Mutter, eine sorgfältige Erziehung erhält. Hingegen in der seelischen Anlage stimmen sie vielfach überein. Beim Unterricht erscheinen beide als wenig begabt, sie stehen im verstandesmäßigen Erfassen der Dinge hinter anderen zurück. Aber was wir von Mignon schon wissen, gilt auch von Ottilie: sie hat die Gabe des Ahnens und inneren Schauens. Dunkel fühlt sie es selbst; ja, sie spricht aus, daß ein „inneres Licht" in ihr leuchte, das, wenn es einmal aus ihr heraussträte, jedes äußere entbehrlich machen

würde. Was ihr auf solche Weise offenbar geworden, strömt sie nicht wie Mignon in Liedern aus, vielmehr in den sinnigen Aussprüchen, die sie ihrem Tagebuch anvertraut. Von diesen ist zwar mancherlei, wie der Dichter erzählt, angeeignete Weisheit, alles aber, was „von innigerem Bezug" ist, entstammt ihrer reinen Seele. So erklärt sich, daß ihr Denken und Fühlen sich weit über das anderer junger Mädchen, selbst der so glänzend begabten Luciane, erhebt.

Ottilie hat nicht nur besondere Bezüge zum Kosmischen, sie ist geradezu Hellseherin. In dem langen Zeitraum, in dem Eduard, freiwillig von ihr getrennt, den Gefahren des Krieges trotzt, hat sie an jedem Abend, wenn sie zwischen Wachen und Schlaf schwebt, das Gefühl, in einen mild erleuchteten Raum hineinzublicken. „In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich . . . Die Gestalt, bis aufs kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte . . . Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, gestärkt; sie fühlte sich überzeugt, Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältnis." Die erhöhten Seelenzustände sind bei Ottilie, ähnlich wie es bei Mignon war, mit körperlichem Leiden verbunden. Sie wird viel von Kopfschmerz gequält. Hin und wieder befällt sie eine Art Starrkrampf, ein „halber Totenschlaf". Dann ist sie völlig unfähig, sich zu äußern und sich zu bewegen, aber sie sieht im Geiste, was rings herum geschieht, ja, alle Trübungen schwinden, und die vom Körper unabhängig gewordene Seele schwingt sich zu hohen Erkenntnissen und Willensakten empor. Als sie sich wieder in diesem Zustand befindet, wird ihr (was für die Entwickelung des Romans von entscheidender Bedeutung ist) die Erleuchtung zuteil, durch die sie aus einem Naturwesen zur sittlichen Persönlichkeit reift: sie erkennt, daß ihr Wunsch, mit Eduard verbunden zu werden, ein Verbrechen ist, und daß sie entsagen müsse, um ihre Schuld zu büßen.

Goethe hat einmal ausgesprochen: die 'Wahlverwandtschaften' seien unter seinen größeren Dichtungen die einzige, bei der er in bewußter Weise nach einer Idee gearbeitet habe. Diese fällt, wie schon gesagt, zusammen mit dem Schellingschen Identitätsgesetz, demzufolge die Anziehung zwischen verwandten Seelen nur dem Grade nach von der Wahlverwandtschaft verschieden ist, wie sie in der toten Natur, etwa zwischen Alkalien und Säuren, besteht. Immer wieder schildert uns der Dichter im Verhältnis von Ottilie zu Eduard das Walten dieser Naturkraft. Vorzeichen ihrer naturgesetzlichen Zusammengehörigkeit ist der einseitige Kopfschmerz, der Ottilie stets linksseitig und Eduard rechtsseitig quält. Beim ersten Zusammentreffen findet Eduard, die so zurückhaltende Ottilie sei ein „unterhaltendes Mädchen", weil er auch ohne Worte die Sprache ihres Inneren ver-

steht. Sie selbst übt, wie unter einem Zwange, auf dem Flügel die Musikstücke ein, die Eduard lieb sind, und als dieser eines Abends sein Flötenspiel wieder aufnimmt, zeigt sich, daß sie bei diesem Einüben seine Mängel so zu den ihrigen gemacht hatte, daß daraus „wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das ... höchst angenehm und gefällig lautete. Der Komponist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen". In ähnlicher Weise wird auch die Handschrift Ottiliens allmählich mehr und mehr derjenigen des Geliebten ähnlich.

Daß die Naturkraft auf Ottilie stärker und unwiderstehlicher als auf minder zarte Wesen wirkt, liegt an den besonderen Bezügen, die sie zum Kosmischen hat. Diese Bezüge gegen Ende der Erzählung noch einmal in helles Licht zu setzen, ist die Bestimmung der mit der Handlung des Romans nur ganz oberflächlich verknüpften Episode vom Lord und seinem Begleiter. Die Anregung zu ihr hat Goethe von dem um die Naturphilosophie und vor allem um die Physik und Chemie hochverdienten Johann Wilhelm Ritter empfangen.[1]) Dieser, unter den Schülern Schellings wohl der begabteste, war durch seinen Lehrer sowie durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu den romantischen Dichtern nach und nach von seinen wissenschaftlichen, besonders den Galvanismus betreffenden Arbeiten abgelenkt und für die Untersuchung der geheimnisvollen Beziehungen zwischen der unorganischen Schöpfung und den beseelten Wesen interessiert worden. Solche in wissenschaftlich genauer Weise festzustellen, mußte ja einen Physiker, der auf dem Boden der Identitätsphilosophie stand, besonders reizen. Ein merkwürdiger Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe. Im Jahre 1806 gelangte nämlich nach Deutschland die Kunde, daß ein junger italienischer Landmann die Fähigkeit besitze, das Vorhandensein von Metallen, Erzen und Wasser in der Erdrinde zu „fühlen", d. h. mit Werkzeugen und auch ohne solche durch „körperliche Sensationen" aufzuspüren. Ritter holte das „Medium" (wie man sich heutzutage ausdrücken würde) nach München, wo er als Akademiker lebte, und widmete seine letzten Lebensjahre (er starb schon 1810) der Beschäftigung mit diesen Erscheinungen. Zu seinen außerordentlich umfassenden Untersuchungen bediente er sich außer der schon längst bekannten Wünschelrute und schwebend auf den Fingerspitzen getragenen Kupferstäben besonders der Schwefelkiespendel, die Fäden mit angehängten Schwefelkieskristallen waren. Er kam, wobei allerdings Selbsttäuschung mitspielte, zu dem Ergebnisse, daß es tatsächlich eine Fernwirkung gewisser anorganischer Stoffe auf empfängliche Menschen gäbe, und daß diese auch umgekehrt die Fähigkeit hätten, tote Körper ohne jede mechanische Verbindung, also rein „dynamisch", in Bewegung zu setzen.

[1] Vgl. Graf Carl von Klinckowstroem: 'Goethe und Ritter' (Jahrbuch der G.-G. 8 (1921), 135,51).

Bei seiner Darstellung dieser Erscheinungen in dem Seelengemälde, welches ihn damals beschäftigte, zeigt Goethe sich durchaus als Anhänger der neuen Lehre, die allgemein gewaltiges Aufsehen erregte. Als Experimentator läßt er den bescheidenen, aber gründlich gebildeten Begleiter des Lords auftreten. Dieser beobachtet, daß Ottilie einen bestimmten Nebenweg im Park nicht betreten kann, ohne von einem Schauer und linksseitigem Kopfweh befallen zu werden. Er untersucht den Boden und findet deutliche Spuren, die auf ein Lager von Steinkohlenflözen in der Tiefe hindeuten. Nachdem er sich so von dem Feingefühl des jungen Mädchens für mineralische Stoffe überzeugt und dem ungläubigen Lord entgegnet hatte, daß „noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander" uns verborgen seien, stellt er Versuche mit Ottilie, gleichzeitig auch mit Charlotte an. Bei dieser trat kein Erfolg ein. Hingegen in der Hand von Ottilie taten die Metallpendel ihre Schuldigkeit. Je nachdem man die Unterlage wechselte, bewegten sie sich „bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen oder ... in geraden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung".

Aber so sehr auch Ottilie unter dem Zwange des blind wirkenden Naturgesetzes steht, so ringt sie sich dennoch, wie schon angedeutet wurde, durch inneres Schauen im todesähnlichen Schlummer zu der Forderung der Sittlichkeit, d. h. zum Entschlusse des Entsagens, empor. Sie flieht und will Eduard nicht wiedersehen. Aber gegen die Erwartung führen die geheimnisvollen Mächte sie wieder dem Geliebten zu, und es bleibt ihr nichts übrig, als, von ihm gefolgt, in das Schloß zurückzukehren. Sofort äußert sich hier die magische Anziehungskraft wieder in der alten Weise. „Fanden sie sich in einem Saale, so dauerte es nicht lange, und sie standen, sie saßen nebeneinander ... Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorsatz, zu ihm hinbewegt." Da erkennt Ottilie die Übermacht der Naturgewalt und das Hineingreifen des Schicksals in das „Reich der heiteren Vernunftfreiheit". Sie beschließt, da sie auf andere Weise die Forderung des Sittengesetzes unmöglich erfüllen kann, freiwillig zu sterben. Zu diesem Zwecke verzichtet sie auf das, was elementarster Ausdruck unseres irdischen Lebens ist, auf Nahrungsaufnahme und auf den Verkehr mit ihrer Umgebung durch Wort und Rede. So siegt sie über die Welt und wird durch den Tod zu einer Heiligen, als welche sie in der Erinnerung frommer Gemüter fortlebt, verklärt. Ottilie ist eine gesteigerte Mignon, denn der naturphilosophische Grundgedanke, die Einheit physischen und seelischen Geschehens, kommt in ihr bewußter und stärker als in dieser zum Ausdruck, und sie ist gleichzeitig — hierin zeigt sich der Einfluß der Kantschen

Lehre — sittliche Persönlichkeit, in der das Vernunftgesetz, der kategorische Imperativ, den sinnlichen Trieb schließlich überwindet.

'Wilhelm Meisters Wanderjahre', die lange geplante, aber erst 1807 begonnene Fortsetzung der 'Lehrjahre', erschien in der ersten Fassung 1821 und in der wesentlich umgestalteten endgültigen Form im Jahre 1829. Der greise Dichter stand, vor allem als er das Werk abschloß, nicht mehr auf der Höhe poetischer Gestaltungskraft, aber auf einer Höhe der Lebenserfahrung und Weisheit, wie nur wenige Sterbliche sie je erreicht haben. Es kommt dies zum Ausdruck in den sozialpolitischen und pädagogischen Ideen, deren Darstellung mehr als die romanhaften Teile den Hauptinhalt des Werks bildet und uns nicht nur in die gesamte Kultur der Zeit einführt, sondern auch prophetische Blicke in die Zukunft eröffnet.

Man hat die 'Wanderjahre' wohl das hohe Lied der Arbeit genannt, und das mit Recht, denn der Dichter erkennt nur den als ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft an, der etwas Nützliches schafft. In diesem Sinne wandelt sich selbst der Held des Romans; er verzichtet auf die ihn von Jugend an erfüllenden Ideale einer harmonischen und künstlerischen Bildung und wird zum tüchtigen Wundarzt. Aber den Zusammenhang mit einer höheren Welt und die Ehrfurcht vor ihr soll der Mensch darum nicht verlieren. Solche Empfindung ist Frömmigkeit im Goetheschen Sinne. Sie verkörpert sich in Makarie, die, wie ihr Name besagt, bereits auf Erden ein seliges Wesen ist. Als ältere Frau, als verehrte Tante eines hochstehenden Familienkreises lernen wir sie kennen. Sie waltet auf ihrem Landsitz, im Sinne des Romans unermüdlich tätig, ihre Hausgenossen zu gleichem Fleiße anhaltend und die Bauerntöchter der Nachbarschaft zu tüchtigen Hausfrauen erziehend. Ihrer Umgebung spendet sie in schlichter Form Perlen der Weisheit. Verwandte und Fernstehende pilgern zu ihr, denn sie ist edel, hilfreich und gut und entläßt keinen ohne Rat und Hilfe. So erscheint sie schon in der ersten Fassung der 'Wanderjahre' als eine priesterliche Natur, als die Verkörperung des „ewig Weiblichen", das, wie es in den Schlußgesängen des 'Faust' heißt, den Irrenden zur Höhe hinanzieht.

Im Sinne der Goetheschen Naturphilosophie ist die Natur göttlich. Wer wie Makarie dem Ewigen und Göttlichen näher steht als andere Sterbliche, muß daher auch zum Kosmischen besondere Bezüge haben. Er muß ahnen und schauen, was verborgen ist und durch das begriffliche Denken nur unvollkommen erfaßt werden kann. Das gilt auch wirklich für die auf Erden schon Selige, die somit in eine Reihe mit Mignon und Ottilie tritt. Darum liegen die Herzen der Menschen offen vor ihr. Als sich die liebenswürdigen Sünderinnen Philine und Lydie ihr nahen und zu ihren Füßen niederknien, versteht sie die wortlose Beichte der beiden und entsühnt sie durch ihren Segen. Wie in den Mikrokosmos der menschlichen Seele tut sie auch

in den Makrokosmos, in die äußere Natur, tiefe Blicke, und zwar gerade in denjenigen Teil des Weltalls, der durch das Übermaß seiner Ausdehnung und durch die Macht seiner Gesetzmäßigkeit uns vor allem als das Symbol der Gottheit erscheint, in den gestirnten Himmel.

Von den Bezügen Makariens zur Sternenwelt ist in der ersten Fassung der 'Wanderjahre', in der Makarie überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielt, noch nicht die Rede; hingegen werden sie uns in der endgültigen Form des Romans zweimal erzählt. Das erste Mal geschieht es durch den Mund Angelas, der liebenswürdigen und verständigen Hausgenossin der ehrwürdigen Dame. Diese vergleicht in bedeutsamer Weise Makarie mit dem Dichter, der gewissermaßen ja auch eine Sehernatur sein muß. Wie in seinem Busen „die Elemente der sichtlichen Welt . . . innerlichst verborgen" sind, so daß ihm nichts zur Anschauung kommt, was „er nicht vorher in der Ahnung gelebt" habe, so „sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unseres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, . . . gründlich eingeboren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken". Nicht eher jedoch sei sie zur Einheit und Beruhigung gelangt, als bis sie „den Beistand, den Freund" gewonnen hatte, der ihr über ihr Inneres Aufklärung brachte. Diesen würdigen Naturkundigen, der ihr Hausgenosse und Arzt ist und gleichzeitig auf der von ihr erbauten Sternwarte als Astronom waltet, lernen wir mitten in seiner Tätigkeit kennen und hören von ihm selbst, er habe in anfänglichem Unglauben die Angaben Makariens über ihre Visionen für angelernte Kenntnisse gehalten, sich aber schließlich überzeugt, daß sie „nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr geistig als ein integrierender Teil darin bewege".

Gegen Schluß des Romans, als viele der Auswandernden sich noch eimnal auf dem Landsitz Makariens versammeln, gewissermaßen um ihren Segen zu empfangen, werden von dem Astronomen selbst die wunderbaren Eigenschaften Makariens noch einmal, und zwar ausführlicher als vorher, geschildert. Er berichtet dem gleichfalls naturkundigen Montan: sie wandle „seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar . . . in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend". Sie sei eine Seherin, die durch ihre Visionen dem Gang der Gestirne als „eine lebendige Armillarsphäre, als ein geistiges Räderwerk . . . von selbst auf eigene Weise zu folgen imstande wäre". Durch ihr Schauen sei sie sogar dem Gang der Wissenschaft vorausgeeilt, sie habe nämlich im Zodiakus Gestirne wahrgenommen, die er am Himmel nicht hätte auffinden können, die aber später als die kleinen Planeten entdeckt worden wären. Jetzt sei sie, nachdem sie eine Zeit=

Herzen ist der tiefste, Und reizend ist es, sich hinab zu stürzen (V. 3073ff.).

Der Freiheitsdurstige (V. 2305) ist im Goethischen Sinne unfrei; der Verwöhnte, Verhätschelte ist ewig einsam, nicht nur weil ihn die Einsamkeit gefällig lispelnd anlockt, sondern vor allem, weil er in sich selbst versinkt, „als wäre ganz die Welt in seinem Busen" und weil dann alles ringsumher für ihn verschwindet (V. 2119 ff.).

So ist der Monolog seine eigentümliche Ausdrucksform (II 2. IV 1. 3. 5. V 3), und wieviele seiner sonstigen Ausbrüche sind nichts andres als Selbstgespräche (V. 3304-58)! Es ist mir immer eine leise Störung gewesen, daß auch Leonore (III 3) für ihre kühlklugen Überlegungen zu dieser Ausdrucksform greifen darf, die sonst nur Tassos tiefstes Seelenleben durchleuchtet.[1]) Man hat viel persönlich Goethisches in jenen Monologen gefunden; IV 5 zumal soll auf Goethes eigensten Gefühlspfaden wandeln. Man darf das Selbstbekenntnis nicht überschätzen; es bleibt doch immer Tasso, der spricht; das von Goethe lebendig Mitempfundene tritt zurück vor dem Überwundenen, das der geheilte Dichter jetzt nicht nur unbefangen, sondern fast feindlich herausstellt. Es trifft schwerlich zu, wenn man dies Werk als besonders „einfach und gradlinig" bezeichnet hat. Einheitlich? ja, einfach? nein. Die beiden Ströme des heiß Erlebten und des kühl Beobachteten sind noch erkennbar. Goethe hat den steil stürzenden Pfad sehr wohl gekannt, auf dem Tasso abwärts taumelt; er selbst aber hat den verführenden Schwindel stets bezwungen und war ganz schwindelfrei, als er den 'Tasso' vollendete: vielleicht war die Distanz sogar ein wenig groß geworden. Um so schonungsloser wirkt die ruhige Wahrhaftigkeit dieser erschütternden komplizierten Seelenvorgänge.

Die reizbare Überempfindlichkeit, die Richard Wagner am Tasso bewundert, der jedes Nichts zum Koloß anschwillt, ist zugleich tiefer Quell künstlerischen Könnens und menschlichen Irrens. Eine warme Ehrung, wie der Lorbeerkranz sie bietet, wird dem Helden alsbald zur versengenden, verzehrenden Flamme; eine milde, gütige Herzensneigung der hohen Frau entzündet in ihm irre Raserei; schmerzliche Erfahrungen, unter denen seine Eltern, dann er selbst wirklich litten, machen ihn in wilder Übertreibung zum Ausgestoßenen des Glücks; die schonendste Rüge erschüttert ihn so, daß er sich wie ein Verbrecher behandelt scheint; in jähem Wechsel wird ihm der Boden Ferraras bald das einzige Heil, bald dünkt ihn die Flucht einzige Rettung. Alles sieht er in kindischer Übertreibung durch ein Vergrößerungsglas. Ein unbemerkter Funke, der die Mine zündet, raubt ihm jede Schranke. Schrankenlos ist sein Höhendrang: „In einem Augenblicke

[1]) Der kleine Monolog der Prinzessin III 1 ist kaum als besondere Szene zu rechnen.

soll entstehn, was Jahre lang bereitet werden sollte; er fordert das Unmögliche von sich" (V. 2129 ff.). Aber der titanische Drang ist peinlich gepaart mit häßlichem, Goethe selbst ganz fremdem Mißtrauen, das sich erfindungsreich von eingebildeten Schädigungen nährt. Der Argwohn wandelt sich in eine Furcht, ja einen imaginären Haß, der den teuersten Freunden wirre Lästerungen nicht erspart. Freilich, alle diese Anfälle gehn vorüber, die erhobene Hand sinkt erschreckt vor dem eignen verirrten Willen zurück, „er schadet Andern nicht, er schadet sich" (V. 2140. 919). Nur, er ist ein Kranker, von Rausch und Wahn umstrickt (V. 325/34). Die nervenärztlichen Studien über Dichter und Dichtergestalten sind in begründeten Mißkredit gekommen. Daß Goethe im 'Tasso' aber die Nähe von Genie und Wahnsinn gefühlt, daß er das Schicksal der einseitigen Genialität, die sich nicht zu zähmen wußte, gerade auch in ihren Krankheitssymptomen schildern wollte, daran sollte man nicht zweifeln. Von den harmlosen Zügen des schlechten Wirts und Rechners, von launisch-enger Empfindlichkeit und Skepsis bis zu den unverkennbaren Ausbrüchen des Verfolgungswahnsinns, der sich in irrem Scharfsinn bemüht, den Arzt zu betrügen (gerade der Eingang von IV 5 geht darin sehr weit), hat Goethe die Kennzeichen des Kranken mit unheimlicher Vollständigkeit anklingen lassen, auch das Kleinliche nicht scheuend. Kaum eine Rede Tassos, in der das gestörte Gleichgewicht nicht fühlbar wäre; gerade daß wir mit ihm am Abgrund wandeln, gibt seinen Worten ihren besondern, schmerzlichen Zauber. Und die dunkle Tragik wird dadurch nur dunkler, nur herzzerreißender, daß die maßvolle klassische Schönheit dieser Kunst uns hinter dem exzentrischen Individuum stets zugleich den ewigen Menschheitstypus ahnen läßt. Diese glatte Hofsprache, die mit leiser Lippe verbindlich, liebenswürdig zu reden weiß, ob sie wohl tue oder weh, der kein sittenloses Wort entschlüpft auch in den Augenblicken tiefster Erregung, breitet eine tondämpfende Atlasdecke über das Stöhnen und Aufschreien des kranken Gemüts. Die höfische Rede ist auch Tassos derartig Herr geworden, daß ihm der letzte, vielleicht befreiende Schmerzensschrei der Leidenschaft sich versagt. Der Kontrast der äußern Zähmung mit der innern Schrankenlosigkeit verschlimmert die Aussichten einer Heilung.

Ist Tasso heilbar? Vor Bielschowsky erscheint in der Zukunft ein Dichter, der sich beschränken, der ohne die Ausschreitungen von Liebe und Ehrgeiz sich begnügen wird, nur Dichter zu sein. Andre sehen hinter der Entsagung nun den kommenden, den „erworbenen" Charakter auftauchen. Ich will nicht fragen, wie sich diese optimistischen Zukunftsbilder mit der Geschichte vertragen. Aber hat Goethe eine solche Wandlung irgendwie vorbereitet? Noch dicht vor der Katastrophe erscheint Tasso der Versuch, Leidenschaft zu bekämpfen, als freche Selbstzerstörung (V. 3262). Dürfen wir diesem Tasso auch nur

wünschen, daß er verlerne, mit dem Unmöglichen sein Spiel zu treiben? Wird für ihn der Schmerz die Heilkraft besitzen, die edle Frauen, Iphigenie und die Prinzessin, ihm beimessen? Schwerlich. Tasso hat im Schmerz stets nur den Feind gesehen. Freilich, auch er tröstet sich: „vielleicht genes' ich wieder" (V. 3398). Aber „das sichert uns nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht" (V. 1712), „der Augenblick kommt wieder: er beherrscht so wenig seinen Mund wie seine Brust" (V. 2147). Die Teilnehmer der Handlung glauben nicht an die innere Umkehr. Und sein Glück und Leid trägt der Held einzig in sich selbst. Dem Verwöhnten, der auf des Glückes breitem Polster ruhte, von des Lebens Mühen und Nöten unbehelligt, den Liebe und Geduld zart umgab und hegte, ihm kann von außen niemand helfen, am wenigsten Antonios Freundschaft, auf die nur der Prinzessin Weltfremdheit zu hoffen vermag (V. 954 f.): Goethe hat diesem Mißverständnis selbst schon vorgebeugt (V. 1711).

Es gibt zwei Seiten in Tassos Künstlertum, die im faustischen Sinne auf Genesung deuten könnten. In seiner Kunst scheint er die Kraft der Selbstzucht, der Form zu besitzen; an seinem Gedicht übt er unermüdlich die Feile (V. 265). Aber ist es ihm wirklich ernst, wenn er Antonio und dem Herzog von den künstlerischen Absichten berichtet, die ihn nach Rom ziehen? Eigentlich will er ja gar nicht nach Rom. Und im Hintergrunde taucht der kranke Besserer auf, der an seinem Kunstwerk so lange herumfeilt, bis es zerrieben ist; Alphons, der seinen Dichter kennt, sucht ihn gütig und eindringlich vor dieser zerstörenden Selbstkritik zu hüten (V. 3030 ff.).

Dann aber sehnt sich Tasso nach der „Tat" (V. 909. 1170). Er wünscht, daß der Gott in seinem Busen auch nach außen hin bewege; ihm schiene es schönster Lohn, wenn es gelänge, durch sein Lied „zu edlen Taten unsern Zeitgenossen aus einem langen Schlaf zu rufen" (V. 2637). Aber, was hier mit seinem dichterischen Schaffen sich verbündet, wird an andrer Stelle ein Gegensatz, den er neidvoll fühlt: der Staatsmann Antonio erweckt geradezu seine Eifersucht. Er schreitet nicht den Weg von Wort und Sinn zur Tat, sondern empfindet im Grunde auch hier unversöhnliche Gegensätze. Was Goethe vereinte, wird sich in seinem Tasso stets bekämpfen.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." Dieser Satz schmückt noch die Alterstrilogie der Leidenschaft. Goethe kannte diesen Segen der Dichterkraft. Aber liegt darin eine Gewähr innerer Beruhigung und Heilung? Gewiß nicht. Goethe hatte an Bürger und Lenz, die jene Gottesgabe wahrlich besaßen, das Gegenteil genau kennen gelernt; Christian Günther, der in dieselbe Reihe gehört, hat ihn schon in früher Jugend angeregt und noch im Alter lebhaft beschäftigt. Sie alle hat ihr Künstlertum zwar durch schwere Stunden geleitet, aber nicht geheilt; im Gegenteil, das Schwert, das die Wunde heilte, schlug schnell

neue schlimmre Wunden. Goethe hat im Dienst für andre, zumal seit Weimar, die egoistische Selbstischkeit überwunden, die mit jenem künstlerischen Schaffen weltfremder Dichter eng verbunden ist; Tasso liebt im Grunde keinen andern Menschen, kennt nur die imaginäre Liebe, die ein Teil seiner Kunst ist; selbst Billigkeit gegen andere dünkt ihm schon Selbstzerstörung (V. 2342). Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß er ein anderer werden wird. Diese „consequente Composition“ durfte nicht umfallen.

Goethe ist ein Freund milder Schlüsse. Der zweite Schluß der 'Stella' ist ganz ungoethisch. Den sterbenden Götz umfängt ein weicher Frühlingsabend mit ruhiger Melancholie, dem sterbenden Clavigo wird Vergebung. Der sterbende Egmont schaut, fast wie der uralte Faust, in eine herrliche Zukunft. Eine begeisterte Rede des Mönchs sollte in der 'Natürlichen Tochter' aus den Schrecken der Revolution schließlich hoffnungsvoll vorwärts tragen. Ich zweifle nicht, daß an Nausikaas Leiche, über der Kunde von Mariens Tode versöhnende Worte erklingen sollten; auch in der Tragödie vom Kampf der alten und neuen Zeit war die Schlußszene gewiß bestimmt, geistig wieder zu einen, was der Tod scheiden und entscheiden mußte. Das Krasse wird im Abschluß von Goethe gemieden. Aber nicht die Folgerichtigkeit. Ich habe nie verstanden, wie man aus Tassos Schlußworten eine ernstliche Zuversicht zu seiner Zukunft schöpfen konnte. Das Schiff ist zerborsten; der Schiffer klammert sich an die öde Klippe, die ihm höchstens leisten kann, was Salas y Gomez ihrem resignierten Bewohner bot, und zu solcher Selbstbescheidung ist Tasso nicht der Mann. Daß sich einst die Sonne so schön in der ruhigen Woge spiegelte, gibt der sturmgepeitschten Welle wahrlich keinen Halt und Glanz. In Bildern verklingt das Leid. Von neuem steigt, aber nur matten Mutes, die Illusion auf, die dem Dichter künstlerisch so viel, dem Menschen menschlich nur so wenig sein darf. Grade der letzte Akt, ja eben die letzte Szene, in der jede Rede Tassos einen Stimmungsumschlag bedeutet, zeigt den Dichter mehr denn je als den Spielball jäh wechselnder Selbsttäuschungen. Auch das Schlußwort ist Illusion. Richard Wagner fürchtete für Goethes Tasso den Wahnsinn. Ich sehe keinen andern Ausgang. Aber das Ende steht nicht unmittelbar vor der Tür. So ist der Ausblick tief melancholisch, hoffnungslos, im Innersten tragisch. „Zart Gedicht wie Regenbogen wird nur auf dunklem Grund gezogen“: schwänden die Wolken, so wäre auch der Farbenglanz der Dichtung dahin. Die Verbindung von Hoffnungslosigkeit und Illusion stellt dem Darsteller eine schwierige, aber klare Aufgabe. Eine ungelöste Frage läßt der Dichter nicht bestehn. Dies extreme Künstlerdrama, der Erstling der neuen Gattung, mußte um so unerbittlicher Tragödie werden, je tapfrer und fester Goethe in sich die Gefahren des reinen, sich selbst setzenden Künstlertums überwunden hatte.

# Mignon, Ottilie, Makarie im Lichte der Goetheschen Naturphilosophie

Von Julius Schiff (Breslau)

Der Literarhistoriker Jean Jacques Ampère hat vor etwa hundert Jahren den Goetheschen Tasso einen „gesteigerten Werther" genannt. In ähnlichem Sinne nennt ein tüchtiger lebender Goethe-Kenner, der ebenfalls dem Volke unserer westlichen Nachbarn angehört, André François-Poncet, die Ottilie der 'Wahlverwandtschaften' eine „gesteigerte Mignon". Es dürfte nicht unberechtigt sein, diesen beiden von Jugendglanz und gleichzeitig vom Zauber des Geheimnisvollen umstrahlten Geschöpfen der Goetheschen Muse als Dritte im Bunde die reife und weise Makarie der 'Wanderjahre', die Vertreterin des ewig Weiblichen und gleichzeitig überirdischer Naturerkenntnis, zuzugesellen. Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, daß der innere Zusammenhang dieser drei Frauengestalten und die Steigerung in ihren seelischen Eigenschaften auf der Naturphilosophie ihres Schöpfers beruht.

Die Naturphilosophie Goethes war in ihren Grundzügen durchaus selbständig. Wenn man Goethe trotzdem allgemein und im Einklang mit den eigenen Angaben einen Schüler Spinozas nennt, so muß man, wie ein geistreicher Philosoph sich ausdrückte, zugestehen, daß er „Spinozist war, noch bevor er Spinoza kennen lernte". Immerhin hat dieser Weise einen maßgeblichen Einfluß auf ihn ausgeübt. Von ihm übernahm er die Vorstellung von der Einheit und Göttlichkeit des Weltalls; oder vielmehr, was als dunkele Empfindung von früh an in ihm gelebt hatte: „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu suchen", das war ihm durch das Studium Spinozas zur Klarheit geworden. Wie der Pantheismus Spinozas entsprach auch seine Erkenntnislehre den inneren Bedürfnissen des Goetheschen Geistes. Zufolge dieser Lehre gibt es eine Erkenntnis niederer Art, die sich auf vereinzelte Erfahrungen gründet, eine mittlere Form der Erkenntnis, die durch das strenge logische Denken zu klaren Begriffen führt, und schließlich die cognitio intuitiva, die höchste Erkenntnis, die durch das unmittelbare innere Schauen, also durch Intuition, zum wahren Wesen der Dinge gelangt. Durch diese Lehre erhielt

Goethe, der in gleicher Weise mit dem äußeren Auge zu beobachten wie mit dem inneren zu schauen verstand, Aufklärung über sein Selbst und überhaupt über die Art, wie der schöpferische Geist in die Gesetze des Weltgeschehens eindringt.

Goethes naturphilosophische Vorstellungen sind am besten aus seinen zoologisch-botanischen Forschungen zu erkennen. Im Gegensatz zu der herrschenden Linnéschen, auf die Einzelbeobachtung ausgehenden Schule lehnte er das Trennen, Zählen und Abstrahieren ab. Vielmehr suchte er die Harmonie alles Seienden, wie er sie im Inneren schaute, durch strenge Beobachtung zu erweisen. So gelangt er zu seinen bedeutsamen, der Zeit voranschreitenden Ergebnissen. Er entdeckt den Zwischenkiefer des Menschen, dessen Fehlen als wichtigster anatomischer Unterschied zwischen diesem und den Affen gedeutet wurde, und zeigt damit das durchgreifende Gesetz für den Knochenbau von Mensch und Säugetier. Wenig später weist er nach, daß im Schädel aller Wirbeltiere umgeformte Wirbelringe vorliegen, daß also auch hier den verschiedenen Erscheinungen eine höhere Einheit zugrunde liegt. Für die Pflanzenwelt drängt sich ihm die Vorstellung einer Urpflanze auf, von der die lebenden Gewächse mehr oder minder veränderte Abbilder seien. Sie aufzufinden vermag er allerdings nicht, so sehr er auch, besonders in der formenreichen Flora Italiens, nach ihr sucht. Dafür gelingt ihm zu seiner Freude der Nachweis, daß der Pflanze wie dem Tier ein einheitlicher Bauplan zugrunde liegt. Er zeigt nämlich, daß der Stengel immer wieder das gleiche Organ entwickelt, das Blatt, das sich in die verschiedensten Formen, insbesondere in die Blütenteile, verwandeln kann und doch der Anlage nach immer dasselbe bleibt. Indem er diesen Gedanken des einheitlichen Bauplans erweitert, gelangt er zu dem kühnen Begriffe des Typus, den er, wenn auch nicht für das gesamte Reich der Organismen, so doch für die höhere Tierwelt durchzuführen bestrebt ist.

Goethes Erforschung der Natur und sein künstlerisches Gestalten sind Ausflüsse derselben Wesenheit. So ist von vornherein zu erwarten, daß wir seinen naturphilosophischen Ideen auch in seinen Dichtungen begegnen werden. Bestätigung hierfür bringt vor allem die Analyse seines großen Lebenswerks, des 'Faust'. Aber auch in den Romanen, zunächst in 'Wilhelm Meisters Lehrjahren', leben diese Ideen. Es zeigt sich dies am klarsten bei der Betrachtung von Mignon, d. h. derjenigen Frauengestalt des Werks, die der Dichter mit geradezu zärtlicher Liebe umfaßt hat, und die dem deutschen Volke vor allem ans Herz gewachsen ist.

Die älteren Kritiker, die Mignon nur aus der 1796 abgeschlossenen endgültigen Form des Romans kannten, wußten nicht die ursprünglichen Elemente ihres Charakters von den späteren, nach der Italienischen Reise allmählich gemachten Zusätzen zu trennen. Der

glückliche Zufall, der die in den Jahren 1777 bis 1785 niedergeschriebene Urform des Werks, die 'Theatralische Sendung', zutage gefördert hat, gestattet uns jetzt, dies zu tun. Die Mignon des 'Ur-Meisters' ist vor allem die Verkörperung jener leidenschaftlichen Sehnsucht, die Goethe zu dieser Zeit nach Italien zog, dem Vaterlande des Sonnenglanzes, der höchsten Naturschönheit und der vollendeten Kunst. Das herbe Kind, das durch ein düsteres Schicksal der südlichen Heimat entrissen und einer Gesellschaft niedriger Seiltänzer überliefert worden ist, wird ihnen, anders als in der späteren Fassung, durch die Direktorin der wandernden Schauspielertruppe abgekauft. So gelangt sie zu dem jugendlich begeisterten Freunde der Bühnenkunst, zu Wilhelm Meister. Zu ihm fühlt sie sich hingezogen, ihm zu folgen und zu dienen ist ihr höchster Wunsch. Glücklich ist sie, als er sie — halb als sein Kind, halb als die Geliebte — an sein Herz zieht. Hier, gerade als sich die Mädchenknospe zur Jungfrau entfaltet, bricht die 'Theatralische Sendung', die ja ein Bruchstück geblieben ist, ab.

Was hat nun diese Mignon, bei deren Gestaltung der Dichter stark durch Erlebnisse und äußere Erfahrungen, also durch Zufälliges, beeinflußt worden ist, mit seiner Naturphilosophie zu tun? Wenig und doch viel. Die Sehnsucht, die sie beseelt, der Trieb nach Sonne, Wärme und nach demjenigen, der ihr in Einer Person Gebieter, Vater und Geliebter ist, tritt in ihr als reine Naturgewalt zutage. Sie steht einzig unter dem Zwange dieser Kraft, die durchaus der Anziehung zwischen Magnet und Eisen oder zwischen Basen und Säuren gleicht. Sie empfindet daher nichts von den Forderungen einer jenseits des Sichtbaren begründeten Sittlichkeit. Schillers Ausspruch in einem der wunderbaren Briefe, mit denen er das Schaffen des Freundes begleitet hat: daß sich in Mignon „nichts als die Menschheit" darstelle, ist daher nur zu verstehen, wenn man die Menschheit im kosmischen Sinne auffaßt, d. h. insofern als sie zum Kosmos gehört und durch die Naturgesetzlichkeit bestimmt wird. Kurz, Mignon stellt ein Stück jener pantheistischen Vorstellung von der Einheit zwischen Naturvorgängen und Seelenleben, die für Goethes Naturphilosophie charakteristisch ist, lebendig dar.

In der 'Theatralischen Sendung' besteht im Gegensatz zu den 'Lehrjahren' noch kein Zusammenhang zwischen Mignon und der zweiten geheimnisvollen Figur des Romans, dem Harfner. Gemeinsam aber ist ihnen die Gabe, das, was sie im Innersten bewegt, im seelenvollen Liede ausströmen zu lassen. Schiller, der in dem schon genannten Briefe die Welt des Romans mit einem wohlgeordneten Planetensystem vergleicht, weist diesen beiden Gestalten die Rolle von Kometen zu, die „so schauerlich wie diese das System an ein Entferntes und Größeres" anknüpfen. Dieses „Entfernte und Größere" ist die Gesamtnatur, die für Goethe nicht nur der Gottheit Kleid,

sondern die Gottheit selbst ist. Mignon hat also, ebenso wie der Harfner, von dem wir aber hier absehen, besondere Bezüge zum Kosmischen. Dies ist zu berücksichtigen, wenn man ihr Wesen verstehen will. Wir hören nämlich, daß sie allem Unterricht gegenüber versagt und daß sie selbst die deutsche Sprache, in die sie italienische und französische Redensarten mischt, nicht bemeistern lernt. Andererseits hat ihr der Dichter jene unsterblichen Lieder in den Mund gelegt, durch die sie sich in das Herz des deutschen Volkes gesungen hat. Sie kann also, was sie in der Sprache der gewöhnlichen Sterblichen nicht aussprechen kann, in Musik und Poesie verkünden. Dieser Widerspruch zwischen einer scheinbar geringen geistigen Begabung und höchstem Können löst sich, wenn wir mit Goethe annehmen, daß es neben den niederen Formen der Erkenntnis eine höhere gibt, und daß Mignon die Gabe, auf der sie beruht, das unmittelbare Schauen in das Weltgeschehen, in besonderem Maße besitzt. Hiermit hängt auch das überraschende Ahnungsvermögen zusammen, das ihr zukommt und das sich oft äußert, am auffallendsten, wenn sie früher als alle anderen und als der Vater selbst sich bewußt wird, daß Felix der Sohn ihres geliebten Gebieters ist.

In Goethes Naturphilosophie spielte der Begriff der Gegensätzlichkeit oder der Polarität eine wichtige Rolle. Ihm ordnete er die Erscheinungen der positiven und negativen Elektrizität, des nördlichen und südlichen Magnetismus, der sauren und alkalischen Wirkung usw. unter. Er sah ihn in der organischen Natur im männlichen und weiblichen Prinzip. Besonders wichtig erschien ihm und als Grundlage alles Geschehens, daß die ursprüngliche Einheit sich entzweien und das Gegensätzliche wieder zusammenfließen könnte. „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen", so heißt es in der 'Farbenlehre', „ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Auch in der geistigen Entwicklung Mignons, wie der Dichter sie uns vorführt, zeigt sich das Polaritätsgesetz, und zwar in der merkwürdigsten Weise. Wir hören, daß sie von früher Jugend an wie ein Knabe springt und klettert, sich wie ein solcher beträgt und kleidet und es übelnimmt, wenn sie nach ihrem wahren Geschlechte als Mädchen bezeichnet wird. Am überraschendsten ist es, daß die Erzählung auf diese ihre Neigung Rücksicht nimmt, und daß sie bald als „er", bald als „sie" bezeichnet wird. Im Sinne des Polaritätsgesetzes gehört sie in das Reich jener Wesen, in denen das „Geeinte" noch nicht nach der einen oder anderen Seite hin geschieden ist, ähnlich wie es im 'Faust' von dem nach Verkörperlichung trachtenden Homunculus geradezu heißt: er sei hermaphroditisch. Hingegen ist die von medizinischer Seite wiederholt aufgestellte Hypothese, Goethe habe uns in Mignon einen anatomischen Zwitter und das abnorme Seelenleben eines solchen

darstellen wollen[1]), aufs schärfste zurückzuweisen: sie ist geradezu eine Beleidigung für den Dichter, der mit seinem zarten Empfinden immer das Mißgebildete verabscheut hat. In der endgültigen Form, in die die 'Theatralische Sendung' später umgegossen wurde, in den 'Lehrjahren', führt übrigens die innere Entwicklung Mignons allmählich die polare Scheidung herbei, und unter dem veredelnden Einflusse von Therese und Natalie wird der rätselhafte „Mädchenknabe" ganz zum sittigen Mädchen. Allerdings, als sie ihr Ende nahe fühlt und ihren tiefsinnigen Schwanengesang singt, sehnt sie sich wieder, eine jener „himmlischen Gestalten", die weder Mann noch Weib sind, zu werden.

Als ein mißgebildetes Wesen ist Mignon, des Dichters ausgesprochener Liebling, gewiß nicht anzusehen. Aber sie zeigt unzweifelhaft pathologische Züge. Die schon erwähnten Sachverständigen haben in ihr die Merkmale aller möglichen Krankheiten nachgewiesen und nicht nur Herzleiden und Hysterie, sondern auch geistige Minderwertigkeit, ja die verschiedensten Entartungserscheinungen und selbst angeborenen Schwachsinn festgestellt. Es lohnt nicht, hiergegen anzukämpfen: wer in der Sängerin der holdesten Lieder ein degeneriertes Geschöpf sieht, dem fehlt das Verständnis für Goethes innige Dichtung. Hingegen kann natürlich nicht geleugnet werden, daß Mignon, die an Zuckungen und Krampfanfällen leidet, herzkrank ist. Dies tritt in den 'Lehrjahren' noch stärker hervor als in der 'Theatralischen Sendung' und hat ja auch ihren plötzlichen Tod in Wilhelms Gegenwart zur Folge. Doch hängt dies keineswegs mit körperlicher oder gar geistiger Minderwertigkeit zusammen, sondern gerade mit dem Gegenteil, nämlich dem gesteigerten und vertieften Empfindungsleben, wie es den erlesenen Naturen eigen ist. In klarster Weise spricht dies die feinsinnige Natalie aus, wenn sie sagt, daß „das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde". Im übrigen wird von der Verbindung geistiger Hellsichtigkeit und körperlicher Krankheit noch an späterer Stelle zu sprechen sein.

Nachdem der Dichter die Entwicklung Mignons durch ihren Tod zum Abschluß gebracht hat, also nachträglich, fühlt er das Bedürfnis, uns das Rätsel ihrer Herkunft zu lösen. Der Marchese, der als deus ex machina erscheint, erkennt in dem Leichnam seine Nichte; hierauf enthüllt er uns, daß sie einem naturwidrigen Bunde, einer in Unkenntnis der Verhältnisse geschlossenen Geschwisterehe, entstamme, und daß der Harfner, also ein Mann von pathologischem Geisteszustand, ihr Vater sei. Wir erkennen sie also, wenn auch keineswegs als geistig minderwertig, so doch als erblich belastet. Diese nachträgliche Aufklärung ist wohl darauf zurückzuführen, daß Goethe, als er

[1]) Vgl. Gustav Cohen: 'Mignon' (Jahrbuch der G.-G. 7 (1920), 132/53).

die 'Lehrjahre' abschloß, in besonderem Maße mit anatomischen Studien beschäftigt war, und daß sich ihm dabei die Bedeutung der Vererbungserscheinungen — der Stetigkeit der organischen Natur, wie er zu sagen pflegte — aufgedrängt hatte. Den Beweis hierfür liefert ein Brief an Schiller aus dem Jahre 1796, worin er dem Freunde meldet, er wolle den an „Pflanzen und Insekten" entdeckten „Grundsatz der Stetigkeit" auch „an elementaren und geistigen Naturen probieren". Wen anders nämlich als Mignon hätte er wohl damals unter einer „elementaren und geistigen Natur" verstehen sollen?

In einem sehr bedeutenden Briefe an seinen Freund Fritz Jacobi aus dem Jahre 1801 spricht Goethe es aus, daß nur diejenigen Philosophen einen wirklichen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, die ihn nicht in seinem „natürlichen Gang" störten, die vielmehr seine „ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins", erhöht, gesichert und „in ein tiefes, ruhiges Anschauen" verwandelt hätten. Zu diesen Denkern gehörte, außer Spinoza und in zweiter Linie, Leibniz. Goethe hat von ihm den wichtigen Begriff der Monade übernommen. Die Monaden sind ähnlich den Atomen die Urelemente alles Seienden, unterscheiden sich aber von diesen, die einzig von außen her durch Kräfte nach mechanischen Gesetzen bewegt werden, dadurch, daß sie innere, mehr oder minder klare Vorstellungen besitzen, also gewissermaßen beseelt sind. Da sie auch die organischen Wesen aufbauen, wird auf diese Weise ein Dualismus vermieden, und der Mensch ist „mit der Natur eins". Mit dieser Lehre hängt vor allem auch Goethes Unsterblichkeitsglaube, den er oft ausgesprochen hat, und der auch in die Schlußkapitel der 'Faust'-Dichtung bedeutsam hineinspielt, zusammen. Der Tod tritt nämlich ein, wenn „die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihrer treuen Dienste entläßt", während sie selbst und damit die Persönlichkeit des betreffenden Wesens fortbesteht.

Von den zeitgenössischen Philosophen hat der größte, Immanuel Kant, Goethe zwar manche Aufklärung über das Wesen der Erkenntnis gebracht, im ganzen aber blieb er ihm fremd. Insbesondere die Lehre vom „Ding an sich", nach welcher wir nur die Erscheinungen begreifen, während das Wesen der Dinge uns gänzlich unzugänglich ist, stand in schroffem Widerspruch zu seinen tiefsten Vorstellungen. Hingegen trat ihm, auch persönlich, um die Wende des 18. Jahrhunderts, wenige Jahre nach der Vollendung der 'Lehrjahre', der junge, in Jena unter seinen Augen wirkende Schelling nahe. Goethe erkannte rasch, daß die von diesem begründete „Naturphilosophie im engeren Sinne des Worts" seinen eigenen Anschauungen in systematischer Weise Ausdruck gab, daß insbesondere auch für sie Natur und Geist im Absoluten identisch seien. Dem „Identitätssystem" begegnen wir daher von nun an vielfach in tiefsinnigen Gedichten: er besingt die Natur als Vorstufe des Geistes, zu dem sie

sich allmählich entwickelt, und preist gleich dem jüngeren Denker die Weltseele als das Lebensprinzip, welches die unorganischen und die organischen Wesen zu einem einheitlichen Gesamtorganismus verknüpft. Auch in vielerlei Einzelfragen stimmten beide Männer überein. So war es Goethe in gewissem Sinne zusagend, daß Schelling im Gegensatz zur Aufklärung Verständnis für die ältere Mystik besaß. Ja, für die Untersuchung der geheimnisvollen Seelenvorgänge im Menschen, mit denen Schelling und noch mehr seine Schüler sich mit Vorliebe beschäftigten, zeigte er, wie wir noch sehen werden, besonders lebhafte Anteilnahme.

Goethes dritter großer Roman, 'Die Wahlverwandtschaften', erschien im Jahre 1809. Hat die Naturphilosophie für die 'Lehrjahre' einzelne Elemente geliefert, so bildet sie hier geradezu die Grundlage. Darauf weist schon der Name hin. Der schwedische Chemiker Torbern Bergman hatte als Ursache der chemischen Vorgänge eine besondere Art der Anziehungskraft, die er „affinitas electiva" oder „Wahlverwandtschaft" nannte, erkannt. Goethe, der sich gerade in jener Zeit besonders für Galvanismus und Chemie interessierte, wollte die gleiche Naturkraft im Triebleben der Menschen aufsuchen oder, wie er in der Ankündigung zu seinem Werke sagte, von „seelischen Wahlverwandtschaften" dichten. Solche müßte es geben, da „doch überall nur eine Natur ist und auch durch das Reich der heiteren Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit sich hindurchziehen". Wie der Titel sind auch die chemischen Beispiele am Anfang den Schriften Bergmans entnommen. Sie zeigen die Wirkungen der Wahlverwandtschaft in der toten Natur, wie sie zwei getrennte Stoffe vereinigt, durch Einwirkung eines stärkeren Stoffes eine Verbindung scheidet und schließlich durch gekreuzte Anziehung aus zwei vorhandenen Verbindungen zwei neue herstellt. Gleichzeitig erhalten wir schon hier bedeutungsvolle Hinweise auf entsprechende Vorgänge im Seelenleben.

Ottilie, die Heldin der 'Wahlverwandschaften', hat scheinbar mit Mignon nichts gemein, ja, sie steht in ihrer holden Jungfräulichkeit in starkem Gegensatz zu dem wilden Knabenmädchen. Jedenfalls sind ihre äußeren Schicksale recht verschieden. Beide wurden früh Waisen, aber Mignon gerät in die Hände roher Seiltänzer, während Ottilie unter der liebevollen Leitung Charlottens, der klugen Freundin ihrer verstorbenen Mutter, eine sorgfältige Erziehung erhält. Hingegen in der seelischen Anlage stimmen sie vielfach überein. Beim Unterricht erscheinen beide als wenig begabt, sie stehen im verstandesmäßigen Erfassen der Dinge hinter anderen zurück. Aber was wir von Mignon schon wissen, gilt auch von Ottilie: sie hat die Gabe des Ahnens und inneren Schauens. Dunkel fühlt sie es selbst; ja, sie spricht aus, daß ein „inneres Licht" in ihr leuchte, das, wenn es einmal aus ihr herausträte, jedes äußere entbehrlich machen

würde. Was ihr auf solche Weise offenbar geworden, strömt sie nicht wie Mignon in Liedern aus, vielmehr in den sinnigen Aussprüchen, die sie ihrem Tagebuch anvertraut. Von diesen ist zwar mancherlei, wie der Dichter erzählt, angeeignete Weisheit, alles aber, was „von innigerem Bezug“ ist, entstammt ihrer reinen Seele. So erklärt sich, daß ihr Denken und Fühlen sich weit über das anderer junger Mädchen, selbst der so glänzend begabten Luciane, erhebt.

Ottilie hat nicht nur besondere Bezüge zum Kosmischen, sie ist geradezu Hellseherin. In dem langen Zeitraum, in dem Eduard, freiwillig von ihr getrennt, den Gefahren des Krieges trotzt, hat sie an jedem Abend, wenn sie zwischen Wachen und Schlaf schwebt, das Gefühl, in einen mild erleuchteten Raum hineinzublicken. „In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich . . . Die Gestalt, bis aufs kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte . . . Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, gestärkt; sie fühlte sich überzeugt, Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältnis.“ Die erhöhten Seelenzustände sind bei Ottilie, ähnlich wie es bei Mignon war, mit körperlichem Leiden verbunden. Sie wird viel von Kopfschmerz gequält. Hin und wieder befällt sie eine Art Starrkrampf, ein „halber Totenschlaf“. Dann ist sie völlig unfähig, sich zu äußern und sich zu bewegen, aber sie sieht im Geiste, was rings herum geschieht, ja, alle Trübungen schwinden, und die vom Körper unabhängig gewordene Seele schwingt sich zu hohen Erkenntnissen und Willensakten empor. Als sie sich wieder in diesem Zustand befindet, wird ihr (was für die Entwickelung des Romans von entscheidender Bedeutung ist) die Erleuchtung zuteil, durch die sie aus einem Naturwesen zur sittlichen Persönlichkeit reift: sie erkennt, daß ihr Wunsch, mit Eduard verbunden zu werden, ein Verbrechen ist, und daß sie entsagen müsse, um ihre Schuld zu büßen.

Goethe hat einmal ausgesprochen: die ‘Wahlverwandtschaften’ seien unter seinen größeren Dichtungen die einzige, bei der er in bewußter Weise nach einer Idee gearbeitet habe. Diese fällt, wie schon gesagt, zusammen mit dem Schellingschen Identitätsgesetz, demzufolge die Anziehung zwischen verwandten Seelen nur dem Grade nach von der Wahlverwandtschaft verschieden ist, wie sie in der toten Natur, etwa zwischen Alkalien und Säuren, besteht. Immer wieder schildert uns der Dichter im Verhältnis von Ottilie zu Eduard das Walten dieser Naturkraft. Vorzeichen ihrer naturgesetzlichen Zusammengehörigkeit ist der einseitige Kopfschmerz, der Ottilie stets linksseitig und Eduard rechtsseitig quält. Beim ersten Zusammentreffen findet Eduard, die so zurückhaltende Ottilie sei ein „unterhaltendes Mädchen“, weil er auch ohne Worte die Sprache ihres Inneren ver-

steht. Sie selbst übt, wie unter einem Zwange, auf dem Flügel die Musikstücke ein, die Eduard lieb sind, und als dieser eines Abends sein Flötenspiel wieder aufnimmt, zeigt sich, daß sie bei diesem Einüben seine Mängel so zu den ihrigen gemacht hatte, daß daraus „wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das . . . höchst angenehm und gefällig lautete. Der Komponist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen". In ähnlicher Weise wird auch die Handschrift Ottiliens allmählich mehr und mehr derjenigen des Geliebten ähnlich.

Daß die Naturkraft auf Ottilie stärker und unwiderstehlicher als auf minder zarte Wesen wirkt, liegt an den besonderen Bezügen, die sie zum Kosmischen hat. Diese Bezüge gegen Ende der Erzählung noch einmal in helles Licht zu setzen, ist die Bestimmung der mit der Handlung des Romans nur ganz oberflächlich verknüpften Episode vom Lord und seinem Begleiter. Die Anregung zu ihr hat Goethe von dem um die Naturphilosophie und vor allem um die Physik und Chemie hochverdienten Johann Wilhelm Ritter empfangen.[1]) Dieser, unter den Schülern Schellings wohl der begabteste, war durch seinen Lehrer sowie durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu den romantischen Dichtern nach und nach von seinen wissenschaftlichen, besonders den Galvanismus betreffenden Arbeiten abgelenkt und für die Untersuchung der geheimnisvollen Beziehungen zwischen der unorganischen Schöpfung und den beseelten Wesen interessiert worden. Solche in wissenschaftlich genauer Weise festzustellen, mußte ja einen Physiker, der auf dem Boden der Identitätsphilosophie stand, besonders reizen. Ein merkwürdiger Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe. Im Jahre 1806 gelangte nämlich nach Deutschland die Kunde, daß ein junger italienischer Landmann die Fähigkeit besitze, das Vorhandensein von Metallen, Erzen und Wasser in der Erdrinde zu „fühlen", d. h. mit Werkzeugen und auch ohne solche durch „körperliche Sensationen" aufzuspüren. Ritter holte das „Medium" (wie man sich heutzutage ausdrücken würde) nach München, wo er als Akademiker lebte, und widmete seine letzten Lebensjahre (er starb schon 1810) der Beschäftigung mit diesen Erscheinungen. Zu seinen außerordentlich umfassenden Untersuchungen bediente er sich außer der schon längst bekannten Wünschelrute und schwebend auf den Fingerspitzen getragenen Kupferstäben besonders der Schwefelkiespendel, die Fäden mit angehängten Schwefelkieskristallen waren. Er kam, wobei allerdings Selbsttäuschung mitspielte, zu dem Ergebnisse, daß es tatsächlich eine Fernwirkung gewisser anorganischer Stoffe auf empfängliche Menschen gäbe, und daß diese auch umgekehrt die Fähigkeit hätten, tote Körper ohne jede mechanische Verbindung, also rein „dynamisch", in Bewegung zu setzen.

[1] Vgl. Graf Carl von Klinckowstroem: 'Goethe und Ritter' (Jahrbuch der G.-G. 8 (1921), 135/51).

Bei seiner Darstellung dieser Erscheinungen in dem Seelengemälde, welches ihn damals beschäftigte, zeigt Goethe sich durchaus als Anhänger der neuen Lehre, die allgemein gewaltiges Aufsehen erregte. Als Experimentator läßt er den bescheidenen, aber gründlich gebildeten Begleiter des Lords auftreten. Dieser beobachtet, daß Ottilie einen bestimmten Nebenweg im Park nicht betreten kann, ohne von einem Schauer und linksseitigem Kopfweh befallen zu werden. Er untersucht den Boden und findet deutliche Spuren, die auf ein Lager von Steinkohlenflözen in der Tiefe hindeuten. Nachdem er sich so von dem Feingefühl des jungen Mädchens für mineralische Stoffe überzeugt und dem ungläubigen Lord entgegnet hatte, daß „noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander" uns verborgen seien, stellt er Versuche mit Ottilie, gleichzeitig auch mit Charlotte an. Bei dieser trat kein Erfolg ein. Hingegen in der Hand von Ottilie taten die Metallpendel ihre Schuldigkeit. Je nachdem man die Unterlage wechselte, bewegten sie sich „bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen oder . . . in geraden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung".

Aber so sehr auch Ottilie unter dem Zwange des blind wirkenden Naturgesetzes steht, so ringt sie sich dennoch, wie schon angedeutet wurde, durch inneres Schauen im todesähnlichen Schlummer zu der Forderung der Sittlichkeit, d. h. zum Entschlusse des Entsagens, empor. Sie flieht und will Eduard nicht wiedersehen. Aber gegen die Erwartung führen die geheimnisvollen Mächte sie wieder dem Geliebten zu, und es bleibt ihr nichts übrig, als, von ihm gefolgt, in das Schloß zurückzukehren. Sofort äußert sich hier die magische Anziehungskraft wieder in der alten Weise. „Fanden sie sich in einem Saale, so dauerte es nicht lange, und sie standen, sie saßen nebeneinander . . . Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorsatz, zu ihm hinbewegt." Da erkennt Ottilie die Übermacht der Naturgewalt und das Hineingreifen des Schicksals in das „Reich der heiteren Vernunftfreiheit". Sie beschließt, da sie auf andere Weise die Forderung des Sittengesetzes unmöglich erfüllen kann, freiwillig zu sterben. Zu diesem Zwecke verzichtet sie auf das, was elementarster Ausdruck unseres irdischen Lebens ist, auf Nahrungsaufnahme und auf den Verkehr mit ihrer Umgebung durch Wort und Rede. So siegt sie über die Welt und wird durch den Tod zu einer Heiligen, als welche sie in der Erinnerung frommer Gemüter fortlebt, verklärt. Ottilie ist eine gesteigerte Mignon, denn der naturphilosophische Grundgedanke, die Einheit physischen und seelischen Geschehens, kommt in ihr bewußter und stärker als in dieser zum Ausdruck, und sie ist gleichzeitig — hierin zeigt sich der Einfluß der Kantschen

Lehre — sittliche Persönlichkeit, in der das Vernunftgesetz, der kategorische Imperativ, den sinnlichen Trieb schließlich überwindet.

'Wilhelm Meisters Wanderjahre', die lange geplante, aber erst 1807 begonnene Fortsetzung der 'Lehrjahre', erschien in der ersten Fassung 1821 und in der wesentlich umgestalteten endgültigen Form im Jahre 1829. Der greise Dichter stand, vor allem als er das Werk abschloß, nicht mehr auf der Höhe poetischer Gestaltungskraft, aber auf einer Höhe der Lebenserfahrung und Weisheit, wie nur wenige Sterbliche sie je erreicht haben. Es kommt dies zum Ausdruck in den sozialpolitischen und pädagogischen Ideen, deren Darstellung mehr als die romanhaften Teile den Hauptinhalt des Werks bildet und uns nicht nur in die gesamte Kultur der Zeit einführt, sondern auch prophetische Blicke in die Zukunft eröffnet.

Man hat die 'Wanderjahre' wohl das hohe Lied der Arbeit genannt, und das mit Recht, denn der Dichter erkennt nur den als ein wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft an, der etwas Nützliches schafft. In diesem Sinne wandelt sich selbst der Held des Romans; er verzichtet auf die ihn von Jugend an erfüllenden Ideale einer harmonischen und künstlerischen Bildung und wird zum tüchtigen Wundarzt. Aber den Zusammenhang mit einer höheren Welt und die Ehrfurcht vor ihr soll der Mensch darum nicht verlieren. Solche Empfindung ist Frömmigkeit im Goetheschen Sinne. Sie verkörpert sich in Makarie, die, wie ihr Name besagt, bereits auf Erden ein seliges Wesen ist. Als ältere Frau, als verehrte Tante eines hochstehenden Familienkreises lernen wir sie kennen. Sie waltet auf ihrem Landsitz, im Sinne des Romans unermüdlich tätig, ihre Hausgenossen zu gleichem Fleiße anhaltend und die Bauerntöchter der Nachbarschaft zu tüchtigen Hausfrauen erziehend. Ihrer Umgebung spendet sie in schlichter Form Perlen der Weisheit. Verwandte und Fernstehende pilgern zu ihr, denn sie ist edel, hilfreich und gut und entläßt keinen ohne Rat und Hilfe. So erscheint sie schon in der ersten Fassung der 'Wanderjahre' als eine priesterliche Natur, als die Verkörperung des „ewig Weiblichen“, das, wie es in den Schlußgesängen des 'Faust' heißt, den Irrenden zur Höhe hinanzieht.

Im Sinne der Goetheschen Naturphilosophie ist die Natur göttlich. Wer wie Makarie dem Ewigen und Göttlichen näher steht als andere Sterbliche, muß daher auch zum Kosmischen besondere Bezüge haben. Er muß ahnen und schauen, was verborgen ist und durch das begriffliche Denken nur unvollkommen erfaßt werden kann. Das gilt auch wirklich für die auf Erden schon Selige, die somit in eine Reihe mit Mignon und Ottilie tritt. Darum liegen die Herzen der Menschen offen vor ihr. Als sich die liebenswürdigen Sünderinnen Philine und Lydie ihr nahen und zu ihren Füßen niederknien, versteht sie die wortlose Beichte der beiden und entsühnt sie durch ihren Segen. Wie in den Mikrokosmos der menschlichen Seele tut sie auch

in den Makrokosmos, in die äußere Natur, tiefe Blicke, und zwar gerade in denjenigen Teil des Weltalls, der durch das Übermaß seiner Ausdehnung und durch die Macht seiner Gesetzmäßigkeit uns vor allem als das Symbol der Gottheit erscheint, in den gestirnten Himmel.

Von den Bezügen Makariens zur Sternenwelt ist in der ersten Fassung der 'Wanderjahre', in der Makarie überhaupt nur eine untergeordnete Rolle spielt, noch nicht die Rede; hingegen werden sie uns in der endgültigen Form des Romans zweimal erzählt. Das erste Mal geschieht es durch den Mund Angelas, der liebenswürdigen und verständigen Hausgenossin der ehrwürdigen Dame. Diese vergleicht in bedeutsamer Weise Makarie mit dem Dichter, der gewissermaßen ja auch eine Sehernatur sein muß. Wie in seinem Busen „die Elemente der sichtlichen Welt ... innerlichst verborgen" sind, so daß ihm nichts zur Anschauung kommt, was „er nicht vorher in der Ahnung gelebt" habe, so „sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unseres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, ... gründlich eingeboren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken". Nicht eher jedoch sei sie zur Einheit und Beruhigung gelangt, als bis sie „den Beistand, den Freund" gewonnen hatte, der ihr über ihr Inneres Aufklärung brachte. Diesen würdigen Naturkundigen, der ihr Hausgenosse und Arzt ist und gleichzeitig auf der von ihr erbauten Sternwarte als Astronom waltet, lernen wir mitten in seiner Tätigkeit kennen und hören von ihm selbst, er habe in anfänglichem Unglauben die Angaben Makariens über ihre Visionen für angelernte Kenntnisse gehalten, sich aber schließlich überzeugt, daß sie „nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr geistig als ein integrierender Teil darin bewege".

Gegen Schluß des Romans, als viele der Auswandernden sich noch eimnal auf dem Landsitz Makariens versammeln, gewissermaßen um ihren Segen zu empfangen, werden von dem Astronomen selbst die wunderbaren Eigenschaften Makariens noch einmal, und zwar ausführlicher als vorher, geschildert. Er berichtet dem gleichfalls naturkundigen Montan: sie wandle „seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar ... in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend [und nach den äußeren Regionen hinkreisend". Sie sei eine Seherin, die durch ihre Visionen dem Gang der Gestirne als „eine lebendige Armillarsphäre, als ein geistiges Räderwerk ... von selbst auf eigene Weise zu folgen imstande wäre". Durch ihr Schauen sei sie sogar dem Gang der Wissenschaft vorausgeeilt, sie habe nämlich im Zodiakus Gestirne wahrgenommen, die er am Himmel nicht hätte auffinden können, die aber später als die kleinen Planeten entdeckt worden wären. Jetzt sei sie, nachdem sie eine Zeit-

lang den Jupiter „in seiner ungeheuren Herrlichkeit betrachtet und das Spiel seiner Monde" geschaut habe, im Begriff, über „dessen Bahn hinauszuschreiten und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegenzustreben".

Die geistig bevorzugten Wesen müssen in körperlicher Hinsicht büßen. Dieses Gesetz erfüllt sich wie an Mignon und Ottilie auch an Makarie. Sie ist von Jugend an leidend. Wir lernen sie nur im Lehnstuhl kennen, und der Astronom fürchtet sogar ihren baldigen Tod, der, wie er meint, eine Apotheose bedeuten würde. Die Art ihrer Krankheit erfahren wir nicht. Es wird nur mitgeteilt, daß sie zeitweise sich völlig zurückziehe und verhindert sei, an der Welt und ihrem Treiben teilzunehmen. Dann gelte sie der Umgebung gegenüber für krank; in Wirklichkeit habe ein Bruch zwischen Körper und Geist, ähnlich wie bei Ottilie im todesähnlichen Schlafe, stattgefunden, so daß dieser, durch das Leibliche ungehindert, sich wie ein Glied des Sonnensystems, ähnlich den Planeten oder Kometen, im Raume bewege.

Dies sind die Bezüge Makariens zum Kosmischen. Sie erscheinen, wie der Dichter selbst ausspricht, beinahe unglaublich. Deshalb hält er es für nötig, dieser „ätherischen Dichtung" ein „terrestrisches Märchen" gegenüberzustellen. Wir erfahren, daß Montan bei seinen bergmännischen Arbeiten durch eine „Person" unterstützt werde, welche „ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe, was man Gestein, Mineral, ja, was man überhaupt Element nennen könne", und welche nicht einmal einer Wünschelrute oder eines Pendels bedürfe. Derartige Bezüge zur Erdfeste, also hinab in die Tiefe, so lesen wir, sind nicht selten und allgemein zugestanden. Warum sollte es nun nicht im Gegensatz auch Wesen geben, die bei einer höheren, mehr geistigen Organisation besondere Bezüge zur Sternenwelt, also aufwärts zur Höhe, besitzen? Montan lehnt es übrigens ausdrücklich ab, sich über das Geschlecht dieser „Person" zu erklären. Sie scheint eine Frau mit männlichen Eigenschaften zu sein, ähnlich dem Knabenmädchen Mignon, wie sie andererseits durch ihre Sensibilität für alles Mineralische an Ottilie erinnert. Jedenfalls ist klar, daß auch diese „Person", in der die polare Differenzierung wie in Mignon noch nicht völlig erfolgt ist, mit den naturphilosophischen Anschauungen Goethes in engem Zusammenhang steht.

Die Quellen, die Goethe für seine „ätherische Dichtung" benutzt hat, sind schwer festzustellen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß die Vorstellung, eine Seele könne sich vorübergehend vom Leibe trennen und auf Reisen gehen, ein altes Märchenmotiv ist, und daß ähnliche Gedanken auch bei älteren und jüngeren Mystikern zu finden sind. So gibt Swedenborg, dessen Schriften Goethe gut kannte, an, daß er selbst in ekstatischen Zuständen sich in den Himmelsraum begeben

habe und wieder zur Erde zurückgekehrt sei. Im 'Groß-Kophta', der etwa dreißig Jahre früher als die 'Wanderjahre' erschienen ist, erzählt der Held, der sich seiner Verbindung mit der Geisterwelt rühmt: wie seine Seele für eine kurze Frist ihre Hülle verlassen habe, um nach Amerika zu fliegen. Goethe hat also das alte Märchenmotiv schon hier benutzt. In den 'Wanderjahren' erscheint es wieder, aber umgestaltet und auf Grund naturphilosophischer Betrachtungen vertieft. Rein äußerlich betrachtet, geht dies schon daraus hervor, daß der Astronom Makarie im Gespräch mit Montan geradezu als eine „Entelechie" bezeichnet, also als eine beseelte Monade, in der sich der Makrokosmos, hier insbesondere das Sonnensystem, widerspiegeln könne.

Sicherlich liegen dieser Umgestaltung und Vertiefung des Märchenmotivs (was allerdings bisher gänzlich übersehen worden ist) starke Anregungen von Gotthilf Heinrich Schubert zugrunde. Dieser Schüler Schellings, der später als Forscher und vor allem als Naturphilosoph zu hohem Ansehen gelangte, erregte durch seine Schriften wie im persönlichen Verkehr Goethes höchstes Interesse und gewann durch seine Bekämpfung Newtons und der mechanischen Naturerklärung des Dichters besondere Anerkennung. Schubert hat in noch höherem Maße und weit umfassender als Ritter die irrationalen Erscheinungen des Seelenlebens: Traum, Nachtwandeln, Ekstase, Hellsehen, tierischen Magnetismus und dergleichen zu erforschen gesucht. Vor allem aber war er bemüht nachzuweisen, daß, wie im allgemeinen die Gesamtnatur ein einheitlicher Organismus ist, im besonderen das gleiche Gesetz im Sonnensystem wie im Leben des Einzelmenschen herrsche. Über die Art seiner Beweisführung durch mathematische Berechnungen und Betrachtungen geben seine umfangreichen Schriften Auskunft. Hier sei nur gesagt, daß Schubert immer wieder ausspricht: es müsse „uns in dem Leben des Einzelnen dasselbe Zeitmaß wieder begegnen, was wir in dem Leben des Weltalls erkennen", und daß wir in dem astronomischen Märchen in auffallender Weise Schubertsche Gedankengänge wiederfinden, ähnlich wie Rittersche Anregungen in der besprochenen Episode der 'Wahlverwandtschaften' nachgewiesen worden sind. So darf wohl behauptet werden, daß Makarie das Identitätsprinzip verkörpert, und zwar gerade in dem Gebiete, in dem es nach der Ansicht Schuberts und seiner Anhänger streng erweisbar ist, im Planetarischen und Organischen. Die merkwürdigste Frauengestalt, die Goethe geschaffen, gehört daher in Eine Reihe mit Mignon und Ottilie, und zwar ist sie eine Steigerung dieser beiden, denn sowohl die Verwandtschaft mit dem Kosmischen wie die sittliche Kraft hat in ihr den höchsten Grad erreicht, den wir uns vorstellen können.

Zum Schlusse drängt sich wohl noch die Frage auf: warum Goethe, der große Realist, Geschöpfe, die, wie Mignon, Ottilie und vor allem

Makarie, so viele Züge des Geheimnisvollen, ja des Unwirklichen tragen, gestaltet und in Dichtungen hineingestellt hat, die im übrigen durchaus auf dem Boden des Erfahrungsmäßigen und Beobachtbaren stehen. Hat er dabei nur die Absicht gehabt, die Zeit, in der diese Dichtungen entstanden sind und die, ähnlich wie die Gegenwart, einen starken Zug zu Mystik und Theosophie hatte, objektiv zu schildern? Oder hat ihm das Leben Personen zugeführt, die als Urbilder dieser drei Frauengestalten zu betrachten sind? Beide Fragen sind nicht ganz zu verneinen. Aber dies hindert nicht anzuerkennen, daß ihrem innersten Wesen nach diese Kinder seiner Muse nicht der Umwelt entsprungen sind, sondern der Tiefe seiner Weltanschauung. Sie haben demnach symbolische Bedeutung. Ausdrücklich deutet hierauf ein besonderer Hinweis im letzten Buche der 'Wanderjahre'. Er besagt: der Leser könne zwar die Erzählung von Makarie und Ähnliches als Märchen belächeln, demungeachtet seien aber solche Märchen „als ein Gleichnis des Wünschenswertesten" zu betrachten. Was ist nun aber das Wünschenswerteste, oder, wie wir im Sinne Goethes auch hierfür wohl sagen dürfen: was ist das Höchste für den Sterblichen? Die Antwort geben die ergreifenden Schlußworte, die der Dichter im hohen Greisenalter „bei Betrachtung von Schillers Schädel" sprach. Nach ihnen kann der Mensch als Höchstes im Leben gewinnen, daß sich „Gott-Natur ihm offenbare". Im Lichte dieses Bekenntnisses erkennen wir als den tiefsten Sinn, der in diesen drei Frauengestalten zum Ausdruck kommt, den Glauben, daß die Natur göttlich ist, und daß ihr verschleiertes Bild sich bis zu einem gewissen Grade demjenigen enthüllt, der sich liebevoll schauend in sie versenkt; wie Goethe selbst es ein langes Leben hindurch redlich getan hat, und wie sein Ephesischer Goldschmied es uns im Gleichnisse darstellt.

# Goethe im Lahn-Tal und im Lande Nassau

Von Eduard Arens (Aachen)

Literatur. Fr. Otto: 'Goethe in Nassau' (Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung XXVII [1895], 53/188); August Spieß: 'Zu Goethes Aufenthalt in Ems' (ebenda XII [1873], 286/89): August Martini: 'Goethe in Coblenz und Umgegend. Festrede' (Coblenz [1899]); Martin Lauterbach: 'Die Entstehungsgeschichte der 'Leiden des jungen Werther' (Jena 1911); Joh. Herm. Dielhelm: 'Antiquarius der Neckar- Main- Mosel- und Lahn-Ströme' (Frankfurt a. M., 2. Aufl. 1781 = Ant.); Heinrich Düntzer: 'Freundesbilder aus Goethes Leben' (Leipzig 1853) S. 25ff. und 'Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken' (Leipzig 1885) 2, 10/42. Anderes an seinem Orte angeführt.

Von Goethes Schriften kommen hauptsächlich die autobiographischen in Betracht, ferner die Briefe und Tagebücher. Da ich bei diesen stets das Datum angebe, so konnte ich mir fast überall die Anführung der Stellen in der Weimarer Ausgabe der 'Werke' (= WA.) nach Band und Seite ersparen; dagegen habe ich die vortrefflichen Erläuterungen Gustav v. Loepers zu 'Dichtung und Wahrheit' (in der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken = HA.) oft angezogen; die Cottasche Jubiläums-Ausgabe (= JA.) dort, wo es sich um sachliche Erörterungen handelt. Für 1774 sind wichtig Lavaters Tagebücher in 'Goethe und Lavater; Briefe und Tagebücher, herausgeg. von Heinrich Funck' (Schriften der G.-G. Bd. 16, 1901).

Ziel. Gegenüber der gründlichsten Erörterung Fr. Ottos, der jeden Schritt Goethes, jede Person, jeden Ort, jedes im Nassauer Land entstandene Gedicht überprüft (dadurch freilich oft auch das Zusammengehörige auseinanderreißt, sich in Kleinlichkeiten verliert und dem Leser keinen Genuß bereitet), war mein Ziel kein rein literarisches. Indem ich dem biographischen Faden und Goethes Spuren folge, möchte ich zunächst feststellen, was Goethe von Land und Leuten wirklich gesehen, und was er erlebt hat; einzelnes, was man bisher als Tatsachen genommen, erwies sich bei dieser Prüfung als unhistorisch. Im wesentlichen aber kam es mir auf das Landschaftliche an, darauf, wie unser Dichter die Landschaft geschaut hat. Das ganze Rheinland einzubeziehen, verbot der Rahmen, wie die Überschrift ihn umschreibt; aber gelegentlich (z. B. bei Bingen, Mainz, Koblenz) ließ es sich schwer vermeiden, die Grenzen zu überschreiten. Feststellungen, die sich für das 'Diner zu Coblenz' ergaben, habe ich in einen besonderen Aufsatz verwiesen (vgl. S. 159).

## I.

Die weitere Umgebung seiner Vaterstadt[1]) kennenzulernen, dazu bot dem jungen Wolfgang die „Gretchen"-Tragödie Anlaß und die

[1]) Wir übergehen den Besuch von Höchst, wohl des ersten Ortes, den Goethe in diesen Gegenden kennenlernte. Vgl. 'Dichtung und Wahrheit' Buch 5 (JA.

Erschütterung, worein der frühreife Knabe durch deren unerwarteten Ausgang gestürzt wurde. Der junge Freund, den man ihm als Begleiter und Aufseher zugeordnet hatte, benutzte die Flucht in die Wälder, die sein Schützling antrat, um sein krankes Herz allmählich durch die Natur ausheilen zu lassen. Und mit Erfolg. So berichtet uns denn Goethe, wenn auch summarisch ('Dichtung und Wahrheit' Buch 6) von weiteren Exkursionen in den Taunus. „Durch zufällige Anregung, sowie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Homburg, Kronenburg [Cronberg], bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königstein nicht unbesucht; Wiesbaden, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir von den Höhen herab weit her schlängeln gesehen. Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich und nahmen zufrieden und froh unseren Rückweg."

Wir können diese Ausflüge, bei denen zu des Vaters Freude auch fleißig gezeichnet wurde, genauer nicht bestimmen; sie müssen aber wohl in die Jahre 1764 und 65 fallen. Möglich, daß sein Jugendfreund Horn Begleiter war. Wenn, wie zu vermuten, der Wiesbadener Ausflug mit seiner Fortsetzung (Schwalbach, Rhein, Biebrich) Abschluß und Krönung dieser Fahrten war, so dürfen wir den mehrtägigen Aufenthalt daselbst wohl mit jenem gleichsetzen, wovon ein Brief (21. Juni 1765) an die Schwester Cornelia, einer der ältesten uns erhaltenen Briefe Goethes, einigen Bericht gibt. Er erzählt darin kindlich-jugendfrisch von Schlangen, welche die Gegend unsicher machen; von einem Walde, worin sie sich verirrt hätten, spricht aber auch von den „schwärmenden Freuden eines starkbesuchten Bades", als wenn er zu längerer Kur sich dort aufhielte. Der Wald wird wohl der auf dem Bergabhang unterhalb der Platte sich hinziehende sein, den man erst später mit Spazierwegen aufschloß. Aus dem Umstande, daß Goethe den Garten „hinter unserem Hause" und eine Garten-Terrasse erwähnt, hat man schließen wollen, sein Quartier sei im 'Adler' oder im 'Schützenhof' gewesen; doch bleibt dies ebenso un-

22, 11. 207). Das Gartenzimmer des väterlichen Hauses schaute über die Nachbargärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle hinweg in eine schöne fruchtbare Ebene: es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. „Dort lernte" der junge Wolfgang „Sommerszeit gewöhnlich seine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte sich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt sehen". Für die Frankfurter waren damals Lustpartien nach Höchst Mode. Man benutzte das Höchster Marktschiff, aß dort gut zu Mittag und fuhr nach einigen Stunden wieder zurück. Im Jahre 1763 unternahm Wolfgang solche Ausflüge mehrmals mit den Vettern seines geliebten Gretchens.

sicher, wie Zweck und Dauer des Aufenthaltes. Nur so viel ist sicher, daß Goethe neben den genannten Orten auch Wiesbaden schon vor seiner Abreise nach Leipzig (Oktober 1765) kennengelernt hat. Bis an die Lahn war er noch nicht vorgedrungen.

II.

Der Wetzlarer Aufenthalt führte Goethe zum ersten Male ins Lahn-Tal, und die jedem gebildeten Deutschen geläufigen Erlebnisse des Dichters, die noch sichtbaren Erinnerungen an die Lotte-Zeit, jede Seite in 'Werthers Leiden' stellen uns vor Augen, wie diese Stadt und ihre Umgebung, wie Natur und all ihre stillen Reize auf Goethe eingewirkt haben. Wir wollen hier keineswegs die ganz neuartige Kunst der Naturschilderung hervorheben, welche diese Tragödie der Empfindsamkeit auszeichnet; nur insofern Goethe persönlich sah und empfand, was er seinem Helden in den Mund legt, nur insofern die Zeichnung des Romans mit der wirklichen Landschaft übereinstimmt, kommt Stadt, Fluß und Gegend hier für uns in Betracht. Das Wetzlarer Gelände ist reich an Abwechselung: überraschende Fernsichten wechseln mit lieblicher Beschränkung. Allein und mit den Freunden kam der Dichter in die Umgebungen. Einzelne Lieblingspunkte fesselten ihn besonders, und er hat sie im Roman treffsicher gezeichnet: der Brunnen vor dem Wöllbacher Tore, die sogen. Meckelsburg, d. h. der vom Kammergerichtsprokurator Meckel am Abhang des Lahnberges terrassenförmig angelegte Garten, der eine weite Fernsicht bot über das schimmernde Flußtal; und namentlich das Dorf Garbenheim [1] (das im Roman Wahlheim heißt); hier weilt Goethe mit besonderem Vergnügen, hier liest er seinen Homer und Pindar, hier schwelgt er in der Ausmalung homerischen und patriarchalischen Lebens. Vor allem zog ihn der von zwei Linden beschattete Platz vor der Kirche an, den er so anmutig geschildert hat; wir dürfen annehmen, daß die Szene, die sich zwischen dem zeichnenden Werther und den Buben der jungen Wirtin abspielt, auf wirklichem Erlebnis des Dichters beruht.

Goethe, der am 25. Mai 1772 als Praktikant beim Reichskammergericht eingeschrieben wurde und Lotte Buff wie deren Verlobten Kestner am 9. Juni auf dem Ball im Jägerhaus zu Wolpertshausen kennenlernte, riß sich gewaltsam los, als er das Verderbliche seiner Leidenschaft erkannte, und verließ Wetzlar ohne Abschied am 11. September.

Die heitere Wanderung lahnabwärts, die er morgens um 7 Uhr antrat, hat er uns in 'Dichtung und Wahrheit' (Buch 13) anschaulich geschildert. Sein Weg führte ihn am rechten Ufer des Flusses, „der

[1]) Es liegt 1/2 Stunde von Wetzlar am linken Ufer der Lahn aufwärts; auch im Dorfe Arzbach, 1 Stunde weiter, ist Goethe oft gewesen.

in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Teil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete". So gelangte er nach einigen Tagen, indem er die „wohlgelegenen Schlösser und Ortschaften Weilburg, Limburg, Diez und Nassau" nach und nach hinter sich ließ, nach Ems, „wo ich", so erzählt er weiter, „einige Male des sanften Bades genoß und sodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr". In Ems scheint er also länger als einen Tag geweilt zu haben; mit dem Kahn die Lahn hinunterzufahren, muß damals beliebt und die bequemste Reiseart gewesen sein. Entzückt ist er, als er am nächsten Ziel der Reise anlangt; mit seinem Freunde Merck hatte er schon im August ein Wiedersehen im Hause des Geheimrats La Roche in Ehrenbreitstein bei dessen literarisch gerichteter Frau, der bekannten Romanschreiberin, verabredet. „Da eröffnete sich mir der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schloß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht, vollkommen gerüstet, dastand.[1]) In höchst lieblichem Contrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Örtchen, Thal genannt", wo die Wohnung der Familie La Roche ziemlich am Ende sich erhob, mit schönster Aussicht. Angenehme Tage folgten, besonders als Merck mit den Seinen eintraf. Man durchstrich auch die Gegend: „Ehrenbreitstein diesseits, die Kartause jenseits wurden bestiegen. Die Stadt [Koblenz], die Moselbrücke, die Fähre, die uns über den Rhein brachte, alles gewährte das mannigfaltigste Vergnügen." Das neue Schloß, das erst 1778—86 für den letzten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus gebaut und bis zur Franzosenzeit (1794) von ihm bewohnt wurde, stand damals noch nicht; man besah aber den Bauplatz und durfte auch die Baurisse studieren. Das schöne Wetter, das die ganze Reise durch anhielt, begünstigte ebenso die Rückreise, die Goethe mit Merck und dessen Familie zusammen machte auf einer nach Mainz zurückkehrenden Jacht, wobei man möglichst langsam fuhr, um den Genuß noch zu verlängern. Goethe nennt bloß die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Elfeld (Eltville) und Biebrich, um im Leser die „unendlich mannigfaltigen" Schönheiten dieser Uferstrecken wachzurufen. Freilich mehr den Lesern von 1815 als den Rheinfahrern von 1774.

Wer die anziehende Schilderung in 'Dichtung und Wahrheit' liest, sollte meinen, dieser Aufenthalt in Thal Ehrenbreitstein hätte wochen-

---

[1]) Damals noch unzerstört; von den Franzosen 1799 mit Mühe bezwungen. Daher heißt es bei Goethe 1815 ('Kunst und Altertum') darüber: „überschaut man von der Kartaus die köstliche Lage der Stadt [Koblenz] und deren reiche Umgebung, so bedauert man die unwiederherstellbaren Ruinen der Festung Ehrenbreitstein, welche nun im Sinne der neueren Kriegskunst wieder ausgebessert werden." Die infolge des Lüneviller Friedens (1801) geschleiften Werke ließ Preußen unter Oberleitung des Generals v. Aster 1816/26 neu aufführen.

lang gedauert. Das wäre aber ein Irrtum. Goethes erster Brief aus Frankfurt nach seiner Rückkehr ist vom 21. September; somit hat die ganze Reise von Wetzlar nach Frankfurt nur die Zeit vom 11. bis zum 20. September in Anspruch genommen. Im einzelnen macht die genaue Chronologie Schwierigkeiten. Der 20. September ist für die Heim- und Rheinfahrt anzusetzen. Die weite Strecke von Wetzlar bis Ems kann Goethe kaum, wie man gewöhnlich rechnet, in zwei Wandertagen zurückgelegt haben.[1]) Und wenn man den Aufenthalt in Ems auf einen ganzen oder gar bloß einen halben Tag beschränken wollte[2]), so kämen auch dann für den Aufenthalt in Ehrenbreitstein doch allerhöchstens 6 volle Tage in Betracht (14./19. September); vermutlich also nur fünf — in Anbetracht der vielen vorgefallenen Begebnisse eine recht knappe, kaum für alles ausreichende Frist.

Über den Weg, den Goethe von Wetzlar bis Ems eingeschlagen hat, müssen wir noch eine Bemerkung machen, nicht bloß um den Irrtum Gustav v. Loepers[3]) hierüber richtigzustellen, sondern weil wir auch bei der Lahnreise des Jahres 1815 darauf zurückgreifen. Durch Kestner wissen wir, daß Goethes Freund Konsul Born diesen am 11. September zu Pferde „bis gegen Braunfels" begleitet hat. Aus diesem Umstande will Loeper schließen, daß Goethe bis Weilburg am linken Lahnufer gewandert sei; Stadt und Schloß Braunfels liegen eine halbe Stunde von der Lahn entfernt auf dem linken Ufer. Überhaupt glaubt Loeper, Goethe gebe irrtümlich an, daß er dem rechten Ufer gefolgt wäre; nur auf der Strecke von Nassau[4]) bis Ems laufe der Weg so, wie er in 'Dichtung und Wahrheit' geschildert werde. Diese ganze Frage ist zwar abhängig von dem Zustande der Lahnwege, wie sie damals (1772) verliefen. Dennoch kann man, ja muß man der Angabe des Dichters trauen, daß er von Wetzlar an den Weg am rechten Ufer eingeschlagen habe. Tatsächlich verlief eine gute Straße von Wetzlar über Schloß Altenburg, das in schöner Lage über dem Flusse einen Rückblick sowohl auf Wetzlar als auf Braunfels gewährte, unmittelbar rechts der Lahn bis zur Leuner Brücke (von hier konnte Freund Born über das nahe Braunfels auf der anderen Lahnseite nach Wetzlar zurückreiten), von da weiter über Stockhausen, Biskirchen, Löhnberg nach Weilburg. Wenn das von Goethe erzählte Orakel, wobei er sein Taschenmesser in die Lahn schleuderte, wie nicht unwahrscheinlich, wirklich von ihm ausgeführt wurde, so kann es auf dieser Strecke zwischen Leun und Weilburg geschehen sein. Wäre Goethe unmittelbar von Wetzlar nach Braunfels ge-

[1]) Vgl. den Schluß dieses Abschnittes. Noch jetzt ist der Schienenweg, trotz der vielen abkürzenden Tunnel, von Wetzlar bis Ems 86 km lang.

[2]) Man müßte dann Goethes Angabe, er habe in Ems mehrmals des sanften Bades genossen, für Übertreibung oder Irrtum halten.

[3]) Vgl. HA. 22, 352 f.

[4]) Doch tatsächlich schon von Obernhof an.

gangen, so hätte er sich sofort vom Flusse entfernen müssen, noch mehr von Braunfels bis Weilburg; und man würde nicht verstehen, warum er dann sofort und mit Bezug auf die ganze Reise die Schönheit und Mannigfaltigkeit des Flußlaufes mit solchem Nachdruck hervorhebt. Von Weilburg wird er dann freilich, der Landstraße folgend, die große Lahnschleife abgeschnitten und geradenwegs, aber auch rechts der Lahn, Schadeck und Runkel erreicht haben. Von hier aus konnte er nach Limburg auf beiden Ufern gelangen, ebenso von Limburg nach Diez; doch ist der Weg am rechten Ufer nicht viel weiter und gewiß ebenso anziehend. Die Strecke von Diez bis Obernhof konnte er nur auf dem rechten Ufer verfolgen, doch gewiß nicht immer unmittelbar am Flusse; er war genötigt, ins Binnenland und auf die Höhen abzubiegen. Entweder mußte er dabei (wie 1815 wirklich geschah) von Diez auf Holzappel und von da über Charlottenberg hinab nach Obernhof; oder er konnte marschieren: Altendiez, Langenscheid, Geilnau, Scheid, Laurenburg; von hier über Dörnberg nach Obernhof, wobei er schließlich wie bei der erstgenannten Strecke auf demselben Wege oberhalb Obernhofs, gegenüber von Kloster Arnstein herauskam. Von Obernhof bis (Nassau und) Ems führte dann der Weg unmittelbar am Flußufer entlang.

Darnach läßt sich auch die Zeit, welche die Lahn-Wanderung in Anspruch nahm, ungefähr bestimmen. Dielhelm (Ant. S. 708 35) rechnet für den Weg von Wetzlar bis Ems im ganzen 21 Stunden: Wetzlar bis Braunfels 2 St., bis Weilburg 2 St., Runkel 3 St., Limburg 2 St., Diez 2 (kurze) St., Nassau 6 St., Ems 2 St.[1] Mögen wir dem „Wanderer“ auch recht viel zutrauen, so hat er diese 21 Wegestunden schwerlich in 2 Tagestouren bezwungen, besonders wenn er behaglich wanderte, wie doch nach seiner ganzen Schilderung anzunehmen ist. Demgemäß vermuten wir den Verlauf der ganzen Reise folgendermaßen: von Wetzlar früh am 11. Sept.; unterwegs zwei Nachtquartiere (das erste in Runkel, das zweite am wahrscheinlichsten in Holzappel); am 13. Sept. in Ems bis zum 14.; dann in Ehrenbreitstein vom 14. bis 19. Sept.; Rückfahrt über Mainz nach Frankfurt am 20. September.

## III.

Hatte Goethe so 1772 in heiter-bewegter Stimmung das ganze Lahntal von Gießen und Wetzlar an bis zur Mündung durchwandert und erkundet, so bot sich ihm im Sommer 1774 Gelegenheit, in das untere Tal zurückzukehren. Aber wie anders war jetzt seine Stellung in Welt und Gesellschaft! Damals ein unbekannter Jüng-

[1] Nach Dielhelm gebraucht man von Diez (über Geilnau, Scheid) nach Laurenburg 2 St., von da nach Holzappel landein 1/2 St. (was zu gering ist). Holzappel liegt von Diez wie von Nassau je 3 St., von Arnstein 2 St.; von Arnstein bis Nassau sind's 2, von Ems bis Koblenz 3 Stunden.

ling, dessen Genialität nur seine nächsten Freunde anerkannten, war er inzwischen mit Einem Schlage berühmt, ja der gefeierte Führer aller voranstrebenden Geister geworden. Der 'Götz' (1773) hatte ihn zum ersten deutschen Dichter gemacht; er lebte damals in der Seligkeit unerschöpfter Dichterkraft, die ihn rastlos höchste Pläne bewegen ließ. Ungebändigtes Selbstgefühl und vor nichts zurückschreckende Laune begleiteten ihn auf die Reise. Schon war ihm ein neuer Wurf geglückt, der ihm bald sogar im Auslande zu einem Ansehen verhelfen sollte, dessen sich bis dahin kein deutscher Dichter rühmen durfte: 'Werthers Leiden', im März/April 1774 vollendet, waren zwar noch nicht veröffentlicht, aber im Druck.

Als Ende Juni Lavater, Anfang Juli Basedow ihn in Frankfurt heimsuchten und beide von dort zu einer Badekur nach Ems reisten, gab die Lust, zwei so gänzlich verschiedene Charaktere zusammen zu studieren und zu genießen, bei Goethe den Ausschlag; und ein paar übermütige Tage in Ems, im Anschluß daran weitere Fahrten boten Vergnügen und Erholung neben geistigem Genuß und Nutzen. Ganz im Gegensatz zu den still gefühlsamen Wochen von 1772 stand der jetzige Aufenthalt im Zeichen von Sturm und Drang, von turbulenter Genialität; alles vollzog sich im Lichte weitester Öffentlichkeit, in oft zudringlicher Gesellschaft, mit lauten Späßen und tollen Scherzen. Die beiden „Propheten" neuer Ideen warben Proselyten: Lavater für seine physiognomischen Lehren (dies war die hauptsächliche Bindung zwischen ihm und Goethe), aber vielleicht noch mehr für sein Gefühls-Christentum; Basedow für die Einrichtung seines demnächst zu eröffnenden „Philanthropins" und pädagogisches Neuland; daneben verletzte er in toller Weise durch seine wüsten Angriffe auf kirchliche Dogmen. Von den beiden seltsamen Charakteren, den Strömungen und Stimmungen der Zeit, die ihnen entgegenkamen, von dem heitern Zusammensein hat Goethe uns in 'Dichtung und Wahrheit' Buch 14 ein anziehendes Bild entworfen; doch ist es, zwar in höherem Sinne wahr, mehr Dichtung als Wirklichkeit, weshalb wir den einzelnen Vorfällen, die der Dichter erzählt, kritisch gegenübertreten müssen.

Seit Lavaters Tagebücher gedruckt vorliegen, wissen wir über die Emser Tage genau Bescheid. Sie berichtigen manche Einzelheit, die Goethe darüber erzählt. Bei ihm vermischen sich teils unbewußt, teils auch in künstlerischer Absicht der erste Aufenthalt (15./18. Juli), den er mit den beiden Freunden zusammen, und der zweite (27. Juli bis 12. August), den er in Basedows Gesellschaft dort genoß. Verfolgen wir an der Hand der Tagebücher (die uns auch über das Landschaftliche der Gegend unterhalten und viele anziehende Urteile fällen) die Ereignisse. Lavaters Entschluß, grade Ems aufzusuchen, wurde ziemlich plötzlich gefaßt; nach fünftägigem Aufenthalt in Frankfurt fuhr er mit seinem Zeichner Schmoll, der unterwegs die Physiognomien

bedeutender Leute festhalten mußte, in Begleitung Goethes am 28. Juni frühmorgens nach Westen. „Um 1/25 Uhr setzten wir uns ein, und fuhren durch die sanft von der Morgen Sonne erleüchte, noch stille größtenteils schlumernde Stadt – über prächtige Felder – wir befürchteten ein schreckliches Gewitter. Aber es ging uns vorüber. . . . Vor 11 Uhr langten wir in Wißbaden einer Badstadt an, besahen die heißen Bäder, voll trostloser Melancholey . . . Um 2 Uhr reißten wir ab . . . Um 1/26 langten wir nach einigen harten Stößen den Berg hinab – im stillen berühmten Schwallbach an; Wirtshaus, an Wirtshaus – alle Menschen vom kleinsten Kinde bis zum Greisen mit Krügen in der Hand. Wir stiegen beym weißen Roß ab, ein ordentlich Quartier – . . . Nachher gingen wir spazieren in der breiten doppelten über einander stehenden alleé. herrlich angenehm. trafen wenige Personen an. gingen zum Brunnen, der mit roten Steinen eingefaßt; in einer Vertiefung, in zwon gevierten Aushöhlungen aufquoll. Wir versuchten das Waßer. Stark. Vitriolisch . . ." Die Stahlquelle Langenschwalbach glänzte im 17. und 18. Jahrhundert als Luxusbad der vornehmen Gesellschaft. Gemeint ist der sogen. Weinbrunnen.

Am 29. Juni fuhr man um 1/26 Uhr ab; es ging nur langsam bergauf, so daß man Vorspann nehmen mußte. „Um 1/212 zu Nassau an. 2 Stunden von Ems, besuchten sogleich die Frau Baron von Stein. Ein prächtiges Haus. in einem elenden Nest . . ." Man sprach von Ems, von Frau v. La Roche in Ehrenbreitstein, von den reisenden Schweden[1]; aber die Einladung zum Mittagessen schlugen die Reisenden aus, aßen in ihrem Wirtshaus (dessen Name nicht angegeben), und auch wiederholter Einladung folgten sie nicht, da sie Eile hatten, nach Ems zu kommen. „Weg 2 Uhr. schöne Außichten." Um 1/25 Uhr langten sie an. Wenn sie also nicht überaus langsam fuhren, müssen sie unterwegs (in Dausenau?) nochmals Aufenthalt gehabt haben, da man doch von Nassau bis Ems zu Wagen nicht viel mehr als eine Stunde benötigt.

Die erwähnte Frau von Stein ist die Mutter des berühmten Staatsmannes und Ministers; der Jüngling (geb. 1759) war damals abwesend, er studierte in Göttingen.

Lavaters Tagebuch schildert Ems in glänzenderen Farben, als vorher Wiesbaden: „Ein angenehmer Ort an der Lahne, und felsigten Bergen gelegen. Wir nahmen unser Quartier im Nassauer Hause Nr. 48.49.[2]) Ein schönes hohes weites halbfürstliches Gebäude."

---

[1]) Schon Horst berichtet 1683, daß die Schwedischen Ems besonders fleißig besuchen (s. F. Stemmler: 'Bad Ems Historisch-balneologische Bruchstücke aus des Bades Vergangenheit', Ems 1904, S. 15). Die oben erwähnten Schweden suchten Langenschwalbach wegen ihrer pietistischen Gesinnung auf.

[2]) Ich glaube, daß dies die Zimmer-Nummern bezeichnet (vgl. Goethe an J. F. H. Schlosser, Wiesbaden 1. Aug. 1814: „im Weißen Adler Nr. 45"). Nach

Bald nach der ersten Einrichtung gingen beide „in den Spielsaal welch ein Leben! Hier ein Billard! dort ein Tischgen – dort wieder Eins – Offiziers, Generals, Grafen, Baronen, und des weiblichen vornehmen Geschlechts viel ..." Auch den ihm als Berater empfohlenen Badmedicus Dr. Kämpf lernt er sofort kennen: „Er riet mir Wasser mit Milch zu trinken, und des Nachmittags zu baden." Man ging „auf der hohen, breiten, langen, herrlichen Lauben", vor ihrem Zimmer, bei der Quelle spazieren. Man speiste gewöhnlich im unteren Saale; ebenso besucht war das 'Darmstädtische Haus.'

Am folgenden Tage (30. Juni, um 7 Uhr morgens) reiste Goethe zurück; Anwaltsgeschäfte riefen ihn wieder nach Frankfurt. Die Reise hatte ihm in intimen Gesprächen den Menschen Lavater besonders nahe gebracht.

Lavaters Zeit wurde von vielen Seiten in Anspruch genommen. So berichtet sein Tagebuch von einem Besuche in Nassau am 7./8. Juli. „Dann fast um 6 Uhr saß ich[1]) in die offne ½ chaise, die mir Herr Baron von Stein von Nassau expreß geschickt hatte." Auch am 8. blieb Lavater noch; nach dem Nachtessen sprach man von Goethe, von dem Selbstmord des jungen Jerusalem, von 'Werthers Leiden', deren ersten Teil Goethe dem Freunde handschriftlich zurückgelassen hatte; dieser teilte es den Nassauer Freunden mit. Wie es scheint, kehrte Lavater erst am 9. Juli nach Ems zurück. Am 17. (Sonntags) wohnten die Steinischen seiner Predigt in Ems bei.[2]) Auch sonst genoß Lavater von vielen Seiten Entgegenkommen; so teilte ihm der Hausverwalter im 'Nassauischen Hause' mit, daß er von dem Zimmer, das er inne habe, nichts bezahlen dürfe, da die Herrschaft, der Prinz von Oranien, nichts wolle, auch Herr Dr. Kämpf lehnte es ab, ärztliches Honorar von ihm zu nehmen.

Inzwischen war Basedow, von Goethe schon angekündigt, am 12. Juli im Bad Ems eingetroffen; am 15. Juli folgte ihm Goethe unerwartet, aber von den Freunden stürmisch begrüßt.[3]) Über die wenigen Tage des intimsten Zusammenseins vom 15. bis 18. Juli und die anschließende gemeinsame Reise (18. Juli bis 26. Juli) gibt uns das Tagebuch so eingehenden Aufschluß, daß wir fast jede Stunde verfolgen können. Es beweist aber auch, daß in jenen Tagen für den gemeinsamen Besuch bei Frau von Stein in Nassau, wie

---

Thielhelm faßte (1781) das 'Nassauer Haus' mindestens 45 Zimmer; um 1829 waren in den beiden herzogl. Kurhäusern 197 Zimmer.

[1]) Süddeutsch = setzte ich mich.

[2]) Zwei Emser Predigten Lavaters wurden damals in Dillenburg gedruckt. (Martini S. 26.)

[3]) Die 'Dillenburger Intelligenznachrichten', welche 1773/1809 die Namen derjenigen Emser Kurgäste verzeichnen, welche in dem oranisch-nassauischen Badehause logiert haben, melden am 15. Juni 1774 die Ankunft des „Dr. Goeddée aus Frankfurt." — Goethe berichtet in 'Dichtung und Wahrheit' irrtümlich: „Ich fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab."

'Dichtung und Wahrheit' ihn schildert, schlechterdings kein Raum ist. „Wir machten dann zusammen", so heißt es hier, „auch manche Fahrt in die Nachbarschaft, besuchten die Schlösser, besonders adliger Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren, Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau bei Frau von Stein, einer höchst ehrwürdigen Dame, die der allgemeinsten Achtung genoß, fanden wir große Gesellschaft. Frau von La Roche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht." Welche Rolle nun Lavater, Goethe selber und Basedow gespielt haben sollen, wie Basedow durch seinen unangebrachten, lästerlichen Spott die christliche Gesellschaft empört, wie man vergeblich die Verstimmung zu heilen versucht habe, wie Basedow auf der Heimfahrt durch Entziehung des Bieres bestraft worden sei, das alles liest sich so ungezwungen und natürlich, daß man nicht ohne weiteres darauf kommt, wie hier Dichtung und keine Wirklichkeit vorliegt. Dieser Besuch ist in jenen Tagen (15.–17. Juli) ebenso unmöglich wie die erwähnten Ausflüge auf andere adlige Schlösser der Umgegend, die vielleicht in dem zweiten Emser Aufenthalte (27. Juli bis 12. August) von Goethe und Basedow allein (ohne Lavater) unternommen sein mögen. Ein Hauptgrund, den man schon früher gegen Goethes Darstellung dieses Besuches (aber nicht gegen die chronologische Unmöglichkeit) hervorgehoben hat[1]), ist das, was er darin über 'Werthers Leiden' erzählt; der 'Werther' war damals erst im Druck, aber noch nicht herausgekommen, und Goethe war damals nur als Dichter des 'Götz' und verschiedener Satiren bekannt und genannt.[2]) Ob etwa Basedow und Goethe allein, nach Lavaters Abreise, nach Nassau eingeladen wurden, das bleibe dahingestellt; doch auch bei solcher Annahme ergäben sich noch manche bedenkliche Schwierigkeiten.[3]) Am 19. Juli sendet Lavater von Neuwied aus an Frau von Stein ein Billet „mit Versen von Goethe". Und in den Tagen des zweiten Emser Aufenthaltes ist Basedow besonders geschäftig, seine pädagogischen Ideen zu propagieren. Auch in der weiteren Schilderung der Rheinreise fehlt es nicht an auffallenden Irrtümern Goethes.

Dagegen hat uns wieder Lavaters Tagebuch diese Fahrt höchst anschaulich geschildert, mit allen Personen der heitern Gesellschaft

[1]) Vgl. Fr. Otto S. 61, der trotzdem den Besuch für den 16. oder 17. Juli ansetzt.

[2]) Doch hatte man im Nassauer Schlosse schon eine Vorstellung von 'Werthers Leiden'. Nach Lavaters Tagebuch vom 8. Juli sprach man an diesem Tage dort: „Nach dem Nachteßen im Nebenzimmer von dem jungen Jerusalem, von Goethe; vom Selbstmord, von allen Arten der Verbrechen, denen [!] der beßte Mensch fähig ist." Den zweiten Teil des 'Werther' las Lavater erst am 15. Juli nachts zu Ende (ebenda S. 299).

[3]) Vielleicht nach dem 2. August; am ehesten könnte man einen Besuch auf der Rückreise nach Frankfurt, am 12. Aug., annehmen, da die Postroute über Nassau, Wiesbaden, Frankfurt ging.

und all den Einzelzügen des stürmischen Übermutes, der sich dabei kundtat. Am Montag, den 18. Julius morgens 6 Uhr schrieb Lavater seinen Abschiedsgruß „auf ein Papier an die Wand, wo ich schlief"; wir verzeichnen nur den Schluß der 8 Verse:

Wer aus der Ferne her kam zum edeln Quell der Gesundheit,
Freüe des Vaters sich Hier.

Was Goethen, der noch im Bett lag, Anlaß gab, an dieselbe Wand zu schreiben, indem er des Freundes Pietismus ein wenig ins Lächerliche zieht:

Wenn Du darnach was fragst,
Wir waren Hier.
Du, der Du nach uns kommen magst,
Hab wenigstens so frisches Blut
Und sey so leidlich fromm und gut
Und leidlich glücklich, als wie wir!

Und dann beginnt die berühmte Lahn- und Rheinfahrt, die Lavaters Niederschrift so ergötzlich schildert. Die Reisenden, eine ganze, eng sich aneinander schließende, heitere Gesellschaft, überboten einander in Übermut, Reden und Knittelversen. Ich hebe jedoch absichtlich aus dieser Wasserfahrt „auf einem wohlbesetzten Schiff auf der Lahne" am Vormittag des 18. Juli fast nur das Landschaftliche hervor. „Izt eine Schließe [d. i. Schleuse] —

Ha! wie schießt im gedrängten Strom das Schiff durch die Wällen —
ha — wie stürmt es hindurch! Nun sprizt der Regen auf's blat mir.

Wir stiegen bey der Aalen nicht aus, wo der Herr von der Nil[?] uns einzuladen kam. . . .[1])

Die lezte Schließe. Es kocht und braußt — — Rindfleisch und Wällenschaum — überstanden — überstanden — die lezte. —[2])

Eine hohe Einsiedeley blickt bey Lahnstein auf uns herab — Die Eremitage heißt — der Allerheiligenberg . . .

Herrlich altes Schloß Lahnegg herab auf die Lahne blinkend. [Goethe diktiert hier im Angesichte der Burg sein Gedicht „Hoch auf dem alten Thurne steht"] . . .

Izt fahren wir Lahnstein vorbey, zur Rechten liegt der Flecken . . . Izt liegen wir am Bord . . . Ich stieg aus. Baßedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel und aß mit, Speck und Bohnen — alle ihm nach! Gewirr und Leben, und Freüde — wieder ins

[1]) Aale ist eine Eisenhütte, die nach Dielhelm S. 787 einem Herrn von Stein gehörte; da, wo jetzt die Station Friedrichsegen liegt.

[2]) Nach Dielhelm S. 619 befinden sich von Lahnstein bis Ems noch drei Wehren oder Dämme, „über welche man hinauf und hinunter mit Nachen fahren muß. Hinunter gehet es gar schnell, hinauf aber müssen dieselben vermittelst einer Haspel gewunden werden. Weil nun dieses ziemlich gefährlich aussiehet, so lassen sich auch diejenigen Personen, welche nach Embs in das Bad wollen, lieber gefallen, auszusteigen und diese Wehre zu Fuß vorbey zu gehen, als daß man sie mit dem Nachen über diese Dämme hinauf winde."

Schiff — Cappelle [1] — ein zerstörtes Schloß [2] vorbey. Goethe über die Kerls in den Schlößern — nun von der Lahne, in den Rein — Goethe las — — — wir fuhren Horchheim vorbey . . .

Die Festung u. Thal Ehrenbreitstein. Fliegende Brücke zwischen Thal u. Coblenz. stiegen da aus — — aßen zu Mittag — vom Rock Christi der auf der Festung liegen soll. Nachher besah ich Zigs [3]) Mahlereyen. wenig wichtiges — um 3 Uhr ins Schiff — fuhren das Trierische Schloß und Festung vorbey . . .

Goethe gieng bis Fallendar voraus. Ein Sturm erhub sich. Wir stiegen aus, u. giengen bis Benndorf zu Fuße . . ."

Diese Schilderung, die wir aus einem bestimmten Zweck etwas über unser Ziel hinausgeführt haben, malt und zeichnet in jedem Wort, ja in jedem Gedankenstrich die stürmische Freude wie die Gefühlsseligkeit der im Schifflein Vereinten.

In 'Dichtung und Wahrheit' erzählt Goethe, wie der Mittagstisch in Koblenz die Posse in Knittelversen erzeugt habe, die sein Verhältnis zu beiden Männern so gut kennzeichnet, mit den berühmten Schlußzeilen:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Es ist mir jedoch sicher, daß dieser Mittagstisch in Koblenz überhaupt nicht stattgefunden hat; die heitere Gesellschaft ist am 18. Juli gar nicht in Koblenz, sondern nur in Ehrenbreitstein gewesen. Das Gedicht selber aber beruht auf Erlebnissen, die schon in die Tage von Ems zurückreichen und trägt seine Überschrift 'Diner zu Coblenz im Sommer 1774' mit Unrecht.[4])

Wahr aber bleibt, was Goethe nach 40 Jahren in 'Dichtung und Wahrheit' von dieser Reise urteilte: „Eine sehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine [d. i. Burg Lahneck] schrieb ich: „Hoch auf dem alten Turme steht" . . . Ich freute mich, den herrlichen Rhein wiederzusehen, und ergötzte mich an der Überraschung derer, die dieses Schauspiel noch nicht genossen hatten."

Das hier und schon oben erwähnte Gedicht 'Geistesgruß' ist allerdings das schönste Erzeugnis, was uns diese lustige Fahrt kraftgenialischer Geister beschert hat, gleichsam der 'Götz' mit konzentriertestem Gehalt, aber noch ergreifender durch die ewige Geltung; Allegorie und Symbol für jedes Menschenkind, das jugendstark und hoffnungsfroh sein Schifflein in des Lebens vollen Fluß hinauslenkt.

---

[1]) Dorf Capellen. [2]) Schloß Stolzenfels.

[3]) Januarius Zick, Maler in Ehrenbreitstein. Zick kommt in Goethes Schriften nicht vor.

[4]) Vgl. Eduard Arens: 'Über Goethes Gedicht: Diner zu Coblenz' in der 'Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Coblenz u. Trier' Jahrg. 3 (1922) Nr. 26 u. 27.

Die weitere Fahrt, gemeinsam bis Neuwied, von da nach Bonn und Köln, dann nach Düsseldorf getrennt, in Elberfeld wieder zusammentreffend, die vereinzelte Rückfahrt, bis man, am 26. Juli bei Frau La Roche in Thal-Ehrenbreitstein wieder vereint, am 27. nach Ems zurückfuhr, wo dann Lavater sofort Abschied nahm — das alles gehört nicht hierher. Goethe und Basedow verweilten in Ems noch über vierzehn Tage. In diese Zeit mag manches von dem fallen, was Goethe von dem Emser Aufenthalt überhaupt erzählt. Aber auch ein Unglück auf der Lahn trübte diese Lust, indem vier Knaben beim Krebsen ertranken; ein Vorfall, den Goethe am 31. Juli an Frau von La Roche berichtet; noch in 'Wilhelm Meisters Wanderjahren' (II 12) wirft das traurige Ereignis seinen nachhaltenden, lebensgetreuen Schatten.

Am 13. August trafen die beiden Freunde wieder in Frankfurt ein, nachdem sie „in Ems und Coblenz noch gute Tage genossen".[1]) Nach Koblenz kamen sie vielleicht im Anschluß an den Besuch, den sie am 2. August in Ehrenbreitstein machten. Eine feste Erinnerung an Basedow, die aus dem Emser Aufenthalt stammen wird, bewahrte Goethe noch in späten Jahren, wie sie ihm ja auch Gerüste und Idee geschenkt hat zu dem lustigen Trinkliede 'Ergo bibamus' (1810).[2])

Werfen wir noch einen Rückblick auf die beiden Lahnwanderfahrten von 1772 und 1774, so springt ein wesentlicher Unterschied in die Augen. Das erstemal heiterer, stillfreudiger Naturgenuß des „Wanderers", Entdeckerfreude des ersten Genießens. Das zweitemal ein nach Lust und Laune rauschender Strom übersprudelnden Genusses, überreich an Erlebnissen und neuen Bekanntschaften; aber dennoch hinterläßt die Fahrt nicht die stille Freude, die der ersten beschieden war.

Aber die Schönheit von Lahn und Vater Rhein hatte Goethe schon damals nicht nur für sich entdeckt, sondern auf für seine Freunde. Das dankt ihm auch noch unsere Zeit.

## IV.

Fast zwanzig Jahre verstrichen. Im Herbst 1792 macht unser Dichter, dessen Lebensschiff inzwischen in den Hafen eingelaufen war, im Gefolge seines Herzogs die berühmte, so unglücklich verlaufende „Campagne in Frankreich" mit, deren Erlebnisse er gar dramatisch

---

[1]) An F. H. Jacobi 13. Aug. 1774: „Ich habe vorige Nacht aufm Postwagen durch Basedows Grille [Tabackrauchen?] gesessen." Darnach war man wohl am 12. August von Ems abgereist, und zwar über Land (vgl. die Reiseroute vom 28. Juni). Ungefähr gleichzeitig schreibt Goethe an Lavater: „Habe gute Tage genossen in Ems und Coblenz. Auch mit Basedow, der mit mir herkommen ist."

[2]) Vgl. Goethes 'Farbenlehre', Polemischer Teil § 391.

beschrieben hat. Führte ihn die Ausreise allein von Frankfurt über Mainz und Bingen nach Trier, so rettete er sich aus dem jämmerlichen Rückzug in dieselbe Stadt, wo er eine Woche Rast machen durfte, und fuhr dann auf der Mosel nach Koblenz, wo er vom 2. bis 5. November verweilte. Da inzwischen die Franzosen im Rücken der Armee Mainz und Frankfurt besetzt hatten, so wurde die Hoffnung vereitelt, bei der Frau Mutter einkehren zu können, und da auch der Weg die Lahn entlang und Heimkehr durch Hessen unsicher war, so schlug Goethe in plötzlichem Entschlusse einen andern Weg ein, fuhr den Rhein hinab bis Düsseldorf, verweilte den ganzen November bei Freund Jacobi in Pempelfort, um hier die Ereignisse abzuwarten; weil aber die militärische Lage sich nicht besserte, so reiste er über Westfalen und Kassel im Dezember nach Weimar zurück.

Verweilen wir, in Erinnerung an den früher geschilderten Aufenthalt, kurz bei den Koblenzer Tagen. Goethe benutzte die freie Zeit bei schönem Herbstwetter zu Spaziergängen. So schlenderte er in heiterer Mittagstunde an das Schloß des schon geflüchteten Kurfürsten, das, seitdem er diese Gegend nicht mehr betreten, aus dem Boden gewachsen war. „Wie schön", so schreibt er, „war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt, die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend!" Vom Schlosse ging er zum Ufer und blickte über den Strom hinüber zu dem geliebten Hause im Thal, wo er so glückliche Tage und Stunden verlebt hatte. Aber das gastliche Heim war längst verlassen: Herr von La Roche seit 1780 in Ungnaden entlassen, 1789 gestorben, Sophie von La Roche lebte in Sorgen für die Ihren, schriftstellerisch tätig, in Offenbach. Über die fliegende Brücke zu gehn und die Erinnerungsstätte wenigstens nochmals zu besuchen, hinderte eine österreichische Wagenkolonne, die in aller Eile über den Fluß zu setzen Befehl hatte. So kehrte Goethe unverrichteter Sache in den Gasthof zurück.

Im folgenden Jahre (1793) führte die „Belagerung von Mainz", deren Schlußszenen Goethe im Lager von Marienborn mitmachte, den Dichter wenigstens flüchtig wieder in den Rheingau. Einige Briefe geben uns dürftige Kunde davon. Am 7. Juli schreibt er an Jacobi: „Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abend [1]) bei dem Mäuseturm ans Land. Ich sah dem Fluß nach, der zwischen die

[1]) Es ist derselbe Ausflug, von dem er an Herder berichtet, d. 15. Juni 93: „. . . über das Wasser bin ich noch nicht gekommen außer bei einer schönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probierten die Keller durch, fuhren an den Mäuseturm, dann auf Bingen. Und zu Land nach dem Lager zurücke." Das muß am 9. Juni gewesen sein; in der Nacht erfolgte der Ausfall der Franzosen.

dunkeln Berge sich hineindrängt, und wünschte, mit ihm zu euch zu gehen." Wie er im Jahre zuvor getan! Nach der Kapitulation der Festung war er vermutlich zwischen 28. und 31. Juli, wie ein Brief an Christiane vom 1. August meldet, „einige Tage in Schwalbach und Wiesbaden mit wenig Freude und Interesse. Es fand sich gute Gesellschaft am ersten Ort, unter andern Umständen hätte man sich wohl da vergnügen können"; so kehrt er bald nach Mainz zurück, um nach einigen Abstechern über Frankfurt der Heimat zuzustreben.

Noch 1814 erinnert er sich: welche Leiden er in Wiesbaden bei großer Hitze in den Badhäusern, Bädern, Gasthöfen usw. erduldet und wie er mehr als einmal in die Gebirge geflüchtet. Doch ist auch diese Erinnerung von zweifelhafter Bestimmtheit[1] — oft und lange kann er ja gar nicht in Wiesbaden gewesen sein; oder der Aufenthalt 1765 müßte ganz anderer Art gewesen sein, als wir oben annahmen.

## V.

Wieder sollten 21 Jahre, fast ein Menschenalter, vergehen, ehe Goethe diese gesegneten Gaue und fröhlichen Auen wiedersah. Ja, wollen wir die flüchtigen Tage von 1793 nur als Episode werten, so wäre der Gegensatz noch größer, den er sah, als die beiden Sommer 1814 und 1815 ihn zu langer Kur und noch längerer Erholung in den Rheingau, nach Wiesbaden zurückführten und im Anschluß daran zu vielfachen Ausflügen und Reisen an Rhein, Main, Neckar und 1815 auch zu manchen „Hin- und Wiederfahrten" an die Lahn. Welch ein Wechsel in der Zwischenzeit! Wirklich war der von ihm prophezeite neue dreißigjährige Krieg[2]) über Deutschland hingebraust, Staaten und Reiche waren zerfallen und erstanden, Fürsten und Völker hatten ihr Verhältnis gewechselt; die deutsche Literatur hatte sich zu stolzer Höhe erhoben, nicht zum wenigsten durch den Bund zwischen Goethe und Schiller, und der Dichter, der sich im Mittelpunkt bewegte, hatte ein reiches Leben voller Arbeit und Erfolge fast abgeschlossen. Und wie hatte er selber sich, innerlich und äußerlich, gewandelt! Aus Sturm und Drang war reifes, abgeklärtes Urteil erwachsen, aus Übermut und Laune besonnene Teilnahme an allem, was des Lebens wert; und was war aus dem ungebändigten Freiheitsdrang geworden? Der Mann an der Schwelle des Alters, durch Amt und Beruf, Hof und Gesellschaft, Familie und Freunde so gefestigt wie beschränkt! Wenn er damals (1774) nach eigenem Geständnis mit Basedow wetteiferte, „wer am unartigsten sein könnte", wenn er zwar alle belustigte, aber auch alle narrte, wenn er sein Ich

[1]) In Wiesbaden ist Goethe gewesen 1765, 1793, 1814, 1815. Über die Chronologie des oben erwähnten Ausfluges vgl. JA. 28, 304.

[2]) Vgl. Goethe an C. G. Voigt, 15. Okt. 1792.

genialisch zum Mittelpunkt der Welt machte, so ist bezeichnend, wie er jetzt mit der Gesellschaft verkehrte. Seinem alten Freunde Knebel legt er (9. Nov. 1814) das Geständnis ab:

„Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten und zu fördern; man kann niemanden meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten; und so hab' ich niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden."

Goethe hat uns über Reisewege, Aufenthalt, Verkehr mit Freunden und über das wissenschaftlich-künstlerische Erträgnis dieser Monate derart eingehend unterrichtet, daß wir ihn Tag für Tag von Ort zu Ort begleiten können. Er fühlte sich jetzt eben als Lehrer seines Volkes verpflichtet, das Wort zu nehmen und die Strömungen der Zeit beurteilend, ratend, fördernd oder hemmend zu begleiten. Aus der 'Reise in die Main- und Rheingegenden', deren Glanzstück immer die Schilderung des miterlebten Rochusfestes (1814) in Bingen bleibt, aus den 'Annalen', aus den gleichzeitigen, oft tagebuchförmigen Briefen, besonders an seine Familie, weht uns ein so warmer Hauch der Anteilnahme entgegen, daß wir wohl sagen dürfen, der Dichter habe in seiner Heimat und „in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend" eine Verjüngung erlebt, die ihm sogar echt vaterländische Worte über Fremdherrschaft, Knechtung und Befreiung in den Mund gibt, wie wir sie bei ihm sonst oft schmerzlich vermissen. Bekannt ist, wie in diesen beiden Sommern, hauptsächlich jedoch erst 1815, der Verkehr mit Suleika-Marianne und der Aufenthalt auf der Gerbermühle bei Frankfurt den 'West-östlichen Divan' befruchtet hat. Doch liegt es ebenso außer unserem Ziele, hierauf einzugehen, wie auf die wissenschaftlichen Studien, die sich der mittelalterlichen Kunst wie der Geologie besonders zugewendet hatten. Auch wollen wir nicht wiederholen, was Goethe an Landschaftsschilderung in den schon genannten, von ihm veröffentlichten Schriften geboten hat, sondern nur wenige, meist den Briefen entnommene Zeugnisse über seinen Aufenthalt im Nassauer Lande sammeln und begleiten.

Christiane war es, die den Gatten 1814 veranlaßte, statt der sonst aufgesuchten böhmischen Bäder eine Wiesbadener Kur zu gebrauchen. Die Reise hielt ihn vom 25. Juli bis zum 27. Oktober von Weimar fern; der ganze August wurde in Wiesbaden verlebt.

wohin Goethe auch nach der Herbstwoche (1./8. Sept.), die er auf Einladung der Familie Franz Brentano in Winckel zubrachte (worüber er ebenfalls öffentlichen Bericht erstattet hat), noch für vier Tage (9./12. Sept.) zurückkehrte. Obwohl die warmen Bäder und „das erquickliche Schwalbacher [Schwefel=] Wasser", das er in Milch zu trinken pflegte, ihm wohl bekamen, zeigt er sich doch anfänglich wenig erfreut über das unruhige Getriebe des Kur= und Gesellschaftslebens, das zerstreuende, auseinanderstrebende, durch die schöne Umgebung wie die Zeitverhältnisse verstärkte Bewegen aller Welt; ja „vieles kam zusammen, was er haßte": so verdammt der alte „Geheimbde=Rat", was dem jugendlichen Stürmer höchste Lust gewesen war. Doch schon bald findet er sich in das Neue; er dankt Christianen, daß sie ihn nach Wiesbaden zu gehen bewogen habe, wo „Erde, Himmel und Menschen anders sind, alles einen heitern Charakter hat" und ihm „täglich wohltätiger wird". Es war „eine für ihn ganz neugewordene Welt" und „es ging ihm ein neues Licht fröhlicher Wirksamkeit auf". Er schildert die Lage von Wiesbaden (an Christiane, 1. Aug. 1814): „Vier Chausseen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen, wo der Ort liegt, stieben den ganzen Tag von Zu= und Abfahrenden, von Lust= und Spazierfahrenden. Da soll's nach Mainz, Bieberich, Ellfeld, Schlangenbad, Schwalbach und wohin alles. Da liegen für Fußgänger verfallne Schlösser mit Erfrischungsörtern, im nächsten Gebirg. Da, und so weiter! Zelter, ein furchtbarer Fußwanderer, hat das Alles schon durchstrichen, als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung das alles schon durchfahren, durchtrunken, durchgessen, und will, ich soll das auch tun ..."[1]) Goethe schildert auch das neue, 1809/10 erbaute Wiesbadener Kurhaus: „Die Anlage davor und überhaupt das Ganze ist imposant, für jeden der nicht mit allzu reinen architektonischen Forderungen einhertritt." Goethes Aufenthalt fällt grade in jene Zeit, die das Stadtbild des kleinen Badeortes völlig umgestaltete und erst die moderne Badestadt geschaffen hat. Goethe spricht oft von dem betriebsamen Bauen, das ihn interessierte.[2]) Überrascht ist er von dem starken Besuch: „Denkt nur! Schon beläuft sich die Badeliste über 3000, sage dreitausend, wäre auch nur die Hälfte davon noch da. Nun der Zudrang von allen Seiten, man darf sagen, daß 10000 Menschen in Bewegung sind."[3])

---

[1]) Über die Schönheit der Lage: auch an August, seinen Sohn, 19. Aug. 1814. Vgl. etwa noch: „Es bedarf hier nur einer viertel Stunde Steigens, um die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu sehen" (an J. H. Meyer 5. Juli 1815), oder: „Man kann alle Tage ein paarmal die Augen stärken" (an den Sohn 5. Juli 1815).

[2]) Noch mehr 1815; vgl. 1815 an Christiane, 17. Juni, an Zelter 16. Juni.

[3]) Zum Vergleich sei angeführt, daß im Jahre 1921 am 5. August (gerechnet vom 1. Januar) die Kurliste von Wiesbaden 23685 Kurgäste und 62018 Passanten, zusammen 85703 Besucher verzeichnete. Bis zum 1. Oktober d. J. (also

Kurz, „der Anblick des Rheins und der Gegend umher ist etwas einzig Schönes" (an Christiane, 7. August 1814). Das Motto zum 'Rochusfest' gibt den allgemeinen Eindruck wieder, den der Dichter empfand; gern möchte er auch seine Lieben und Freunde auf Gedankenflügeln laden:

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten ...

Schon bald wurde der Dichter selbst in die Ausflüge hineingezogen. So war er am 3. August in Mainz, wo des Preußen-Königs Geburtstag gefeiert ward; am 6. August wohnte er einem Feste auf der Ruine Sonnenberg bei, am 18. auf der Platte; an den Sonntagen wurde er, wie auch im folgenden Jahr regelmäßig, vom Herzoge von Nassau nach Biebrich zur Tafel geladen. Den Park mit seinen seltenen Bäumen rühmt er besonders (an Christiane 7. Aug.): „Der Gesellschaftssaal [ist] eine Galerie, man sieht an der einen Seite den Rhein, an der andern den Lustgarten. Es ist völlig ein Mährchen. Der runde Speisesaal tritt etwas vor die Linie des Gebäudes. Die Herzogin, neben der ich saß, sitzt grade so, daß man durchs offene Fenster den herunterfließenden Rhein vor einen See halten kann, an dessen jenseitigem Ufer Mainz liegt. Ganz in der Ferne sieht man die Berge der Bergstraße und den Melibocus."

Die „unendliche und höchst schöne Aussicht" von den Bergen nördlich Wiesbadens wird oft gerühmt. Den ganzen Rheingau mit all seinen Weinorten von Biebrich bis Rüdesheim durchfährt und würdigt Goethe, als er am 15. August zur Feier des Rochusfestes (16. August) fuhr.[1] Vor der Rückkehr lenkte man noch den Nachen durchs Bingerloch und zurück, und ließ sich dann nach Rüdesheim hinaufziehen. Über Nacht blieb man in Ellfeld „im Gasthaus zur 'Rose', das unmittelbar auf den Rhein sieht. [Des andern] Morgens regnete es gewaltig, nach so langer Dürre höchst erwünscht". In Schierstein besuchte man noch den Herrn von Gerning, und war zu Mittag wieder im Quartier zu Wiesbaden.

Mit mehr Muße besichtigte Goethe einen großen Teil des Rheingaus bei dem Aufenthalt in Winkel auf dem Gute Franz Brentanos vom 1. bis 8. September, die ihn zu seinem Namensfeste mit dieser Einladung erfreuten.[2])

---

in 9 Monaten) zählte man 127000 Fremde, 88000 mehr als 1920. (Nach Zeitungsnachrichten.)

[1]) Die vierthalb Stunden währende Wagenfahrt ging über Biebrich, Mosbach, Schierstein, Walluf, Ellfeld, Erbach, Marktbrunnen („Markobrunner"), Hattenheim, Geisenheim nach Rüdesheim (zum 'Gasthof zur Krone').

[2]) Goethe gibt die genauen Daten für folgende Besuche: 1. Sept.: Kloster Eibingen, Brömserburg in Rüdesheim; 2. Sept.: Schloß Vollraths und Johan-

Da die 'Herbsttage im Rheingau' diesen Aufenthalt anmutig beschreiben, so geben wir statt dessen den summarischen Reisebericht an seinen Sohn (Langen Winckel, 6. Sept. 1814), auf dem jene längere gedruckte Beschreibung sich aufbaut. „Am 1. Sept. verlies ich Morgends um 7 Uhr Wiesbaden und gelangte um halb 10 nach Winckel zu der Familie Brentano. Zelter und [Christian] Schlosser waren vorausgegangen. Das schönste Wetter ließ die Herrlichkeit des Rheingaus in voller Maase geniesen. Jene genannten beyden Freunde zogen nun Rheinab, und schon Nachtische[!] führten mich meine freundlichen Wirte nach Rüdesheim und Kloster Eibingen.[1]) Den 2ten besuchten wir das Greifenklauische Schloß Vollrats und von da den Johannesberg, wo wir bey Sonnenuntergang die weite, reiche Gegend im schönsten Lichte betrachteten. Den dritten gings auf den Niederwald, wo ich überall deiner gedachte: denn du hast ja diese Wunder auch alle beschaut. Der Tempel steht noch wohl erhalten, manches andre verfällt, die Gegend behauptet ewig ihre Rechte."[2])

Nach diesem schönen Abschluß des Kurlebens fuhr Goethe am 12. September, von Oberbergrat Cramer begleitet, der ihm für die eifrig betriebenen geologischen Studien wertvolle Hilfe geboten, nach Frankfurt. Man wählte einen kleinen Umweg über Hochheim, Flörsheim und Weilbach. Der dortige Schwefelbrunnen erinnerte ihn an Berka an der Ilm, wo er im Frühjahr mit Christiane 6 schöne Wochen der Erholung zugebracht hatte, und wo eben auf sein Betreiben bei der neuentdeckten Schwefelquelle eine bescheidene Badeanstalt eingerichtet wurde. Daher berichtet er vom Weilbacher, dessen Wasser er auch hin und wieder getrunken hatte, nach Hause (Brief vom 21. Sept.): „Er liegt einsam, unter hohen Pappeln, und strömt aus vier Röhren unendliches Wasser. Dies wird weit und breit verführt. Keine Badeanstalt ist nicht dabei."

Wie wohltätig die Wiesbadener Kur nebst den anschließenden Reisen auf den Alten eingewirkt, beweisen mancherlei Berichte, z. B. an Zelter, F. A. Wolf u. a. Wir begnügen uns mit den Worten an Knebel (Brief vom 2. Nov. 1814): „Ich habe von dem Wiesbadner Wasser gute Folgen gespürt und mich die 3 Monate in einer für mich ganz neu gewordnen Welt herumgetrieben, viel gesehn und gelernt und mancherley Zustände angeschaut und durchgeschaut."

---

nisberg; 3. Sept.: Geisenheim, Not Gottes, Niederwald, Rüdesheim; 4. Sept.: Weinheim, Ingelheim; 5. Sept.: Rüdesheim, Bingen, Rochusberg, Ober-Ingelheim, Weinheim, Winkel. Die übrigen Tage in Winkel selbst.

[1]) Damals Ruine; jetzt wieder ausgebaut, seit 1900 im Besitz von Beuroner Benediktinerinnen.

[2]) Das übrige ist nur Aufzählung, vgl. die vorvorige Anmerkung.

## VI.

Es war nur natürlich, daß die günstige Wirkung dieser ersten Rheinreise auf Körper, Geist und Gemüt auch im folgenden Jahre (1815) mit erneuter Lust den Dichter dorthin zurückführte. Diesmal dauerte die Abwesenheit von Hause von Ende Mai bis zum 11. Oktober. Der Aufenthalt in Wiesbaden währte bedeutend länger, vom 27. Mai bis zum 11. August. Die Eindrücke waren noch günstiger, des Dichters Aufnahmelust und Schaffenskraft staunenswert gesteigert. Tagebücher, Briefe und die schon erwähnten Schriften geben uns noch genaueren Einblick in diesen Aufenthalt, als das Jahr zuvor.

Nächst der ebenso glücklich, wenn auch unruhiger verlaufenden Badekur beschäftigten den Dichter literarische Arbeiten und wieder die geologischen Studien. Freunde entführten ihn in die nächste und entferntere Umgebung, andere statteten ihm in Wiesbaden Besuche ab. Auch dem politisch bewegten Leben [1]) konnte der Geheime Rat und Minister eines alliierten Fürsten sich nicht entziehen. Erzherzog Karl zeichnete ihn in der huldvollsten Weise aus, ebenso wieder der Hof von Nassau; im Juni, als der Feldzug in den Niederlanden bedenklich zu werden drohte, war grade im Nassauischen die Aufregung nicht gering. Die Nachricht des Sieges von Belle-Alliance (18. Juni), die am 21. Juni Goethe bekannt wurde, brachte Freude, aber auch Trauer für viele; denn grade die Nassauer hatten besonders schwere Verluste erlitten. „Freude und Schmerz", schreibt Goethe an seinen Sohn, 5. Juli, „waren auch hier sehr groß. Der letzte lindert sich, die erste wächst, da man die Gefahr näher kennen lernt, in der man schwebte." Am 19. Juli wohnte Goethe der Übergabe des Schlosses Johannisberg an den Kaiser von Österreich bei, das dieser bald darauf als Besitz an seinen Minister Metternich verlieh. Besonders müssen wir die Rhein-Reise hervorheben, zu der ihn der (preußische) Minister vom Stein schon am 9. Juli in Biebrich eingeladen hatte. Goethe verband mit dem Besuche in Nassau zunächst einen mit dem schon genannten Oberbergrat Cramer unternommenen geologischen Ausflug, der ihn in die Seitentäler der Lahn führte. Am 21. Juli fuhren beide über die Platte nach Idstein, wo man Kirche und Schloß besichtigte, dann nach Ober- und Nieder-Selters; zu Nacht war man beim Pfarrer in dem Dorfe Blessenbach. Der nächste Tag führte zunächst etwas rückwärts „in das Weintal, wo nie Wein gewachsen, in die Lange Hecke, beide Namen berüchtigt wegen Schinderhannes' Fluchtwinkel. [Der berüchtigte Räuber war hier 1802 gefaßt und dann hingerichtet worden.] Lange Hecke, ein enges Tal, durchaus unregelmäßige Dach-

[1]) Vgl. an C. G. v. Voigt, Wiesbaden 11. Juli 15: „Übrigens ist für den Zuschauer hier ein ganz eigen schöner Platz, indem alle Radien der jetzigen Weltbewegungen hier zusammenlaufen."

schieferbrüche. Halden und Höhlen, höhlenartige Häuser. Oberwärts Bleigrube, unterwärts Eisenhütte. Zunächst Eisensteingrube." So die knappen Angaben der Tagebücher. Alles wurde unter kundiger Führung der Beamten besichtigt, zu Abend war man in Limburg und übernachtete im 'Roten Ochsen'. Am 23. Juli ging es über Diez und Altendiez nach Holzappel, wo wichtiger Bau auf Blei und Silber betrieben wurde. Der erste Gang war nach der Schmelze; mittags war man in dem freundlichen Städtchen zu Gast bei Bergkommissär Geh. Hofrat Ludwig Schneider[1]), dessen Kenntnisse und „freundliche belehrende Bewirtung" Goethe rühmt. Hier kamen, wie schon vorher in Wiesbaden oft, die Theorien des Verwerfens der Gänge und des Gesteins zur gründlichen Erörterung. Dann ging es „durch die Lahnschluchten" und „an der Lahn her, beschwerliche aber interessante Wege". In den 'Annalen' erwähnt Goethe noch einen Umstand, der auf den eingeschlagenen Weg einiges Licht wirft. „Ich hatte das Glück, im Lahntal, einer aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber, auf einer verlassenen Halde Tonschieferplatten mit kreuzweis laufenden, sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen, noch weniger ausgesprochen werden kann." Die aufgehobene Abtei kann nur Kloster Arnstein sein. Es mag auffallen, daß Goethe auch bei dieser Gelegenheit kein Wort verliert über die Schönheit der Lage von Arnstein, die jedem Wanderer auffällt, wenn er die Kirche von irgendwelchem Punkte aus plötzlich und überraschend zu Gesichte bekommt. Aber wie Goethe in der letztangeführten Stelle keinen Anlaß hatte, dessen zu gedenken, so sind auch die Tagebücher und Reiseberichte durchweg von dem Interesse an die Gesteinskunde so beherrscht, daß alles andere daneben verschwindet und unerwähnt bleibt. Aber gerade der Umstand, daß der Dichter bei Mitteilung des wissenschaftlichen Fundes die Stelle derart hervorhebt, beweist mir, daß dieselbe ihm in Erinnerung geblieben ist und ihn wegen ihrer Schönheit gefesselt hatte. Wer von Holzappel über Charlottenberg nach Obernhof geht, erfreut auf den Höhen sein Auge an dem Anblick „der sonnigen Gipfel und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen" des Taunus (vgl. oben S. 149); und dort, wo jetzt als „Goethe-Punkt" auf dem Grat zwischen Lahn- und Gelbbach-Tal ein Aussichtstempelchen sich erhebt, hat man zwar nicht mehr diesen weiten Fernblick, aber ein in seiner Geschlossenheit überaus liebliches Bild. Ob nun der Dichter diesen Fleck Erde wirklich für „Deutschlands schönsten Punkt" oder auch nur „für den schönsten Aussichtspunkt an der Lahn" erklärt hat, wie neuere lokalpatriotische Reise-

[1] Goethe nennt ihn im Tagebuch wie in den Briefen irrtümlich Schreiber. Vgl. Fritz Mannes: 'Enthüllungsfeier des Holzappeler Heimat- und Kriegerdenkmals am 20. Juli 1913' (Holzappel 1913) S. 37 f.

führer zu erzählen wissen[1]), das möchte ich ebensowenig versichern, wie jene „durchaus verbürgte Sage", welche F. Otto (a. a. O. S. 58, vgl. S. 152), freilich ohne irgendwelche Bürgen und Zeugen zu nennen, anführt, die wissen will: an jener nämlichen Stelle habe Goethe schon 1772 ausgeruht und sich an der herrlichen Aussicht erfreut. Es wäre ja gewiß nicht unmöglich, da er damals allein denselben Weg wanderte, den er jetzt mit seinen Begleitern im Wagen und teilweise kletternd zurücklegte. Aber eine solche „Sage" konnte sich doch erst 1815 bilden, unter der Voraussetzung, daß Goethe damals den Herren Schneider und Cramer diese Jugendwanderung mitgeteilt hätte. Wenn man in späterer Zeit den Platz noch festhielt, wo die drei 1815 gestanden und geschaut haben, so ist dies wohl des erstgenannten, gebildeten Mannes Verdienst, der noch jahrelang in Holzappel ansässig war, und gewiß Interesse daran nahm, von Goethes Besuch zu erzählen und die Erinnerung daran wachzuhalten. Sein Wohnhaus in Holzappel ziert jetzt eine Gedenktafel an des Dichters Anwesenheit.

Am 23. Juli abends langte man in Nassau an. Es schien nicht mehr schicklich, sich beim Freiherrn vom und zum Stein anmelden zu lassen. So blieb man im Wirtshaus. Die Erlebnisse des folgenden Tages mag uns Goethes Tagebuch und sein Reisebericht an seinen Sohn (Wiesbaden, 8. Aug. 15) schildern, die einander wie auch sonst glücklich ergänzen. (Der kürzere Reisebericht an Sulpiz Boisserée vom 1. August erstreckt sich nur über diese Reise, 25./31. Juli.)

Tagebuch.

24. [Juli]. Verwerfen der Gänge. Anmeldung. Spazieren. Übers Wasser. Anlagen zum Theil. Donnerwetter. Im Adler verpasst. Zu Hrn. Stein. Mineralien, Landkarten. Polit. Gespräche. Im Gasthof Einrichtung. Im Garten. Spazieren. Zu Tafel. Frl. v. Walmoden. Im Garten. Auf die Burg. Entschluß nach Cöln zu fahren.

Reisebericht.

24. Trennte ich mich von Obergrath Cramer, den ich auf dieser Dienstreise begleitet. Spaziergang. Herrliches Local. Donnerwetter, Wolkenzüge, sehr trefflich zu den Oranischen und Steinschen Ruinen[2]) sich fügend. Auf Einladung des Herrn Minister von Stein in das Schloß gezogen. Höchst willkommene und belehrende Unterhaltung. Spaziergang auf die Burgen, wohin leicht zu besteigende Gänge führen. Familientafel. Die Hausfrau fehlte, wegen Krankheit. Entschluß nach Cöln zu fahren.

[1]) Diese verlegen den Vorgang vielfach in die falschen Jahre: 1771, 1773, 1814 (letzteres Jahr noch in Bädekers 'Rheinlanden'[32] 1912 S. 118).

[2]) Der Burg Nassau auf der Höhe, der Burg Stein auf der westlichen Seite des Berges.

Vergleicht man die beiden Berichte, so verschwinden die meisten Unklarheiten, die jedem einzelnen derselben anhaften. Nach der Meldung von seiner Ankunft, die Goethe ins Schloß sandte, unternahm er einen Spaziergang übers Wasser, d. h. auf die linke Lahnseite (an Stelle der mittelalterlichen, stattlichen Steinbrücke, die schon im 17ten Jahrhundert zerstört war, vermittelte damals eine Fähre den Verkehr, bis in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts die jetzige Kettenbrücke erbaut wurde), aber ein ausbrechendes Gewitter trieb ihn alsbald ins Städtchen zurück. Einen Gasthof 'Zum Adler' gab und gibt es in Nassau nicht; gemeint ist wahrscheinlich der 'Anker', der nahe bei der Kettenbrücke liegt. An dem viel später gegebenen Berichte Ernst Moritz Arndts [1]) kann soviel richtig sein, daß Freiherr vom Stein seinen erwarteten Gast im Gasthof 'Zum Löwen' sofort aufgesucht und zur Übersiedelung ins Schloß bewogen hat. Die Unterhaltung knüpfte zunächst an die Geologie an, um so leichter, als auch Stein in seiner westfälischen Zeit Bergrat und Leiter von Bergwerken gewesen war. Wenn Arndt, der treue Begleiter und Mitarbeiter Steins in Rußland, der die beiden erst im Kölner Dom traf, angibt, sie hätten jedes politische Thema streng in stillschweigender Übereinkunft gemieden, so sehen wir aus Goethes Worten, daß diese Ansicht falsch ist. Gewiß war dies Gebiet bei den verschiedenen Grundanschauungen heikel; anderseits ist es durch die ganze Lage verständlich, daß die großen, weltbewegenden Ereignisse groß und tiefschöpfend behandelt wurden. Jedenfalls ist sicher, daß beide trotz aller Gegensätze aneinander Gefallen fanden. Wenn Goethe sich am Abend entschloß, die Reise nach Cöln mitzumachen, so ist dabei gewiß auch die Kunst zur Sprache gekommen und insbesondere die Frage, wie man die mannigfach schwankenden Zustände am Rhein, in der neuen preußischen Erwerbung, am besten befestigen und ausgestalten könne. Eine Sorge Steins war, die rheinischen Kunstschätze dem Rheinland zu erhalten; ein Gewinn für diesen Zweck, daß er seinen Gast zu der Fahrt bestimmen und dann bewegen konnte, über das im vorigen und diesem Jahre Gesehene eine halboffizielle Denkschrift vorzulegen, die uns noch heute in 'Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar' erfreut.

Auffällig ist, daß Goethe seinem Sohne (Wiesbaden 1. Aug. 1815) mitteilt: die Reise sei „absichtslos, aus dem Stegreife" unternommen worden.[2]) Wenigstens von seiten Steins liegt die Absicht klar auf

---

[1]) Vgl. Arndts 'Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein' (Werke, herausgegeben von Lefson und Steffens, Berlin 1913) 5, 130 f.

[2]) Die ganze Briefstelle ist für diese Reise wichtig. Es ergibt sich daraus, daß es für den Minister eine Dienstreise war, für die ihm vermutlich auch das Rheinboot von der Regierung gestellt wurde. „Mündlich habe ich viel zu erzählen: denn du kannst denken, daß diese Tour so bedeutend als kurz war. Alle Beamte und Angestellte haben die größte Deferenz für Herrn von Stein, und die Menschen-Masse den besten Willen gegen mich. Sie haben mich enthusiastisch, ja fanatisch aufgenommen, so daß man es kaum erzählen darf. Beinahe alles habe gesehen

der Hand; und diese Absicht verfolgte der Diplomat schon, als er im Juli Goethe zu sich einlud.

So fuhren denn beide am 25. Juli „über Ems, glatten Weges, sodann bergauf, bergab hinter Ehrenbreitstein her ins Thal", wo man in der 'Post' frühstückte. Gewiß mag nochmals die Erinnerung an das gastliche Heim und den Kreis der Frau La Roche aufgestiegen sein. Von der weiteren Rheinreise, im Schiffe nach Cöln, hebe ich, obwohl es über mein Thema hinausgeht, eine kurze Stelle des knappen Reiseberichts (an den Sohn 8. Aug.) hervor, weil sie uns einen Einblick tun läßt in Goethes objektive, jeder Naturschwärmerei abgeneigte, dennoch lebenswarme Auffassung der Landschaft: „[25. Juli] durchaus bedeutend abwechselnde angenehme Ansichten. Drachenfels, Siebengebirge, bei Bonn vorbei. Abends Regen, Dämmerung, Nacht. Unsicheres Landen. Ferne Feuer. An Cöln her, an vielen Schiffen vorbei. Endlich gelandet. Gasthof zum heiligen Geist. Rheinaussicht bei Mondschein." [1]) Wie schade, daß er diese knappen Umrisse nicht zu einem breiteren Bilde gestaltet hat! Im übrigen müssen wir die ebenso rasche wie inhalt- und ergebnisreiche Reise, die von Cöln zurück über Land nach Bonn, Andernach, selbst zu einem Abstecher an den Laacher See der geologischen Liebhaberei halber, nach Weißenthurm und Coblenz führte (25. bis 28. Juli) hier übergehen.

Am 29. Juli veranstaltete Görres, der Herausgeber des 'Rheinischen Merkurs', provisorischer Direktor des Unterrichtswesens im Rheinlande, damals bei den preußischen Behörden noch hochangesehen, ein Frühstück auf der Karthause. [2]) Dann nahm man den Rückweg „über die fliegende Brücke . . . über Ems auf Nassau." Zu dem Abend-Tee im Schlosse fanden sich eine ganze Reihe Koblenzer Gäste ein, so außer Görres und seiner Frau Präsident von Sack, von Eichhorn (der spätere Kultusminister) und andere. Diese Namen allein beweisen von neuem, welche politische Bedeutung dieser der Reise und dem Verhältnis zu Goethe beilegte.

Auch den folgenden Tag verweilte Goethe als Gast in Nassau,

---

und bin aufgeregt worden über Erhaltung und Ordnen der Kunstschätze am Rhein mein Gutachten abzugeben. Das will ich denn auch wohl thun, denn es ist der Mühe werth, die besten Dinge stehen am Rande des Verderbens und der gute Wille der neuen Behörde ist groß, dabey herrscht Klarheit und so läßt sich etwas wirken. — Daß ich mit Herrn v. Stein gerade in diesem Moment die Reise machte hat viel zu denken gegeben; sonderbar genug ist es, daß sie absichtslos, aus dem Steigreife geschah, gewiß aber nicht ohne Folgen bleiben wird."

[1]) Unterm 26. August heißt es weiter: „Rheinaussicht bei Sonnenschein"; am 27. fährt man um die ganze Stadt und besichtigt auch den Winterhafen. — In Köln hatte Goethe schon 1774 übernachtet.

[2]) Nach F. Otto (a. a. O. S. 155) hätte Freiherr von Meusebach, Präsident des Rheinischen Revisionshofes, dies Frühstück veranstaltet. Doch Goethe sagt ausdrücklich (an den Sohn, 8. Aug.): „veranstaltet durch Görres und Familie." Den oben erwähnten Abend im Nassauer Schlosse erwähnt Otto überhaupt nicht.

und machte u. a. mit den Damen einen Spaziergang in ein Tal „über dem Wasser", d. i. ins Mühlbachtal. Am Morgen des 31. Juli nahm er Abschied und kehrte über Schwalbach und an der Nonnenmühle vorbei, einem Ausflugsorte, an dem er damals mit Freunden öfter einsprach, nach Wiesbaden zurück.

Goethe war mit der achttägigen Reise recht zufrieden und äußerte sich gegen den weimarischen Minister v. Voigt: „Sie war sehr fruchtbar an Vergnügen und Belehrung. Daß mit Herrn v. Stein in so nahe Berührung gekommen, ist für mich, in vielfachem Sinne, höchst bedeutend und ergeben sich aus diesem Anfange, für mich und für andere, gewiß erwünschte Folgen." Aber auch in weniger offiziellen und von Rücksichten nicht eingeengten Briefen verrät sich seine Freude, an der Neuordnung der Verhältnisse in bescheidenem Maße mitwirken zu dürfen. Sehr treffend ist das Urteil über die Zustände im Rheinlande (Brief an F. v. Luck, Wiesbaden 10. Aug.), das den Kernpunkt der weiteren Politik, wie sie hätte sein müssen, sicher bezeichnet: „Sehr glücklich machte mich die lang entbehrte Wiederansicht der schönen Natur und bedeutenden Kunst; nur der Zustand war nicht ganz erfreulich, in welchem man die Menschen antraf, die nach fremdem Druck und provisorischer Ungewißheit nunmehr einem Reiche angehören, dessen Mittelpunkt von ihnen durch Gebirge, Flüsse, weitschichtige Provinzen, ja durch Bildung, Denkweise, Religion, Sitten, Gesetz und Herkommen getrennt ist. Einsichtige Vorgesetzte werden mit Zeit und Geduld hier das Beste tun."

Da es Goethe nicht mehr gelingen wollte, in all den Zerstreuungen den ruhigen Badeaufenthalt fortzusetzen, so verließ er am 11. August mit Sulpiz Boisserée Wiesbaden und fuhr nach Mainz, am folgenden Tage durch Frankfurt gleich auf die Gerbermühle. Die hier verbrachten glücklichen, schaffensfrohen Tage, die Reise nach Heidelberg und Heimkehr gehören nicht mehr in den Rahmen unserer Darstellung.

Auch für das Jahr 1816 und noch später hatte der Dichter die Absicht, an den Rhein zurückzukehren, aber 1816 trat der Tod seiner Frau und ein Reiseunfall, 1817 ärgerliche Zerwürfnisse mit seiner Vaterstadt hindernd dazwischen, und so ist denn der geschilderte Aufenthalt der letzte gewesen, der unsern Dichter in die alte Heimat, an den sonnigen Rhein geführt hat. Der Früchte dieser glücklichen rheinischen Tage und Wochen gedachte er immerfort. Wie er das hervorhob in mancherlei Versen und Grüßen:

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär' ein allzulang Geständnis!
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

# Goethe in der Propaganda zu Rom

Von Enno Littmann (Tübingen)

Am 13. Januar 1787 schrieb Goethe aus Rom: „Nun von einem Schauspiel andrer Art! Am drey Königs Tage, am Feste des Heils, das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreyer Cardinäle und eines großen Auditorii erst eine Lateinische Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen, im Stalle? oder wo sonst? dann nach verlesnen einigen lateinischen Gedichten ähnliches Gegenstandes traten bey 30 Seminaristen nach und nach auf und laßen kleine Gedichte jeder in seiner Landessprache. Malabarisch, Epirotisch, Türckisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Colchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Cophtisch, Saracenisch, Armenisch, Hybernisch, Madagaskarisch, Isländisch, Boisch, Egyptisch, Griechisch, Isaurisch, Aethiopisch pp. und mehrere, die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtgen schienen meist im Nationalsylbenmaaße verfaßt, mit der Nationaldeklamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

. . . . Nun noch ein Geschichtgen.

Der verstorbne Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung, wie ich sie oben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ohngefähr klang wie canailla! canailla! der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: der kennt uns doch!"

*

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie Goethe bei seinem Verständnis für alles Menschliche, Künstlerische und Wissenschaftliche mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorträgen der exotischen Seminaristen folgte; wie er auf Rhythmus, Vortragsart und Sprachlaute achtete; und wie er auch, soweit es ihm möglich war, die Namen der fremden Sprachen aufzeichnete. Da flutete neues sprachliches Leben an ihm vorbei, er „griff hinein", und es war „interessant". Wer etwa vor dem Kriege in einer Stadt des Morgenlandes wie Cairo, Baghdad,

Jerusalem oder Constantinopel die bunten Scharen aus aller Herren Ländern an seinem Auge hat vorüberziehen sehen, der hat mit dem Auge empfunden, was Goethe damals mit dem Ohre empfand und sofort mit dem Geiste verarbeitete.

Manchem Leser der Goetheschen Briefe mag es zunächst genügen, wenn er die Namen all jener Sprachen in ihrer Mannigfaltigkeit auf sich wirken läßt und nicht auf die Bedeutungen im einzelnen eingeht. Aber wir handeln sicher in Goethes Sinne, wenn wir bei Namen, die uns nicht ohne weiteres klar sind, zu erforschen suchen, welche Sprachen in Wirklichkeit damit gemeint sind. Bei der einen Hälfte der aufgezählten Namen gehen wir ganz sicher; denn jeder weiß, was (1) Türkisch, (2) Persisch, (3) Hebräisch, (4) Arabisch, (5) Syrisch, (6) Koptisch (= Cophtisch), (7) Armenisch, (8) Madagaskarisch, (9) Isländisch, (10) Griechisch, (11) Aethiopisch ist. Es mag erwünscht sein, wenn der moderne Sprachforscher für den Nichtfachmann hier ein paar Bemerkungen hinzufügt. Persisch ist die Sprache der islamischen Bewohner Irans, eine Sprache, die sich zwar auf dem indogermanischen Altpersischen aufbaut, die aber mit arabischen Buchstaben geschrieben wird und fast ebenso viele arabische Bestandteile in sich aufgenommen hat wie das Englische romanische Bestandteile; auch die aus Persien vertriebenen Feueranbeter und die persischen Juden sprechen diese Sprache, letztere schreiben sie mit hebräischen Buchstaben. Koptisch ist die letzte Entwicklungsstufe des Altägyptischen, einer hamito-semitischen Sprache; es wurde etwa seit dem 3. Jahrhundert n. Chr., nachdem man die Hieroglyphenschrift und die davon abgeleiteten Schriften als zu unpraktisch aufgegeben hatte, mit griechischen Buchstaben geschrieben. Im 16. Jahrhundert starb das Koptische als lebendige Sprache aus, aber es blieb die heilige Sprache der ägyptischen Christenheit, und in neuester Zeit sind Versuche gemacht, es wieder zu beleben; „koptisch" ist gleichbedeutend mit „ägyptisch", da es auf das arabische Wort qibṭî zurückgeht, das seinerseits aus aigyptios entstellt ist.

Das Madagaskarische wird heute meist Malagassisch genannt; es ist eine malayische Sprache, da die herrschende Bevölkerung auf jener Insel aus Hinterindien über den indischen Ozean dort eingewandert ist. Unter Aethiopisch versteht man die Kirchensprache Abessiniens; es ist ein semitischer Dialekt, der den Sprachen des alten Südarabiens nahesteht. Etwa seit dem 10. Jahrhundert ist das Aethiopische als lebende Sprache ausgestorben, und an seine Stelle sind neuere Volkssprachen getreten, die teilweise auch zu Literatursprachen geworden sind; aber als heilige Sprache gilt es auch heute noch in Abessinien.

Schwieriger ist es jedoch, die anderen zehn genannten Sprachen genauer zu bestimmen; immerhin können wir jetzt bei der Hälfte von ihnen die eigentliche Bedeutung nach dem heutigen Sprachgebrauch mit Sicherheit feststellen.

Zunächst wäre es von Wichtigkeit, zu erfahren, aus welchen Ländern im Jahre 1787 Zöglinge in der Propaganda waren, und zu welchen Völkern Missionare aus ihr entsandt wurden. Das ist aber leider nicht mehr möglich. Herr Professor Guidi, der hochverdiente Nestor der italienischen Orientalisten, schrieb mir: „Credo che all' occupazione francese del 1798 anche gli archivi di Propaganda siano stati manomessi. Dubito anche che la composizione o la poesia in una data lingua non porti come conseguenza sicura che chi 'lha recitata era del paese della lingua." Herr Professor Guidi tat aber ein Weiteres und erkundigte sich durch einen Freund im Sekretariat der Propaganda. Von dort erhielt er die Auskunft: „Ho fatto le più accurate ricerche negli archivi del Collegio Urbano e di questa segreteria di Propaganda per poter rintracciare l'elenco degli alunni dimoranti in detto collegio nell' anno 1787. Sono spiacente di doverle communicare che in nessuno di questi archivi esiste l'elenco desiderato."

Einen gewissen Ersatz für die durch die kulturbringenden Franzosen zerstörten Archive bilden die Listen der Bücher in fremden Sprachen, die von der Druckerei der Propaganda herausgegeben sind. Eine solche, vom Jahre 1900, die alles seit dem 17. Jahrhundert dort Gedruckte zu umfassen scheint, wurde mir von Herrn Professor Goußen in Bonn mitgeteilt. Dort werden Bücher in 29 Sprachen aufgezählt; die Titel sind lateinisch, und die Sprachen sind alphabetisch nach ihrer lateinischen Bezeichnung angeordnet. Zum Vergleiche mit der Liste Goethes gebe ich diese Liste hier vollständig wieder und füge bei unbekannteren Sprachen in Klammern einige Bemerkungen hinzu: 1. Aethiopisch; 2. Englisch; 3. Angolisch (in Angola, der portugiesischen Kolonie in Südwestafrika); 4. Annamitisch oder Tonkinesisch (in Hinterindien); 5. Arabisch; 6. Armenisch; 7. Birmanisch; 8. Bulgarisch; 9. Chaldäisch (darunter sind Alt- und Neusyrisch zusammengefaßt; altsyrische Bücher für die sogenannten Thomaschristen an der Malabarküste, neusyrische Bücher für die Christen am Urmia-See in Nordwestpersien, beide wohl in nestorianischer Schrift gedruckt); 10. Koptisch oder Aegyptisch; 11. Epirotisch oder Albanesisch; 12. Französisch; 13. Griechisch; 14. Hebräisch; 15. Spanisch und Portugiesisch; 16. Japanisch; 17. Iberisch oder Georgisch; 18. Illyrisch (damit ist das Südslavische oder Serbo-Kroatische gemeint); 19. Hindustanisch (eine weitverbreitete neuindische Volkssprache in Nordwestindien); 20. Madagaskarisch (s. o.); 21. Malabarisch; 22. Marastisch (wahrscheinlich das heutige Marathi in Nordindien); 23. Mosetenisch (eine Indianersprache in Bolivien); 24. Otomitisch (eine Indianersprache in Mexiko); 25. Sanskrit; 26. Chinesisch; 27. Syrisch (jakobitisches Altsyrisch); 28. Slavonisch (wahrscheinlich Slovenisch); 29. Türkisch.

Andererseits führt Düntzer in der Hempelschen Ausgabe von

Goethes Werken 24, 719 eine Liste von fremden Schriftarten an, die im Jahre 1786 bei der Buchdruckerei der Propaganda vorhanden gewesen seien. Ich gebe auch diese Liste hier wieder und setze zum Vergleich die Zahlen der obigen Liste in Klammern hinzu: (1) Abessinisch; (5) Arabisch; (6) Armenisch; (9) Chaldäisch (in zwei Schriftarten, Estrangelo und Nestorianisch); (10) Koptisch; (—) Deutsch; (13) Griechisch; (14) Hebräisch; (—) Hibernisch; (17) Georgisch, gelehrt und vulgär; (18) Illyrisch, nach Hieronymus und nach Cyrillus; (19) Indianisch; (—) Lateinisch; (—) Moskowitisch; (—) Persisch, Kirchen- und Vulgär-Persisch; (—) Rabbinisch; (—) Ruthenisch; (—) Samaritanisch; (—) Serbisch; (27) Syrisch; (—) Tibetanisch.

Der Unterschied zwischen den beiden Listen beruht zum Teil darauf, daß in der ersten nach Sprachen, in der zweiten nach Schriftarten geordnet ist und so in der letzteren mehrere Sprachen unter der lateinischen Schrift vereinigt sein können, zum Teil darauf, daß von 1786 bis 1900 natürlich allerlei Neues hinzugekommen ist. Auf Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden; nur sei darauf hingewiesen, daß die in der Sprachenliste fehlenden Namen Persisch, Rabbinisch, Samaritanisch, Tibetanisch als „Alphabet" auch im Katalog der Propaganda vom Jahre 1900 angegeben sind.

Von den obengenannten elf Sprachen, die ohne weiteres bestimmt wurden, sind zehn in den Listen vertreten, davon sieben in beiden, zwei nur in der ersten, eine nur in der letzten. In beiden jedoch fehlt das Isländische. In der Tat hat Island bis zum Jahre 1855 nicht zum Missionsgebiete der Propaganda gehört. Aber die Angabe Goethes wird dennoch ihre Richtigkeit haben.

Wahrscheinlich hat ein Isländer, der zum Katholizismus übergetreten war, beim „Sprachenfest" der Propaganda im Jahre 1786 mitgewirkt. Daraus würde sich aber auch ergeben, daß die bei diesem Feste vertretenen Sprachen nicht alle von solchen Völkern zu stammen brauchen, unter denen zu jener Zeit Mission getrieben wurde. Aus den Sprachen- und Schriftenlisten der Propaganda, ja, auch aus den Namen der römischen Kollegien und Seminare können daher für das Sprachenfest nicht vollkommen sichere Schlüsse gezogen werden. An jenem Tage, „dem Feste des Heils, das den Heiden verkündigt worden", kam es darauf an, möglichst viele fremde Sprachen zusammenzubringen, um die Verkündigung des Heils extensiv um so wirksamer zur Darstellung zu bringen. Es werden also unter den Seminaristen, die in fremden Zungen redeten, verschiedene Klassen zu unterscheiden sein: 1. Bekehrte Ausländer aus den Missionsgebieten, die in ihrer Muttersprache vortrugen; 2. Europäer mit fremden Muttersprachen aus Ländern, die nicht zum Missionsgebiet gehörten; 3. Missionare, die für ein fremdes zum Missionsgebiet gehöriges Land bestimmt waren und dessen Sprache bereits erlernt hatten, wie

ja auch Professor Guidi annimmt. So erklärt es sich, daß im Jahre 1862 neben den orientalischen Sprachen auch Italienisch, Deutsch, Schweizerisch, Celtisch, Isländisch, Schottisch u. a. m. vertreten waren; über diese Sprachen vergleiche man die Hempelsche Ausgabe von Goethes Werken 24, 719.

Weiterhin ist es auffällig, daß die Sprachen von mohammedanischen Völkern genannt werden. Es ist bekannt, wie außerordentlich schwierig es ist, Muslime für das Christentum zu gewinnen, da sie nach ihrem Übertritt Gefahr laufen, von ihren eigenen Glaubensgenossen getötet zu werden. Möglicherweise sind die Seminaristen, die Arabisch, Persisch und Türkisch sprachen, wirklich bekehrte Mohammedaner gewesen; dann konnten sie schwerlich in ihre Heimat zurückkehren. Aber es gab und gibt ja auch christliche Araber, und in einer Reihe von christlichen Kirchen des Orients ist das Arabische die Umgangssprache geworden. Zwar hat die Propaganda eine Missionsprovinz Arabien gehabt; doch über ihren Erfolg dort ist kaum etwas bekannt. Ebenso hatte sie eine Missionsprovinz in Südpersien; die Seminaristen, die auf Persisch vortrugen, mögen jedoch ihrer Herkunft nach bekehrte Juden oder konvertierte Armenier bzw. persische Nestorianer gewesen sein. Mit der von Düntzer erwähnten „kirchenpersischen" und „vulgärpersischen" Schrift können zwei arabische Schriftarten gemeint sein. Die türkisch sprechenden Seminaristen werden Armenier gewesen sein; ist doch auch das türkische Buch, das im Propaganda-Katalog erwähnt wird, von einem Armenier verfaßt.

Alle diese Erwägungen müssen beachtet werden, wenn nun versucht werden soll, die anderen der von Goethe genannten Sprachen näher zu bestimmen. Es bleiben uns folgende Sprachen: (12) Malabarisch; (13) Epirotisch; (14) Moldauisch; (15) Elenisch; (16) Colchisch; (17) Saracenisch; (18) Hybernisch; (19) Boisch; (20) Egyptisch; (21) Isaurisch. Da in der Sprachenliste des Katalogs (Nr. 11) Epirotisch gleich Albanisch gesetzt wird, da auch sonst in früherer Zeit beide Namen gleich gebraucht wurden, und da ja der Hauptteil der Albanier im Gebiete des alten Epirus wohnt, so ist dieser Name gesichert. Nr. 10 derselben Liste besagt „Coptisch oder Aegyptisch"; daß beide Namen auch ihrem Stamm nach gleich sind, wurde bereits gesagt. Aber Goethe unterscheidet „Koptisch" und „Egyptisch". Bei letzterem ist kaum an den neuarabischen Dialekt oder gar an das Nubische südlich von Oberägypten zu denken. Vielleicht haben die koptischen Seminaristen in zwei Sprachen vorgetragen, da ja in ihrer Kirche neben dem herkömmlichen Koptischen, das den meisten unverständlich ist, auch das Arabische verwendet wird; die kirchlichen Bücher der Kopten haben ihre Texte meist in beiden Sprachen nebeneinander. Das Arabische ist dann aber nicht die Umgangssprache des täglichen Lebens, sondern das literarische Arabisch. Dies ist dann von dem Arabisch, das Goethe an 9. Stelle aufzählt, nicht sehr ver-

schieden. — Man könnte ferner annehmen, daß auch „Saracenisch“ ein anderer Name für „Arabisch“ sei. Denn unter Sarazenen verstand man das ganze Mittelalter hindurch die Araber, manchmal auch Mohammedaner überhaupt; der Name scheint von einem arabischen Stamme der Sinai-Halbinsel übertragen zu sein. Aber auch die Bewohner des nordwestlichen Afrika wurden so genannt. Und da die Propaganda in Tunis, Algier und Marokko ihre Missionsstationen hatte, kommt noch eine andere Sprache in Betracht, das Libysche oder Berberische. Wahrscheinlich sind also die „Sarazenen“ der Propaganda „Berbern“ gewesen. — Über das „Malabarische“ kann kaum ein Zweifel herrschen. Im südlichen Indien werden hauptsächlich die Drawida-Sprachen Tamilisch (früher Tamulisch genannt) und Malajalam gesprochen; beide Sprachen, die einander ziemlich nahe stehen, wurden von den Portugiesen unter dem Namen „Malabarisch“ zusammengefaßt, und da das Tamilische von dreimal soviel Menschen gesprochen wird wie das Malajalam, so blieb die Benennung „Malabarisch“ noch lange Zeit für die erstere der beiden Sprachen im Gebrauch. Die älteste Grammatik dieser Sprache ist, wie bei so vielen anderen Sprachen, von einem Deutschen verfaßt; sie wurde 1716 in Halle a. d. Saale gedruckt, der Verfasser hieß Ziegenbalg, ihr Titel war Grammatica Damulica s. Malabarica. — Ähnlich steht es mit dem „Hybernischen“, in dem wir bald das Irische, die Sprache der keltischen Irländer, erkennen. Denn Hibernia ist Irland; und in älterer Zeit war „Hibernisch“ gleichbedeutend mit „Irisch“, ja, man pflegte auch von Iberno-Celtic zu sprechen. Die Schriftenliste führt ebenfalls „Hibernisch“ an (oben S. 176). — Bei „Moldauisch“ liegt es am nächsten, an die Sprache der Bewohner des Moldau-Landes zu denken; und die ist das Rumänische, genauer das Dako-Rumänische, das durch diesen Namen von zwei anderen rumänischen Dialekten unterschieden wird. — Und ebenso denkt man bei „Colchisch“ an die Sprache der Bewohner des Landes, das im Altertum Kolchis hieß, an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Als die Nachkommen der alten Kolcher gelten zwar die Mingrelier und die Lasen; aber diese sprechen jetzt Dialekte, die dem Georgischen sehr nahe stehen. Und da das Georgische (oder Grusinische) die einzige kaukasische Sprache ist, die es zu einer einheimischen Literatur gebracht hat und die daher in früheren Jahrhunderten bereits bekannt war, so wird hier unter „Colchisch“ das Georgische zu verstehen sein. Freilich pflegte man sonst früher neben Georgisch auch den Namen „Iberisch“ anzuwenden, da die Georgier von den alten Iberern abstammen. So führt denn der Propaganda-Katalog unter Nr. 17 „Iberisch“ oder „Georgisch“ an, und die Schriftenliste hat zwei Arten georgischer Schrift; damit sind die „Kirchenschrift“ und die „Kriegerhand“, die Kursivschrift, gemeint.

Nun bleiben noch Elenisch, Boisch und Isaurisch. Für diese Na-

men können nur Vermutungen gegeben werden. Bei „Elenisch“ läge es zunächst nahe, an Hellenisch zu denken und darunter die neugriechische Volkssprache zu verstehen. Aber die Griechen nennen ihre Umgangssprache „Romäisch“, während „Hellenisch“ bei ihnen seit der Zeit ihrer Befreiung die Literatursprache bezeichnet, die nicht sehr vom Altgriechischen verschieden ist. Vielleicht ist „Elenisch“ hier ein Versehen für „Illyrisch“. In dem Propaganda-Katalog (Nr. 18) werden nicht weniger als zwölf „illyrische“ Werke genannt. Daß darunter das Serbo-Kroatische zu verstehen ist, wurde bereits gesagt. — Eine „boische“ Sprache gibt es wohl; es ist ein Bantu-Dialekt in Kamerun. Aber es ist nicht anzunehmen, daß dieser Dialekt bereits zu Goethes Zeit bekannt war. Der nördliche Zweig der alten Boier wohnte in Böhmen, und nach ihm hat ja das Land seinen Namen erhalten. So wird also auch hier mit „Boisch“ wohl „Böhmisch“, d. h. „Tschechisch“ gemeint sein; die Tschechen pflegen noch heutzutage in ihrer Bescheidenheit das ganze Böhmerland als ihr Land zu bezeichnen und ihre Sprache „böhmisch“ zu nennen. Katholische Böhmen können unter den zu Missionaren ausgebildeten Seminaristen gewesen sein; es ist aber auch möglich, daß „boisch“ auf eine andere slavische Sprache, etwa das Ruthenische, übertragen ist, da gerade unter den Ruthenen von der Propaganda eifrig Mission betrieben wurde. — Daß man im 18. Jahrhundert noch „Isaurisch“ finden würde, hätte sicher kaum der größte philologische Optimist zu hoffen gewagt. Die Isaurier waren ein kleiner Volksstamm im südlichen Kleinasien; sie erlangten Berühmtheit durch zwei ihrer Landsleute, die auf den byzantinischen Kaiserthron gelangten. Aber von ihrer Sprache ist außer einigen Glossen und Eigennamen nichts bekannt. Heute wohnen in ihrem Lande türkische Stämme. Ein türkischer Volksdialekt kann kaum gemeint sein. Man hat also wohl an eine andere Sprache des vorderen Orients zu denken, vielleicht an das Kurdische, da Kurden zum Teil bis nach Kleinasien vorgedrungen sind. Denn das Armenische, das sonst noch in Betracht kommen könnte, ist ja bereits genannt. Vorläufig ist man bei diesem Namen ganz aufs Raten angewiesen.

Man sieht, die Gewährsmänner Goethes waren keine Philologen im modernen Sinne des Wortes; das war freilich damals auch unmöglich. Sie ahnten kaum, daß ihre Angaben in späteren Jahren so genau zerpflückt werden könnten. Die Namen der Sprachen wurden wohl vor jedem einzelnen Vortrag ausgerufen, entweder von Kirchendienern oder von einem der Vortragenden selbst. Denn Goethe sagt, er habe mehrere nicht verstehen können; damit ist natürlich nicht gemeint, daß er die Sprachen nicht verstand, sondern daß er die ausgerufenen Namen nicht genau hören konnte. Man hat auch vermutet, daß er die Sprachennamen von den Beichtstühlen abgeschrieben hätte; aber das ist unmöglich, da an den Beichtstühlen in der Peterskirche

nur europäische, kaum so viele orientalische Sprachen bezeichnet gewesen sein werden. Es sei noch erwähnt, daß die von Goethe aufgezählten Sprachen zu sieben verschiedenen Sprachfamilien gehören. Wenn Goethe allein dem Griechischen sprachlichen Wohlklang zuerkannte, so ging er darin zu weit. Freilich: Tschechisch, Kroatisch, Albanisch, Armenisch, Georgisch, Hebräisch, Syrisch und Arabisch konnten ihm teils wegen der vielen Zischlaute, teils wegen der rauhen Kehllaute, teils wegen der Konsonantenhäufung barbarisch erscheinen. Aber Türkisch und Neupersisch sind keine häßlich klingenden Sprachen; auch das Malagassische hat eine Fülle von Vokalen und keine rauhen Konsonanten. Andererseits wirkt das Griechische, wenn es nach neugriechischer Weise ausgesprochen wird, wegen der unendlich vielen i-Laute für empfindliche Ohren eher wie ein dünnes und scharfes Gezwitscher. Doch da es sich hier um Geschmackssachen handelt, so sei nicht weiter darauf eingegangen.

*

Goethe hatte einen feinen Sinn für Humor, der z. B. ganz besonders in seiner Schilderung des Sankt Rochus-Festes zu Bingen hervortritt. Aber auch hier in der Propaganda ließ er sich das hübsche Geschichtchen von der „gnaja-canaglia" nicht entgehen. Ich glaube mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen zu können, aus welcher Sprache das Wort „gnaja" stammt. Im Aethiopischen, der Kirchensprache Abessiniens, die wir oben kennengelernt haben, bedeutet das Wort ganája „anbeten, Dank sagen". Es wird häufig in der Liturgie und der kirchlichen Poesie gebraucht. Ein Hymnenzyklus zum Lobe der Jungfrau Maria heißt wĕddâsê wa-gĕnâj la-ʾĕmma ʾadônâj „Lobpreis und Danksagung für die Mutter des Herrn"; aber innerhalb der Lieder kommt eine Form von ganája nicht vor, und so kann das damals vor dem Cardinal Albani vorgetragene Lied nicht aus dieser Sammlung stammen. In einem Gesange, der den Titel trägt „die Gemeinde der Gläubigen", beginnt jede der drei letzten Strophen mit gĕnâjû, d. h. „betet an!" Da die Form hier auf u auslautet, müßte man, wenn dieser Gesang damals vorgetragen wurde, annehmen, daß die Europäer u für a verhörten. Es kann daher ein mir unbekanntes, in der Literatur aber vorhandenes oder ein von einem Seminaristen selbst gedichtetes Lied gewesen sein, das mit dem fraglichen Worte begann; die abessinischen Geistlichen pflegen in der Hymnendichtung unterrichtet zu werden und daher auch eigene Gesänge vorzutragen. Am ehesten könnte man in gnaja die Form gĕnâja „Lobpreis (im Akkusativ)" erkennen, oder vielleicht auch gĕnâjâ „betet an (ihr Frauen)", wenn etwa die Frauen zur Anbetung Marias oder des Jesukindes in dem Liede aufgefordert wurden. Wenn aber, was doch das Wahrscheinlichste ist, die Hirten oder die Weisen aus dem Morgenlande aufgefordert wurden, Jesum anzubeten, so

müßte man an der Form gĕnâjû festhalten. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, von dem Goethe nichts ahnen konnte, daß die letzte der von ihm aufgezählten Sprachen das Aethiopische war, und daß die von ihm daran angeschlossene Geschichte auch auf ein äthiopisches Lied zurückging.

Es erübrigt mir noch, den Herren Professoren Baumstark, Dyroff, Grohmann, Guidi, Heyer, Meißner, Stumme für gelegentliche Auskünfte über Fragen, die mit diesem Aufsatze zusammenhängen, meinen Dank aus zu sprechen.

# War Goethe am Lago maggiore?

## Zugleich ein kleiner Beitrag zum 'Wilhelm Meister'

Von Waldemar v. Wasielewski (Sondershausen)

(Mit einer Karte im Text)

Es ist und bleibt ewig schade, daß Goethe über eine seiner (rein sachlich betrachtet) schönsten und interessantesten Reisen so gut wie nichts berichtet hat: seine Rückreise von Rom nämlich im Frühjahr 1788. Wir können sie uns jetzt einigermaßen aus den geringen, von verschiedenen Seiten zusammengekommenen Überresten [1]) wieder zusammenbauen, genauer sogar, als viele glauben mögen. Aber das ersetzt unsern Verlust nicht. Wie willkommen würde es uns sein, Goethes Eindrücke und Urteile, auch wenn wir sie einigermaßen zu kennen glauben [2]), über Städte wie Siena und Florenz von ihm selber zu erfahren; wie anregend, seine Betrachtungen über die durchreisten, in verschiedener Hinsicht sehr interessanten Gegenden zu besitzen! Ja, angesichts der früheren Ausführlichkeit der Reiseberichte bei oft weit geringeren Anlässen könnten wir versucht sein, mit Goethe zu rechten, wenn wir uns nicht immer wieder sagen müßten, daß ihm in der 'Italienischen Reise' gar nicht daran gelegen ist, Italien sachlich zu beschreiben [3]), sondern Rechenschaft von dem zu hinterlassen, was auf ihn gewirkt, und wie es gewirkt hat. Und da ist freilich klar, daß auf den nach dem Süden, der Antike und den Meistern der italienischen Malerei Lechzenden, in jeder Hinsicht höchst Aufnahmefähigen die ersten Städte und Naturszenen, fast einerlei, welche es waren, einen tieferen Eindruck machen mußten, als ihn die Gotik Sienas oder die Frührenaissance der Arno-Stadt auf den „verwöhnten Römer" hervorbringen konnten, der Italien bis Sizilien hinunter bereist hatte, gegen zwei Jahre im Lande gewesen war; der vor allem in Rom mit Inbrunst und gereifter, befestigter Über-

[1]) Zeichnungen, Notizen, einigen Briefen usw.

[2]) Vgl. weiter unten.

[3]) Diesem Unternehmen galt vielmehr der großartig angelegte Plan der 90er Jahre (Werke 34, 2), der eine neue, ausführliche, systematische Bereisung Italiens voraussetzte und nie zur Ausführung kam.

zeugung die hohe Schule zur eigenen Klassik durchgemacht hatte! Man kann sagen, daß Goethe gerade damals am allerwenigsten geeignet war, Städten wie Siena oder Florenz gerecht zu werden. Wir glauben die herben Lippen zu sehen, mit denen er den einen oder die anderthalb Tage, die er Siena gegönnt hat, mit seinem Volkmann-Bädeker in den auf- und absteigenden Straßen umherging, und sich in dem wundersamen phantastischen Dom Duccios Madonna, in dem gotischen, an der großen Muschel der Piazza del Campo gelegenen Stadthause die altertümlichen Fresken von Martini und Lorenzetti zeigen ließ.

Und kaum minder fremd wird der Verehrer der Hoch- und Spätrenaissance vor die Burgbauten florentinischer Paläste und die Malerei der Meister des Quattrocento getreten sein.[1]) „Ich habe fast alles gesehen, was Florenz an Kunstsachen enthält", schreibt er am 6. Tage dort an Karl August. Aber mit wie wenig innerer Anteilnahme, empfand er selber später, als er (in den 'Tag- und Jahres-Heften' von 1803) „herzlich" bedauerte, daß er beide Gelegenheiten (1786 und 88), Florenz und seine Kunst genauer kennenzulernen, „nicht besser genutzt" habe.

Aber es war keineswegs nur die schwer gewonnene und bewußt auf das klassische Ideal hin gefestigte Kunstanschauung, die ihn damals und später verstummen ließ, als seien zwei der schönsten Städte der Welt kaum einer Erwähnung wert, sondern noch ein anderes. Dies war der innere Zustand Goethes, mit dem er sich von Rom losriß, um in das kühle Deutschland, in die Enge und den Zwang der Weimarer Verhältnisse zurückzukehren. Wir alle haben nur eine recht allgemeine Vorstellung davon, wie es in Goethe bei der Durchführung dieses doch als das einzig Mögliche erkannten Beschlusses aussah. Auch das erschütternde Geständnis: er habe 14 Tage vor der Abreise täglich geweint wie ein Kind; das Alterswort: er habe seit der Abreise von Rom keinen rein glücklichen Tag erlebt, sind nur Andeutungen. Manches hätte Goethe gar nicht wohl aussprechen und erörtern können, anderes wollte er nicht kalt und klar herauslassen, schon weil es, so ausgesprochen, zu etwas anderem geworden wäre. Aber wir verstehen, daß er auf der Rückreise am 'Tasso' dichtete und zwar vornehmlich an den Stellen, an denen sich „der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer un-

[1]) „Der seltsamen Massen florentinischer Bauart erinnere ich mich recht wohl," schreibt Goethe am 5. Aug. 1796 an H. Meyer, der ihm aus Florenz mitgeteilt hatte: er solle sich ja nicht zu viel von der florentinischen Baukunst versprechen. Kühl bis ans Herz hinan bittet Goethe weiter: falls möglich, möge Meyer einige Stiche Florentiner Paläste besorgen, „damit uns auch dieses nicht in unserer kleinen Sammlung fehle". Ich fand diese Briefstellen zufällig, nachdem der Aufsatz fertig vorlag. — Auch die bekannte Stelle, daß er den größten Teil der Florentiner Tage in den dortigen Lust- und Prachtgärten verbracht habe, ist bezeichnend.

widerruflichen Verbannung hingezogen wird", am deutlichsten äußert. Vielleicht war jener Entschluß der schwerste, den Goethe in seinem ganzen langen Leben zu fassen gehabt hat.

Und so darf uns auch von dieser Seite sein Schweigen über die Rückreise nicht wundern:

„Wer von der Schönheit zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!"[1])

Dieses Schweigen Goethes hat nun auch eine immer noch nicht gehobene Unklarheit veranlaßt, nämlich: ob er auf jener Rückreise im Mai 1788 den Lago maggiore besucht habe. An sich nicht eben wichtig, erhält die Frage Interesse dadurch, daß gerade dieser See in Goethes Leben und Dichtung eine gewisse Rolle spielt. Dies berührt zunächst eigenartig, da Goethe sicher sowohl den Garda- wie den Comer-See gekannt hat; und zwar war jener das erste, dieser das letzte, was er auf der Reise nach Italien hinter den Alpen gesehen hat. Dem Garda-See zulieb machte er (wie vorher und nachher so viele) einen kleinen Umweg auf der glückseligen Herbstfahrt ins Gelobte Land und hielt auf dieser herrlichen Wasserstraße seinen Einzug in den Süden. Aber mit den entzückten Berichten der 'Italienischen Reise' hierüber ist es auch am Ende: in seinem ganzen Werk ist Goethe nie wieder auf den Garda-See zurückgekommen.

Noch weit flüchtiger sind seine Beziehungen zum Comer-See. Nur daß wir jetzt wissen, was früher einigermaßen zweifelhaft war: daß Goethes Augen Ende Mai 1788 einmal im Vorüberziehen auf seinen Wassern und seinen entzückenden Uferlandschaften geweilt haben. Ein fliehender Reiseeindruck mehr unter so vielen! Wir verstehen, daß uns kaum die Spur dieses Tages erhalten ist.[2])

---

[1]) 'Pandora' Vers 761/62. Im Originale nicht „der Schönheit", sondern „der Schönen".

[2]) Der Comer-See ist in Goethes Werken nur ganz flüchtig in der Biographie Hackerts genannt, als von diesem auf einer Reise berührt, ohne jedweden Zusatz. Bei Eckermann ist erwähnt: ein Vorteil von Manzonis 'Promessi sposi' sei, daß die Handlung „in der reizenden Gegend am Comer See" vorgehe. Dazu kommen die Erwähnungen in den beiden Mailänder Briefen und die Tatsache, daß ihn Goethe am 29. Mai 1788 befahren hat. Und zwar kennen wir diese Tatsache, sowie überhaupt Goethes Reiseweg ab Mailand bestimmt seit dem Erscheinen des Bandes 32 der Werke (Weimarer Ausgabe S. 480. 486). An beiden Stellen heißt es mit geringen Unterschieden im Wortlaut: „28. [Mai] Ab von Mayland. 29. Riva. 30. Über den Splügen. 31. Fortsetzung bis Chur." — Dann folgt Vaduz usw. — Hiernach ergibt sich, daß Goethe die Nacht vom 28. zum 29. Mai in Como schlief (vgl. Brief an Knebel aus Mailand), am 29. über den Comer-See und den kleinen Lago di Mezzola, der nördlich anschließt, bis zu dem Örtchen Riva gelangte, das am Ende des letzteren liegt (mit keinem andern Riva in Ober-Italien zu verwechseln), dort über Nacht blieb und am 30. über den Splügen den Hinter-Rhein erreichte. Goethe hat also genau den Weg über die Alpen festgehalten, den er schon von Rom und dann wieder von Mailand aus dem Herzog mit den Punkten Mailand, Chiavenna, Chur (Bodensee) bezeichnete. — Übrigens bewiesen von

Ganz anders der Lago maggiore! Von der ersten Schweizer-Reise des Jünglings an (1775) bis in Goethes Alter stoßen wir in seinem Leben und seiner Dichtung auf Anzeichen eines mehrfach erneuerten Interesses. Während jener ewigjungen Geniefahrt schwärmt ihm zunächst auf unwirtlicher Gotthard-Höhe sein Reisegefährte Passavant davon vor, in die Gefilde Italiens hinabzusteigen, wenigstens bis Mailand. „Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich sein . . . und wenn sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust sein! Die Inseln des Großen Sees sind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten . . . daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann . . . geh voran ohne weiteres . . . in Airolo wartest Du auf mich . . ." Goethe ging nicht voran, Lilis Bild hielt ihn, zog ihn rückwärts nach Deutschland. Vier Jahre später, im tiefen Herbst 1779, nähert er sich mit dem Herzog Karl August demselben Punkte. Wieder heißt es, diesmal als ruhig erwogene, sogar als nicht eben willkommene zweite Möglichkeit: falls der Weg über die Furka schneeversperrt sei, könne man über den Simplon den Lago maggiore erreichen und von dort aus über den Gotthard zurückgehen. Die Furka erwies sich jedoch als gangbar, und so konnte es bei dem ursprünglichen Plane bleiben.

Ob und wie 1788 diesen beiden Ansätzen die Wirklichkeit folgte, haben wir später zu zeigen. Wir überspringen deshalb diesen Zeitpunkt und führen nur noch weiter an, daß der Maler Kraus auf seiner Reise mit dem Engländer Gore 1795, wohl auf Goethes Veranlassung, Aquarelle des Lago maggiore anfertigte, und daß Goethe im Februar 1824 Eckermann solche Aquarelle (sehr wahrscheinlich doch dieselben) vorzeigte mit dem Bemerken: „daß dies der See aus seinen 'Wanderjahren' [und also auch den 'Lehrjahren'] sei."

Damit wären wir bei der Rolle des Sees in Goethes Dichtung angelangt und merken zunächst nur im Vorübergehn an, daß in der den 'Wanderjahren' eingefügten Novelle 'Wer ist der Verräter?' der Lago maggiore erwähnt wird, indem die anmutig-schalkhafte Julie, als sie erfährt: der zu Besuch anwesende junge Familienfreund sei als Student auch über die Alpen gekommen, sogleich „von der schönen Insel [Isola bella] auf dem großen südlichen See vieles wissen" will.

Und nun zur Hauptsache, die das kleine Problem unseres Aufsatzes erst eigentlich rechtfertigt: die Rolle, die unter allen größeren

---

jeher Goethes Briefe von der 3. Schweizerreise (1797) an Schiller (14. Okt.) und den Herzog (17. Okt.): daß er seit 1779 den Gotthard nicht wiedergesehen hatte. Die Unsicherheit der Biographen dürfte lediglich daher kommen, daß man sich Goethes bezeugtes Interesse und literarische Bevorzugung des Lago maggiore nicht damit zusammenreimen konnte, daß er ihn bei der einzigen Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, im eigentlichen Sinne des Wortes habe „links liegen lassen". Die Auflösung dieses kleinen Rätsels ist eine der Absichten unsres Aufsatzes.

Seen, die Goethe kannte[1]), allein und gerade dem Lago maggiore in einer der größten seiner Dichtungen zuerteilt ist!

Wir wissen aus Goethes Bericht aus Vicenza an Frau v. Stein, daß Mignon ursprünglich in Verona oder Vicenza zu Hause sein sollte, und daß Goethe, nachdem er beide Städte kennen gelernt, sich „ohne allen Zweifel" für letzteren Ort entschied, wohl der reizenden Lage des auch andern Feinschmeckern besonders lieben Städtchens wegen. Nach der Rückkehr aus Italien ist hiervon, ohne daß wir bisher eine Ursache angeben konnten, keine Rede mehr. Jetzt spielt ihre Vorgeschichte, wie sie in den 'Lehrjahren' Buch 8 Kap. 9 erzählt wird, am Lago maggiore, der mit einer bei Goethe sehr seltenen Deutlichkeit gekennzeichnet wird.[2]) Dies berührt sogar etwas seltsam, da für den Roman nicht der geringste Grund vorlag, ausdrücklich auf den Lago maggiore hinzuweisen. Wir ahnen hier schon einen persönlichen Beweggrund und werden diese Ahnung weiterhin bestätigt finden.

Endlich und hauptsächlich haben wir dann in den 'Wanderjahren' einen ganzen Abschnitt, der an den Ufern, auf der Wasserfläche selbst und dem altberühmten Glanzpunkte des Lago maggiore, der Isola bella spielt. Es ist ein ausführliches, liebevoll behandeltes Kapitel. Wilhelm kommt an den See, um Mignons Heimat kennenzulernen und den in den 'Lehrjahren' angeknüpften Besuch bei ihrem Oheim abzustatten. Der Oheim ist noch nicht von seiner Reise durch Deutschland heimgekehrt, Wilhelm kann nur seine Besitzung besuchen und schwärmt im übrigen mit einem jungen Maler, der sich ihm angeschlossen, kreuz und quer in schönster Jahreszeit in „diesem Paradiese" umher. Der Maler hat den See aufgesucht, um für zartempfindende Herzen die liebliche, sehnsuchtvolle, poetische Mignon in ihrer Heimat darzustellen — wie wir in unsern Tagen Ähnliches mit den Schauplätzen des Romans 'Die Heilige und ihr Narr' erlebt haben. Wilhelm weiß, daß zwei Personen der 'Wanderjahre', genannt Hilarie und die schöne Witwe, den See besuchen werden; diese warten sie ab. Nach ihrer Ankunft entspinnt sich ein sehr anmutiges Reiseidyll zu Vieren, das seinen Höhepunkt erreicht, als sich die Gelegenheit bietet, drei Tage (die äußerste Frist, die Wilhelm an

[1]) Goethe hat flüchtiger oder genauer die meisten größeren Seen, die überhaupt im Umkreis des für ihn in Betracht kommenden Gebietes lagen, kennen gelernt: Bodensee, Zürichsee, Zuger, Vierwaldstätter, Thuner, Brienzer und Bieler See, dann den Genfersee, südlich der Alpen den Garda- und Comer-See und schließlich, wie wir sehen werden, den Lago maggiore. (Die Aufzählung ist, wenigstens für geringere Wasserbecken, nicht vollständig.)

[2]) Goethe hat bekanntlich meist in seinen Dichtungen genaue Ortsangaben vermieden. So findet sich z. B. in den 'Lehrjahren' m. W. nur eine einzige solche und zwar gerade die im Text in Rede stehende, die zusammen mit der gleichzeitigen Erwähnung des heiligen Borromäus erst gewiß macht, daß der oberitalische See, Mignons Heimat, der Lago maggiore ist: die namentliche Erwähnung des Ortes Arona mit der Kolossalfigur des Heiligen. — Es wäre möglich, daß diese Abweichung sich aus der außerdeutschen Lage der Örtlichkeit einigermaßen erklärt.

einem und demselben Orte verweilen darf) zusammen auf Isola bella zuzubringen. Die darauf seitens der Damen erfolgende entschlossene Trennung, die auch einige zart angesponnene Herzensfäden durchreißt und Goethe zu einem nachdrücklichen Erklingenlassen des einen Hauptthemas der 'Wanderjahre': Entsagung! Gelegenheit gibt, macht dem Idyll ein Ende. Die zurückgelassenen Männer finden plötzlich das Paradies zur Wüste gewandelt, die phantastischen Anlagen der Insel zeigen den ernüchterten Augen nur noch Verfall und Moder: sie brechen schleunigst nach dem Nordende des Sees auf, wo sie, ein jeder für sich, ihre Wege weiter fortsetzen.

*

Dies wären in aller Kürze die drei großen Seen in Goethes Leben und Dichtung. Sicher würde uns schon bei jedem beliebigen Schriftsteller wundern, daß er in einem Hauptwerke unter drei gleichartigen und gleich brauchbaren Orten gerade denjenigen zum Schauplatz eines Abschnittes gewählt haben sollte, den er nicht kannte, während er die beiden andern, ihm bekannten, verschmäht hätte! Nun gar Goethe mit seiner Augensinnlichkeit! Er, der nicht zuletzt deshalb in Person nach Italien mußte, weil er an hundert Ecken nicht weiter konnte, ohne diese Dinge selbst gesehen, selbst erlebt zu haben; der vor allen andern großen Dichtern als Gestalter des Wirklichen, Erlebten gilt! (Das Erlebnis liegt natürlich nicht darin, daß er, mechanisch genommen, die Wassermasse gesehen und befahren habe, die wir Lago maggiore nennen! Aber der Besuch wurde ihm Erlebnis, wie wir weiter zu zeigen hoffen.) Vor allem fehlt jeder Grund, für Mignons Heimat — wenn es denn schon einer der drei Seen sein sollte — nicht den ihm bekannten Garda- oder auch den Comer-See gewählt zu haben, den er doch wenigstens einmal mit gewiß aufmerksamen Augen befahren hatte. Daß schließlich in dem Abschnitt der 'Wanderjahre' manche Einzelheit den Eindruck des Selbstbeobachteten macht, sei nur kurz erwähnt, da dieser Umstand an sich nicht viel bedeuten würde. Allerdings wird man auch hier sagen dürfen, daß Goethe wohl nur im Notfall Einzelheiten, wie den verfallenden Zustand der Terrassen- und Grottenanlagen auf Isola bella, mündlichen oder schriftlichen Schilderungen anderer entnommen haben würde — wenn es eben nicht anders gegangen wäre. Hier aber lag gar kein Notfall vor, da nichts und niemand Goethe zwang, Mignons Heimat gerade an den Maggiore zu verlegen.

Jedenfalls liegt die Vermutung, daß Goethe den See kannte, in der Luft, und ist demzufolge schon früher angeregt worden. So sagt Wilhelm Creizenach (Jubil.-Ausg. von Goethes Werken 18, 423): „Ob er etwa bei der Rückkehr aus Italien den Lago maggiore berührte und dadurch zur Änderung des Schauplatzes [von Mignons Heimat] veranlaßt wurde, läßt sich nicht mehr feststellen; nach einem Brief

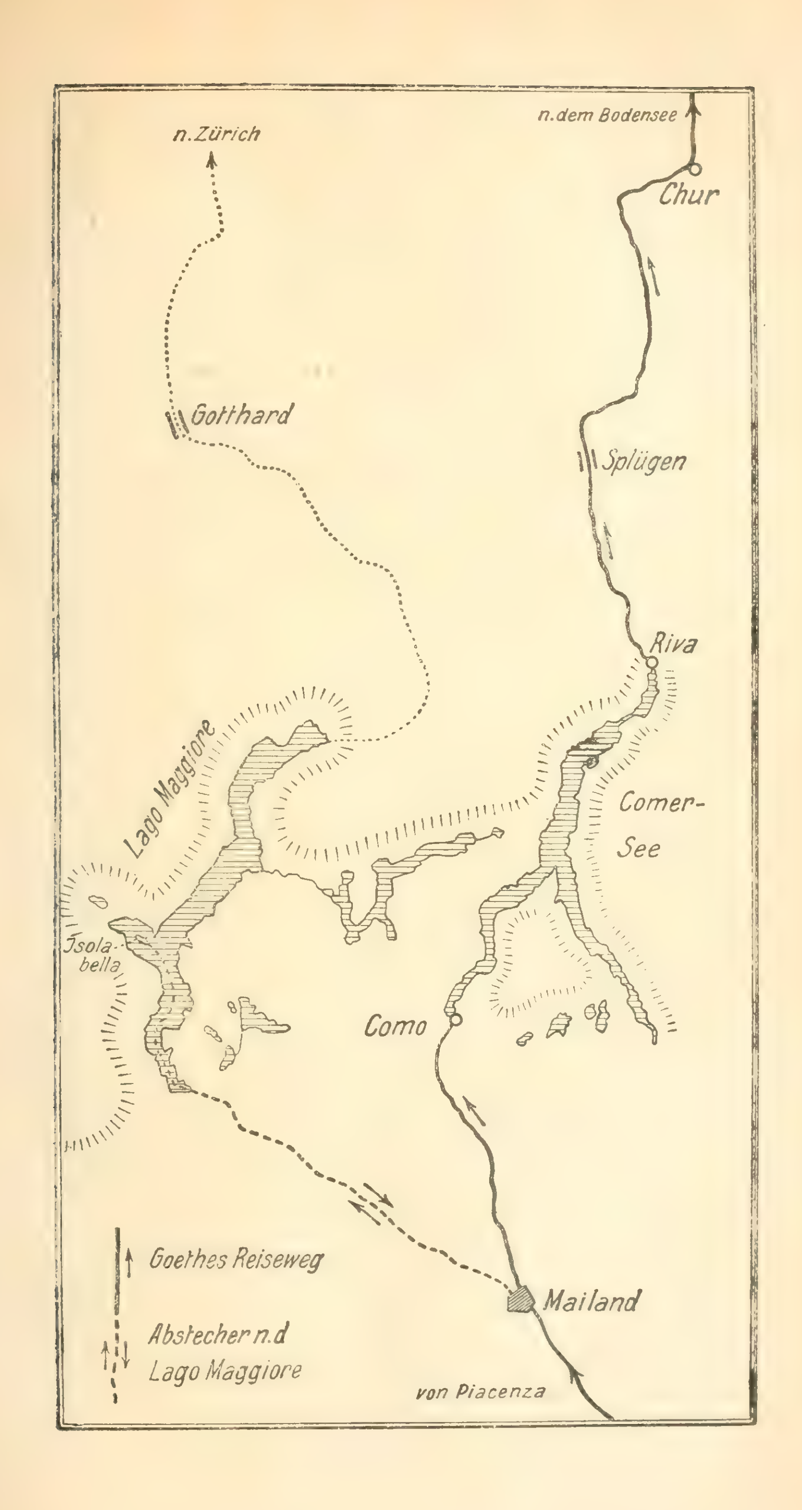
an Knebel aus Mailand vom 24. Mai 1788 zu schließen, beabsichtigte er über den Comer-See zurückzukehren."[1]) Das hat er denn auch getan, wie wir bereits im Anfang sahen (vgl. S. 184 Anm. 2): Goethes Rückreise nicht über den Lago maggiore, sondern über den Comer-See und anschließend den Splügenpaß steht seit Erscheinen des 32. Bandes der Werke (Weimarer Ausgabe) fest; ja wir kennen sogar Goethes Nachtquartier unmittelbar hinter dem Comer-See: Riva an dem kleinen Lago di Mezzola.

Nach diesen unbezweifelbaren Zeugnissen möchte es scheinen, daß man trotz dessen, was für eine Bekanntschaft Goethes mit dem Lago maggiore spricht, das Gegenteil annehmen müßte; denn über beide Seen kann er nun einmal nicht zurückgereist sein. Freilich darf man nicht mit Bielschowsky die eigentliche Schwierigkeit überhüpfen: „Von Mailand wandte er sich wahrscheinlich nach dem Lago maggiore, dessen Gestade er zur Heimat Mignons machte, und über den Splügen nach dem Bodensee."[2]) „Leicht beieinander wohnen die Gedanken", manchmal wohl auch bloß die Worte — —. Es hätte Goethe recht schwer fallen sollen, vom Lago maggiore nach dem Splügen zu kommen, außer wenn er direkt umgekehrt und am Südrande der Alpen von dem einen zu dem andern Tal hingezogen wäre — ganz abgesehen von dem klaren Zeugnis des mehrgenannten Bandes 32 der Weimarer Ausgabe.

Fassen wir zusammen: Aus Gothes Werken und der persönlichen Art seines Schaffens würde es einerseits scheinen, daß er den Lago maggiore kennengelernt hat. In seine Nähe ist er viermal gekommen: er war 1775, 1779 und 1797 auf dem Gotthard und 1788 in Mailand. Es steht andrerseits fest, daß er keinmal vom Gotthard nach dem See hinuntergestiegen ist (obschon das zweimal in Erwägung kam), und daß er von Mailand nicht über Lago maggiore — Gotthard, sondern Comer-See — Splügen heimgefahren ist. Was bleibt übrig, kann einzig übrigbleiben? Daß, wenn er den See besucht hat, er ihn nicht nach, sondern vor dem Mailänder Aufenthalt als letzten italienischen Sonderausflug mitnahm, unmittelbar nach seiner Ankunft in der Gegend. Und dies ist tatsächlich die Lösung unsres kleinen Rätsels! Unserer Überzeugung nach, die wir sogleich näher begründen werden, hat Goethe um den 20. Mai 1788 einen oder einige Tage am Lago maggiore zugebracht, ist sodann fünf Tage in Mailand geblieben und hat von dort über den Comer-See seine Heimreise fortgesetzt.

Diese Annahme empfiehlt sich, wie mir scheint, schon rein als Hypothese, selbst ohne weitere Beweise, und zwar dadurch, daß sie die einzige ist, die dem bisher erörterten Tatbestande gerecht wird, sogar

[1]) Das gleiche besagt ein tags vorher an den Herzog gerichteter Brief.
[2]) Albert Bielschowsky: 'Goethe. Sein Leben und seine Werke' 1, 411.


n. Zürich
n. dem Bodensee
Chur
Gotthard
Splügen
Riva
Lago Maggiore
Comer-
See
Isola-
bella
Como
Mailand
von Piacenza
Goethes Reiseweg
Abstecher n. d
Lago Maggiore

ganz zwanglos gerecht wird.[1]) Wir sahen eben, daß sich einer genaueren Erwägung Goethes persönliche Kenntnis des Lago maggiore sozusagen aufdrängt; andrerseits kann er nur unmittelbar vor den Mailänder Tagen dort gewesen sein.[2]) Aber wir haben außerdem zwei von dem bisher Erörterten unabhängige Tatsachen, die freilich einen unmittelbaren Beweis nicht zu ersetzen vermögen. Aber doch machen sie beide zusammen, und zusammen mit dem schon Gesagten, wie mir scheint, eine Anwesenheit Goethes an dem See so gewiß, wie etwas Derartiges nach 134 Jahren ohne unmittelbaren Beweis überhaupt gewiß gemacht werden kann.

Die erste dieser beiden Tatsachen ist das Fehlen von etwa vier Tagen in dem Reiseabschnitt zwischen Florenz und Mailand; ein Umstand, der ohne weiteres die Vermutung erweckt: Goethe müsse noch irgendwo anders gewesen sein als auf den üblichen Halteplätzen des Reiseweges. Den zweiten Beweis soll uns die Astronomie liefern.

Zunächst die fehlenden Tage. Goethe befand sich am 1. Mai in Florenz. Er schrieb schon am 6. an den Herzog, er habe fast alles gesehen und denke am 9. weiterzureisen. Man merkt dem Brief an, daß er auch diesmal[3]) absichtlich Florenz nicht tiefer durchforschen wollte. So dürfen wir denn wohl annehmen, daß er am 9. morgens (um den Tag zu nutzen und die Hitze möglichst zu vermeiden) Florenz verlassen hat. Unter dieser Voraussetzung wäre er in zwei Tagen

[1]) Goethes Schweigen bedeutet gerade hier nichts, da er sich über die ganze Rückreise aus Italien zeitlebens ausgeschwiegen hat. Am Schlusse kommen wir noch einmal auf diesen Punkt zurück. Hätte Goethe wirklich den Rückweg über den Lago maggiore genommen, so gab es allerdings immer noch eine Möglichkeit, die Gotthardstraße zu vermeiden; aber nicht über den Splügen, sondern durchs Mesoccotal über den St. Bernhardinpaß zum Hinterrhein. Natürlich hätte er dann auf den Comer-See verzichten müssen. Schon durch das Nachtlager Riva (s. S. 184) scheidet diese dritte Möglichkeit ohne weiteres aus.

[2]) Die Mailänder Tage selbst kommen, noch dazu zur Zeit der Postkutschen, nicht in Betracht, da sie von Besichtigungen und reichlichem Briefschreiben ganz erfüllt waren. Allein 15 Briefe aus Mailand sind bei Goethe unterm 24. und 27. Mai als abgegangen erwähnt (Werke 32, 458). Es war eben auch in dieser Hinsicht der letzte italienische Haltepunkt.

[3]) Es scheint wenig bekannt oder beachtet zu sein, daß der Gedanke einer zweiten (oder von 1790 ab dritten) großen und gründlich vorbereiteten italienischen Reise Goethe sehr bald nach dem ersten Betreten des Landes beschäftigt hat, noch bevor er in Rom ankam, und ihn dann jedenfalls die 10 Jahre bis 1797 überhaupt nicht wieder verließ. Nur hierdurch werden gewisse Erscheinungen der Hin- wie der Rückreise recht verständlich. Für das erste dient, abgesehen von verschiedenen noch früheren, aber nicht so deutlichen Stellen, zum Beleg das Reisetagebuch an Frau v. Stein (Terni den 27. Okt., also nach etwa 6 Wochen hinter den Alpen): „Bei meiner ersten kursorischen Lesung Italiens muß und kann ich nicht alles mitnehmen.“ Aus Rom heißt es dann Anfang Januar: „wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen“ usw. Für das Festhalten und allmähliche planmäßige Ausbauen dieses Gedankens sind die Belege zahlreich, besonders in den Briefen nach der Rückkehr aus Italien, von 1788 an.

(wie auf der Hinreise) über den Apennin nach Bologna gelangt, also am 10. Mai abends. Die etwas mehr als 200 Kilometer von Bologna bis Mailand [1]) in guter Jahreszeit und flacher Gegend sind mit vier Reisetagen gewiß nicht knapp veranschlagt, womit wir auf den Abend des 14. kämen. Nun die vermutlichen Aufenthalte! In Bologna hat Goethe haltgemacht, auch Briefe nach Rom geschrieben (Angelika Kauffmann und Bury bestätigen den Empfang von solchen). Andrerseits kannte er die Stadt von der Hinreise und hatte wenig Neigung, irgendwo länger zu bleiben. Zwei volle Tage Aufenthalt dürfte also recht reichlich sein. Die größeren Orte auf der Zwischenstrecke nach Mailand sind Modena, Reggio, Parma und Piacenza. Außer Reggio wären sie zugleich, ihren Abständen nach, bei einer angenommenen viertägigen Reise, die gegebenen Nachtherbergen gewesen. Für Modena und Parma nun verzeichnet Goethes erhaltenes Notizbuch Besichtigungen: dort ein Bild von Garofalo, hier das Baptisterium; außerdem hatte Goethe schon in Rom vor, „die Arbeiten Correges [Correggios] in Parma" zu sehen (Brief an den Herzog vom 17. u. 18. März). Dies konnte bequem an Einem Tage geschehen. Auch für Modena mag ein voller Tag Aufenthalt gerechnet werden. Die beiden andern Orte enthielten nichts, was ihn hätte interessieren können: ein paar Stunden fielen ja außerdem auch an den Reisetagen ab. Im ganzen haben wir wohl eher zu reichlich als zu knapp gerechnet, wenn wir zu vier Reisetagen zwischen Bologna und Mailand noch vier volle Tage Aufenthalt ansetzen (einschließlich Bolognas). Mit alledem kommen wir aber erst auf den 18. Mai abends als Ankunftstag in Mailand, anstatt auf den 22. abends, wie Goethe an den Herzog am 23. aus Mailand schreibt. Somit bleiben vier, und wenn man ja noch einen vertrödelten Tag zugibt, immer noch drei Tage, von deren Verwendung wir nichts wissen.

Nun genügten vier Tage gerade für einen bequemen Ausflug von Mailand nach dem Lago maggiore: ab Mailand 19. früh, im Laufe des Tages am See, 20. und 21. ganz dort, am 22. nach Mailand zurück, wo dann auch noch bei den langen Tagen Ende Mai das Besteigen des Domes in Übereinstimmung mit Goethes Brief an den Herzog durchaus möglich war.[2]) Nehmen wir die Ankunft in

---

[1]) Eisenbahn 216 km.

[2]) Man braucht also keineswegs mit Düntzer (Goethes Werke, Hempelsche Ausgabe, 24, 959) anzunehmen, daß es an dieser Briefstelle heißen müßte: „am 20. abends" statt am 22., wie Goethe schreibt. Es scheint Düntzer aufgefallen zu sein, daß nach Goethes Angabe der Ankunftstag in Mailand auch der Tag der Dombesteigung sein sollte. Wirklich ist dies nicht eben wahrscheinlich, wenn Goethe am 22. nach einer vollen Tagesreise in Mailand eintraf (wenn auch gerade in der Zeit der langen Tage nicht unmöglich). Etwas anders liegt die Sache, wenn Goethe, wie wir annehmen, am 22. nur die Strecke vom Lago maggiore her zurückgelegt hatte. Er konnte dann leicht im Laufe des Nachmittags in Mailand eintreffen und nach kurzer Rast bequem den Dom besichtigen und besteigen.

Mailand einen Tag später an, so bleibt natürlich für den See als ganzer Tag nur der 21. übrig.

Auch abgesehen von diesem Ineinanderpassen dürfen wir den Nachweis von mindestens vier leeren Tagen nicht unterschätzen: sie schaffen uns jedenfalls den für einen derartigen Abstecher notwendigen Zeitraum und verstärken somit die an und für sich bestehende Wahrscheinlichkeit, daß derselbe wirklich stattgefunden hat.

Unmittelbar auf den Lago maggiore deutet nunmehr der zweite, der astronomische Umstand. Ich erzähle die Dinge hier umgekehrt, wie ich sie selbst erfahren: die hier folgende Beobachtung war das erste, das mich von einer Minute auf die andere aussprechen ließ: Goethe sei sicher selbst an dem See gewesen. Alles bisher Vorgetragene schloß sich allmählich an und bestätigte immer mehr die erste blitzartig aufgetauchte Erkenntnis.

Ich las aus irgendwelchem Grund oder Bedürfnis den Abschnitt der 'Wanderjahre' vom Lago maggiore und die Schilderung der wundervollen italienischen Frühlingsvollmondnacht auf Isola bella, die liebevoll, ja mit einem Stich ins Empfindsame behandelt, seinen Gipfelpunkt bildet, als mir unvermittelt der Gedanke durch den Kopf fuhr: da Goethe drei Tage vor seiner Abreise aus Rom noch einen Vollmond erlebt und genossen habe, ob dann nicht gerade zur Zeit seines Aufenthaltes in der Mailänder Gegend abermals Vollmond gewesen sein müsse? Ein kurzer Vergleich der Daten bestätigte nicht nur diese Vermutung, sondern die Verfolgung der Reise von Florenz bis Mailand ergab, daß in dieser selben Zeitspanne und anscheinend gerade an ihrem Ende, also in den Vollmondtagen selbst, als Goethe schon in der Mailänder Gegend sein mußte, etwa vier Tage fehlten, wie eben auseinandergesetzt.

Diese Tage würden sein: der 19. bis 22. Mai; der betreffende Vollmond fiel auf den 19. oder 20.[1]) Da der Mond täglich etwa 50 Minuten später aufgeht, so können alle drei überhaupt in Betracht kommenden Abende (des 19., 20. und 21. Mai) als Voll-

[1]) Da ich keinen Kalender von 1788 einsehen konnte, gebe ich hier aufs kürzeste die zufällig gerade für dieses Jahr leichte Berechnung: Ostern 1788 war, wie aus der 'Ital. Reise' und besonders aus Goethes Briefen hervorgeht, am 23. März, also nur einen Tag später als überhaupt möglich. Folglich muß der Frühlingsvollmond am 21. oder 22. März gewesen sein, da Ostern auf Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang fällt, wobei dieser Vollmond auf den 21. selbst fallen darf. Ein Monat weiter führt uns mit 29/30 Tagen auf den 19. oder 20. April, Goethes Wort bestätigend, daß drei Nächte vor seiner Abreise der volle Mond am klarsten Himmel stand. Mit abermals 29½ Tagen (dies ist der Abstand zweier Vollmonde) kommen wir auf den 19. oder 20. Mai als den für uns in Betracht kommenden Vollmond. Welcher der beiden Tage, astronomisch genommen, es war, ist um so müßiger zu fragen, als es, bürgerlich gesprochen, immer mehrere aufeinanderfolgende Abende sind, die als Vollmondabende gelten können. Uns genügt durchaus, daß die Abende um den 20. Mai 1788 solche waren.

mondabende gelten. In dem Abschnitt der 'Wanderjahre' wird aus leicht erkennbaren Gründen der letzte Abend des Aufenthaltes und Beisammenseins gewählt.

„Der letzte Abend war nun herangekommen, und ein hervorleuchtender klarster Vollmond ließ den Übergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, dessen Länge sich zum Teil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen." Und so weiter.

Dies ist kein Zufall und ebensowenig eine — durchaus ungoethische — „poetische" Zutat, sondern es ist das Tüpfchen auf dem i. Alles bisher Gesagte stimmt zusammen und trägt sich gegenseitig: Goethes Interesse gerade an diesem See — die Auflösung der stets empfundenen Unklarheiten — sein Zwang, Erlebtes zu gestalten und nicht ins Blaue hinein zu poetisieren — Einzelheiten der Schilderung[1]) — die fehlenden Reisetage — und nun das Zusammentreffen des Vollmondes mit Goethes Aufenthalt in der Mailänder Gegend! Keinen beliebigen Theatereffekt haben wir hier, sondern das späte Zeugnis eines letzten, tiefen, leidenschaftlichen Abschiedseindrucks![2]) Und nun beginnen wir auch zu ahnen, warum Goethe scheinbar rein willkürlich und grundlos Mignons Heimat an diesen See verlegt hat, anstatt sie, seiner ersten Neigung folgend, in Vicenza anzusiedeln.

*

Daß ihm Mignon bei dem Losreißen vom Süden nahe war, nahe sein mußte, bedarf keines Beweises, auch wenn wir nicht wüßten, daß Goethe die Wiederaufnahme des Romans nach Erledigung der im Drucke befindlichen Erstausgabe seiner Werke als das Dringendste vorschwebte. Stand er aber an jenem Maiabende tieferregten Herzens, nunmehr der unausweichlichen Trennung ganz nahe gerückt, in dem vollen Zauber einer italienischen Frühlings-Vollmondnacht auf der Terrasse von Isola bella und blickte über den weiten glänzenden See hin, des vorigen Vollmondes gedenkend, der über seinem Scheiden aus Rom geleuchtet hatte, den nächsten erwägend, der ihn wieder im kühlen, nassen Deutschland finden würde[3]) — dann bedarf es keiner

---

[1]) Beispielsweise auch die Bemerkung oben über die verschiedene Sichtbarkeit des Sees der Länge und Breite nach.

[2]) Zwar folgten noch fünf Tage in Mailand und die Fahrt über den Comer-See, die aber natürlich nur einen flüchtigen Reiseeindruck hinterlassen konnte. Die Mailänder Tage andrerseits waren vollbesetzt mit Besichtigungen und reichlicher Korrespondenz (vergl. S. 190). Übrigens ist bei solchen Gelegenheiten nicht das letzte, sondern das vorletzte Erlebnis der rein ausklingende Abschied: die wirklich letzte Station steht schon unter dem Schatten der nächsten veränderten Zukunft.

[3]) Goethe traf am 18. Juni abends in Weimar ein, beim Schein des Voll-

sonderlichen Phantasie, um nachzuempfinden, wie innig diese Abschiedsstimmung mit Mignons Wesen, das ja nur eine tiefe Sehnsucht ist, verschmelzen mußte: In jener Stunde wird ihm offenbar geworden sein, daß er fortan Mignons Heimat-Sehnsucht „dahin!“ im eigenen Herzen trug, daß ihr Erlebnis auch das seine geworden war.

Und wenn er später, beim Abschluß der 'Lehrjahre', Mignons Heimat an den Ort verlegte, an dem er selbst noch einmal das Unaussprechliche voll empfunden hatte, was ihn selbst an den Süden band und noch lange dahin zurücklockte, so gewann er zwar für die 'Lehrjahre' durchaus nichts. Aber sich selber hatte er durch den gleich in den 'Lehrjahren' angeknüpften Besuch Wilhelms in Mignons Heimat die Möglichkeit geschaffen, in den 'Wanderjahren' an diese Stätte zurückzukehren und so der eignen tiefen und nachwirkenden Erinnerung dieses entsagungsschweren Abschiedes ein würdiges Denkmal in jenem Werke vorzubereiten, dessen Untertitel lautet: 'Die Entsagenden.' Und dies dürfte denn wohl die Erklärung für jenen anscheinend zufälligen oder willkürlichen Ortswechsel sein. Immer wieder lernen wir begreifen, wie tief oft anscheinende Zufälligkeiten in Goethes wunderbarer Seele verankert sind.

Zeigt die Ausführung des Kapitels der 'Wanderjahre' auch leider, daß es erst nach vielen Jahren aus dem Geiste aufs Papier entlassen wurde, so ist es vielleicht um so rührender, sich davon zu überzeugen, nach wie langer Zeit jenes Erlebnis dem Alternden seinen poetischen Niederschlag abgefordert hat und in welcher Weise. Bielschowsky nennt mit feiner Einfühlung den Mondscheinabend der 'Wanderjahre' das genaue Gegenstück zu jenem, mit dem der Erste Teil des 'Werther' schließt. Mit der von uns dargelegten persönlichen Beziehung Goethes auch zu dem Abschnitt der 'Wanderjahre' verstehen wir die innere Verwandtschaft beider Szenen tiefer, als bisher möglich war. Ein Losreißen, ein Entsagen gilt es hier wie dort, und nicht nur in den Dichtungen, sondern auch beim Dichter. Dort von Lotte Buff, hier von alledem, was das freie Leben im Süden für Goethe leiblich, seelisch, geistig bedeutet hatte. Als Goethe dies Kapitel gestaltete, verwebten sich in beziehungs- und ahnungsvoller Weise Mignon und ihr sehnsuchtsvolles, unerfülltes Dasein mit der eignen Erinnerung an Italien und die langversunkene Herrlichkeit jener Abschiedstage und Mondnächte an dem frühlingsschönen großen See, eine Erinnerung, die so gut gerade in das Entsagen der 'Wanderjahre' paßte. Und es hat etwas Ergreifendes, wie der geprüfte, lange im Innersten gefestigte Mann — manchem bis auf diesen Tag allzu gefestigt — in diesem Kapitel noch einmal ganz eigentlich sentimental wird: Ich rede von jenem Selbstzitat, für

mondes, wie ausdrücklich überliefert ist. Vielleicht ist auch dies Zusammentreffen kein bloßer Zufall.

das mir in dieser Art bei dem gereiften Goethe kein Gegenstück bekannt ist:

„Der letzte Abend — ein hervorleuchtender klarster Vollmond — eine der höchsten Terrassen [der Isola bella] — der ruhige von allen Seiten erleuchtete und rings widerglänzende See — das tiefe schmerzliche Gefühl — Vorgefühl des Scheidens — allmähliches Verstummen — —.[1])

„Da ermannte . . sich der Sänger . . Leidenschaftlich über die Grenze gerissen, mit sehnsüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzustimmen:

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub — — — — —

Hilarie stand erschüttert auf und entfernte sich —", die Andern gebieten Einhalt, erheben sich: „Und als sie nun alle viere im hohen Mondschein sich gegenüberstanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Männer umhalsten sich, und Luna ward Zeuge der edelsten, keuschesten Tränen. Einige Besinnung kehrte langsam erst zurück, man zog sich auseinander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war." Der nächste Morgen sieht die Trennung vollzogen — Aufbruch — Abschied, Wilhelm zieht nördlich, ein jeder nimmt seine eigenen Wege und Ziele wieder auf. — In diesem Kapitel hat Goethe in aller Stille und für sich, wie er das liebte, den Empfindungen seines Abschiedes von Italien ein symbolisches Denkmal gesetzt. Daher denn wohl auch der rein sachlich betrachtet etwas befremdliche Gefühlsüberschwang von vier Personen, die wenigstens zum Teil doch nicht mehr ganz jung gedacht werden können, von denen außerdem drei Mignon nie gesehen haben! Hier ging offenbar, wie auch sonst manchmal, Goethes eigene Empfindung mit ihm durch.

*

Noch wenige Worte über einige Einzelheiten. Man könnte fragen, warum wohl Goethe einen solchen Abstecher überhaupt gemacht habe, zumal er einen der beiden Seen ohnedies befahren mußte. Darauf ist zunächst zu sagen, daß er schon zweimal nahe daran gewesen war, gerade diesen See kennenzulernen, der außerdem damals anscheinend der bekannteste und berühmteste war. Es wäre eher auffallend gewesen, wenn Goethe auch die dritte Möglichkeit dazu unbenutzt ge-

[1]) Diese Stichworte geben nach allem, was wir nun wissen, in obiger Aneinanderreihung, ohne Übergänge und Verwebung durch die Erzählung, wie mir scheinen will, ohne weiteres die Empfindung eines persönlichen Erlebnisses, das möglicherweise mit ähnlichen Worten festgehalten war.

lassen hätte, bequemer als die beiden ersten, ohne die geringste Verwirklichungsschwierigkeit. Zumal vor 130 Jahren, wo sich ein jeder sagen mußte, daß er sehr wahrscheinlich nie würde nachholen können, was er auf einer solchen Reise versäumte. Endlich lagen die Verhältnisse so, daß er schon in Rom entschlossen war, über den Comer-See und Splügenpaß heimzukehren. Er selbst redete nur davon, Lavater vermeiden zu müssen. Aber es hing mehr daran, zum mindesten in Form von Möglichkeiten. Reiste er Lago maggiore — Gotthard, so kam er vom Paß ab auf bekanntes Gebiet. Bedenken, die jeder nachempfinden kann, veranlaßten ihn, lieber alle Möglichkeiten mit eins abzuschneiden und den andern Weg zu ziehen. Nur Bäbe Schultheß ließ er sich nach Konstanz kommen, und den Lago maggiore machte er als Sonderausflug. Man sieht, auch von dieser Seite her betrachtet, schließen sich die Dinge zu einer in sich verständlichen Wahrscheinlichkeit aneinander.

Daß Goethes Schweigen über einen Aufenthalt an dem See nichts dagegen beweist, sahen wir schon. Im übrigen ist wohl denkbar, daß er nicht wünschte, von Umwegen oder Abstechern auf dieser so oft verschobenen Rückreise zu reden, zumal Karl August ihn erst gerade von längerem Aufenthalt in Italien (um sich der Herzogin-Mutter Anna Amalia zu widmen) auf Goethes angedeuteten Wunsch befreit hatte, nunmehr aber auch anscheinend mit unmittelbarer Heimkehr auf nächstem Wege rechnete. (Vergl. Goethes Briefe an ihn um diese Zeit.) Im übrigen ist die Frage nicht eben wichtig.

Weitere Einzelheiten der Tage am Lago maggiore ergeben die betrachteten Kapitel der 'Wanderjahre' kaum. Goethe kam von Süden, lernte also diesen ins Hügelland verlaufenden Teil des Sees zuerst kennen, sah bei Arona die Kolossalfigur des heiligen Borromäus, die in den 'Lehrjahren' erwähnt wird, und wird sich vornehmlich in der schönsten Gegend des Sees, nämlich der Bucht von Pallanza mit den Borromäischen Inseln aufgehalten haben. Daß er den nördlichen Teil des Sees befahren habe, besteht kein Grund anzunehmen; im übrigen ist derselbe von jener Gegend aus weit hinauf offen zu überschauen, so daß ein eiliger Reisender sich hiermit allenfalls zufrieden geben konnte.

Weiter gibt Wilhelms Gefährte zu einer Bemerkung Anlaß. Er ist Maler, tritt aber auch als Sänger und Lautenspieler hervor und weiß davon wohl Gebrauch zu machen. „Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarschaft, selbst Fracht- und Marktschiffe verweilten in ihrer Nähe, Reihen von Menschen zogen am Strande nach" usw. — Goethe reiste mit Kayser, dem man als Musiker, auch ohne es gleich beweisen zu können, wohl etwas Derartiges zutrauen möchte. Leicht mögen persönliche Erinnerungen, dichterisch gesteigert, hier vorliegen; auch mag Kayser sehr wohl auf Isola bella Mignons Lied angestimmt und weiche Emp-

findungen damit ausgelöst haben.[1]) Um aber nicht noch zuguterletzt die von uns, wie wir hoffen, sonst eingehaltene Grenze vorsichtiger und aufklärender Vermutungen zu überschreiten, widerstehen wir der Versuchung, etwa noch weitere Stellen des Kapitels verwegen auszudeuten, eingedenk Goethes eigner Worte bei der Frage, wieweit den 'Römischen Elegien' persönliche Erlebnisse zugrunde lägen: „Man bedenkt selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß.“ [2])

Lessing spricht in den 'Antiquarischen Briefen' einmal von seiner Leidenschaft, Herkunft und Bedeutung von Worten nachzugrübeln: „So geringfügig mir es selbst [dies Studium nämlich], mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei . . . so geschäftig und zugleich so ruhig, . . . man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Wert des Dinges zu denken, das man sucht; man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun

---

[1]) Leider ist nicht bekannt, daß Kayser Mignons Italien-Lied komponiert habe, so hübsch dies zu der angedeuteten Vermutung passen würde. Zum mindesten wäre es nicht veröffentlicht worden. Dagegen kannte Goethe sicher seit Erscheinen der 'Lehrjahre' mindestens eine Komposition des nachmals so viel vertonten Liedes: diejenige Reichardts, da diese im ersten Druck des Romanes erschien (vergl. Max Friedländer: Goethe-Jahrbuch 1896, 17, 191). Natürlich dürfen solche Bemerkungen nicht dahin mißverstanden werden, als hätte Goethe eine solche Szene nicht auch ohne eine vorliegende Komposition erfinden können. Aber wir wissen, wieviel öfter wirkliche Eindrücke auch solchen Einzelheiten (wenngleich vielleicht mannigfach verändert) zugrunde liegen als ganz freie Erfindungen; es ist das, zum mindesten bei Goethe, einfach eine Tatsache.

[2]) Unbeschadet dieser Verwahrung darf hier auf eine weitere Stelle dieses Kapitels hingewiesen werden, der persönliche Erinnerungen zugrunde liegen dürften, wenn auch nicht an den Lago maggiore. Es ist das der Malunterricht, den Hilarie auf Isola bella von dem jungen Künstler erhält. Man wird lebhaft an das anmutige Talent Julie v. Egloffsteins und an Goethes Interesse und Ratschläge für dasselbe erinnert (vergl. Gespräche Goethes mit dem Kanzler von Müller vom 18. Apr. 1815, 29. Apr. 1818). — Sodann sei eines fremdartig anmutenden Einschiebsels in dem gleichen Kapitel Erwähnung getan: einer ziemlich ausgeführten Besprechung der Aquarelle des jungen Malers, die im Grunde dort gar nichts zu tun hat. Es handelt sich wohl sicher um die Aquarelle des Malers Kraus vom Lago maggiore, und „das Urteil eines Kenners . . mehrere Jahre nachher“, wie Goethe selbst etwas naiv diese Absätze einführt, dürfte im wesentlichen der Feder Heinrich Meyers entstammen. Es ist bekannt, daß Meyer auch an anderer Stelle der 'Wanderjahre' das Wort ergreift (Buch 3, Kap. 5 und 13). — Zum Schlusse möge erwähnt werden, daß noch ein anderes Kapitel der 'Wanderjahre' einen Eindruck der Rückreise aus Italien aufbewahrt und ausbeutet: die Schilderung der „plastischen Anatomie“ in Buch 2 Kap. 3, die einen so bedeutenden Anteil an Wilhelms chirurgischen Studien hat. Goethe sah eine solche Sammlung in Florenz, und ihre Nachwirkung auf ihn zog sich bis in seine letzten Lebensjahre (vergl. Werke, Jubil.-Ausg., 20, 232). Nach diesen zwei Proben erscheint es nicht unmöglich, daß uns Aufmerksamkeit und glückliche Zufälle gerade in den 'Wanderjahren' noch weitere persönliche Reiseeindrücke Goethes — vielleicht auch noch von der Rückreise aus Italien — vermitteln könnten.

endlich nach vieler Mühe gefunden hat.“ Etwas Ähnliches wird jeder empfinden, der einige Mußestunden der Vertiefung in eine bis dahin noch nicht aufgeklärte Einzelheit aus dem Kosmos des Goetheschen Daseins gewidmet hat. Nur daß bei Goethe noch etwas hinzukommt, das man nicht anders als mit dem Wort Liebe bezeichnen kann, Liebe, der auch das Kleine nicht klein ist, weil ihr das Ganze, das die Seele liebt, dabei beständig vorschwebt. Von den Augen solcher möchte, wie vieles aus der Goethe-Literatur, so auch dieser kleine Beitrag angeblickt werden.

# Goethe und Schelling

## Eine Studie

Von Otto Braun (Basel) †

Die äußeren und inneren Beziehungen zwischen Goethe und Schelling sind schon mehrfach betrachtet worden [1]; es gilt hier, dem Problem möglichst nach allen Richtungen quellenmäßig nachzugehen.

### 1. Die äußeren Beziehungen und Einwirkungen.

Als Schelling Mitte April 1796 im Amte eines Hofmeisters bei den jungen Baronen von Riedesel zum ersten Male Jena passierte, besuchte er Schiller, offenbar aber nicht Goethe — dem Schwaben lag der Landsmann näher, dem geisteswissenschaftlich orientierten Fichteverehrer der kantbegeisterte Geschichtsprofessor; Goethe scheint Schelling damals noch wenig gekannt zu haben — er nennt Wieland und Herder als solche, bei denen er „vorzüglich" gern Besuch gemacht hätte. Aber schon 1797 muß eine nähere Beschäftigung mit Goethe eingesetzt haben, denn Novalis berichtet an die Gebrüder Schlegel (25. und 26. Dez. 1797) sehr feinsinnige Bemerkungen Schellings über Goethes Dichtkunst: er findet „in der Odyssee Goethes Mutterboden".[2] Wir wissen heute aus dem von Schelling herrührenden ersten Systemprogramm des deutschen Idealismus, wie stark auf das Aesthetische Schelling von Anfang an eingestellt war [3], so hatte es wohl nur eines Anstoßes von Schiller bedurft, um eine energische Goethe-Lektüre bei Schelling einsetzen zu lassen — und die Berührung mit den Romantikern wirkte in derselben Richtung. So-

[1]) Am ausführlichsten, aber nicht erschöpfend, von Oskar Walzel in der Einleitung zu 'Goethe und die Romantik' 1 (Schriften der G.-G. Bd. 13); sodann von mir mit populärem Zweck in 'Hinauf zum Idealismus', Leipzig 1908, 3. Abschnitt: 'Schellings geistige Persönlichkeit und ihr Verhältnis zu Goethes Geisteswesen.'

[2]) Vgl. Novalis' Briefwechsel mit den Schlegels, herausgeg. von J. M. Raich, Mainz 1880, S. 44. 48. Dazu der Hinweis von K. Loewer auf Goethes Aufenthalt in Sizilien: 'Goethes sizilianische Odyssee' (Jahrbuch der G.-G. 3, 109 f.)

[3]) Vgl. F. Rosenzweig: 'Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus', Heidelberg 1917, und meine Ausgabe 'Schellings Philosophie' (Deutsche Bibliothek 127).

dann ist ja 1796/97 die Zeit der beginnenden Naturphilosophie bei Schelling — der wichtigste Berührungspunkt mit Goethe, der etwa gleichzeitig sich wieder einmal der Naturbetrachtung lebhafter zuwandte. 1797 erschienen Schellings 'Ideen zu einer Philosophie der Natur', 1798 'Von der Weltseele', beide Bücher gingen Goethe zu und finden sich, in einem Band gebunden, noch heute in der Goetheschen Bibliothek. Striche mit Rotstift und Unterstreichungen in den 'Ideen' zeigen Goethes Teilnahme [1]); die angemerkten Stellen werden zum Teil in den Briefen Goethes an Schiller erwähnt (Januar 1798). Die Schrift 'Von der Weltseele' ist ohne jede Anzeichnung Goethes erhalten; doch sandte Goethe ein Exemplar des Buches im Juni 1798 an den Minister Voigt mit den Worten: „Ich nehme mir die Freiheit, sein Buch 'Von der Weltseele' Ihnen als eigen anzubieten, es enthält sehr schöne Ansichten und erregt nur lebhafter den Wunsch, daß der Verfasser sich mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen möge." [2]) Schon im November 1797 bezeichnet es Schelling an die Eltern als sehr wahrscheinlich, daß er noch vor Ostern einen Ruf nach Jena erhalten würde, März 1798 heißt es dann, die Sache hätte sich zerschlagen. Ende Mai aber war Schelling in Jena und lernte Goethe persönlich kennen, nachdem Schiller schon länger den Freund auf Schelling hingewiesen; auf diese Verwendung gehen die Bemühungen Goethes um Schellings Berufung seit 1797 offenbar zurück. Am 29. Mai 1798 schreibt Goethe an Voigt: „Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neuesten Mode organisierter Kopf; dabei habe ich keine Spur einer Sansculotten-Tournure an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet. Ich bin überzeugt, daß er uns Ehre machen und der Akademie nützlich sein würde." [3]) Und ähnlich am 27. Juni: „Schellings kurzer Besuch war mir sehr erfreulich; es wäre für ihn und uns zu wünschen, daß er herbeigezogen würde." Am 5. Juli schon beglückwünscht Goethe Schelling warm zu seiner Berufung, am 8. dankt Schelling bewegt und vermutet in Goethe die erste Ursache der Berufung. [4]) Den Eltern schreibt er am nächsten Tage: „Ich bitte Sie, zu bemerken, daß mich das Ganze nicht eine Bitte gekostet hat, daß ich mit Goethe deshalb kein Wort geredet, auch nicht an ihn geschrieben." [5]) Der 23-jährige ist mit berechtigtem Stolz erfüllt, und es ist auch wirklich bemerkenswert, wie energisch Goethe sich für den jungen,

[1]) Die Nachweisungen Goethescher Spuren verdanke ich der Durchmusterung der betreffenden Bände durch Herrn Dr. H. Th. Kroeber, Weimar 1911.

[2]) Zwei ungedruckte Goethe-Briefe, mitgeteilt von Burkhardt (Die Grenzboten 1877).

[3]) Goethes Briefe an Voigt, herausg. von O. Jahn, S. 213.

[4]) 'Goethe und die Romantik' 1, 205.

[5]) 'Aus Schellings Leben', herausg. von Plitt, Leipzig 1869, 1, 229.

doch noch unbewiesenen Denker eingesetzt hat. Am 5. Oktober traf Schelling, nach einem Aufenthalt von 1 1/2 Monaten in Dresden zusammen mit den Romantikern, in Jena ein und begann am 29. seine Tätigkeit mit einer stark besuchten Antrittsrede. Schelling besuchte Schiller sofort nach seiner Ankunft, aber die Beziehungen knüpften sich nicht inniger, im Gegenteil — schließlich hat man sich nichts zu sagen und spielt L'hombre miteinander.[1]) Goethe dagegen erwähnt öfters die schönen Abende mit Schelling, und schreibt z. B. 19. Febr. 1802: „Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit, bei der großen Tiefe, ist immer sehr erfreulich." Schiller tröstet er am 22. Dez. 1798: „Es ist ein so unendlich seltener Fall, daß man sich mit und aneinander bildet, daß es mich nicht mehr wundert, wenn eine Hoffnung, wie die auf eine nähere Kommunikation mit Schelling, auch fehlschlägt. Indessen können wir doch immer zufrieden sein, daß er uns so nahe ist, indem wir doch immer gewissermaßen das, was er hervorbringt, werden sehen; auch macht sich's vielleicht noch mit der Zeit." Das Verhältnis Schellings zu Goethe wurde durch Schillers Zurückhaltung nicht gestört, Schelling ging bei Goethe ein und aus, empfing häufig seinen Besuch in Jena, wurde im Theater in Goethes Loge gerufen und gehörte neben Schiller zu dem engsten Kreise, in dem Goethe den Anbruch des neuen Jahrhunderts im Schlosse zu Weimar erwartete.[2]) In dem ergreifenden Briefe vom 26. November 1800 bittet Caroline mit aller Innigkeit Goethe, Schelling auf längere Zeit zu sich zu nehmen, da nur Goethe ihm helfen könne, und Schelling war dann vom 26. Dezember bis 4. Januar bei Goethe in Weimar. Im Oktober schon schrieb Caroline an Schelling: „Goethe liebt Dich väterlich, ich liebe Dich mütterlich — was hast Du für wunderbare Eltern! Kränke uns nicht." 1801 weiß sie immerfort an A. W. Schlegel über Schellings Zusammensein mit Goethe zu berichten — nichts hätte Goethe im Mai 1801 in Jena gesehen, „wie Jena und Schelling". Am 27. Febr. 1801 berichtet sie an Schlegel: „Schelling war wieder einige Tage bei Goethe ... Schiller erzählt, daß das Hauptthema aller seiner (Goethes) Phantasieen die Naturphilosophie sei, die Natur und die Philosophie."[3]) Von März bis in den Sommer hinein borgte sich Schelling Goethes Spinoza-Exemplar — zur Ausarbeitung seiner Schrift „Darstellung meines Systems der Philosophie".[4]) Am 22. Oktober schickte er an Goethe dessen Manuskript über vergleichende Anatomie zurück (wohl 'Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anato-

[1]) Schiller an Goethe, 22. Dez. 1798.
[2]) Vgl. Henrik Steffens: 'Lebenserinnerungen' Auswahl von F. Gundelfinger, Jena 1908, S. 213 f.
[3]) 'Caroline, Briefe aus der Frühromantik', herausg. von Erich Schmidt, 2, 50.
[4]) 'Goethe und die Romantik' 1, 215 ff.

mie' 1795, erschienen 1820). Wie eingehend Goethe sich mit der 'Zeitschrift für spekulative Physik' beschäftigt hat, zeigen die Unterstreichungen und das eigenhändige Eintragen der Druckfehlerkorrekturen in Goethes Handexemplar. Auf das zweite Stück dieser Zeitschrift bezieht sich auch die wohl am kräftigsten sich für Schelling äußernde Briefstelle vom 27. Sept. 1800: „Die allgemeinen Betrachtungen S. 22 u. f. sind mir recht aus und zu meiner Überzeugung geschrieben, und ich kann hoffen, daß ich, auch im besondern, Sie nach und nach völlig verstehen werde. — Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang sowie durch Ausbildung meiner Eigenschaften ins Allgemeine früher oder später zu bewirken hoffe, und die um desto reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genötigt bin." Hiermit ist wohl der Höhepunkt der Harmonie bezeichnet, auf dem das Verhältnis auch 1802 trotz aller kritischen Einwände Schillers blieb (vgl. Schillers Bemerkungen an Goethe 27. März 1801, 20. Jan. 1802). Am 16. März 1802 heißt es bei Goethe: „Schelling hat ein Gespräch geschrieben: 'Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge'. Was ich davon verstehe oder zu verstehen glaube, ist vortrefflich und trifft mit meinen innigsten Überzeugungen zusammen." Hier aber folgt doch schon der zweifelnde Zusatz: „Ob es uns anderen aber möglich sein wird, dieser Komposition durch alle ihre Teile zu folgen und sie sich wirklich als im ganzen zu denken, daran muß ich noch zweifeln." Über viel Spaßhaftes, das Schelling von Goethe erzählt, berichtet Caroline an A. W. Schlegel; so erfahren wir (11. Mai 1801) die ergötzliche Szene mit Jean Paul, erfahren Goethes Lachen über den romantischen Anti-Fichte-Spott „Zweifle an der Sonne Klarheit ..." (31. Mai 1801) und hören allgemein (9. Nov. 1801), daß Schelling „eine Menge verruchten Spaßes von Goethe" erzählt hat. Dann folgen die Nachrichten über die Jon-Aufführung, die Schelling ebenso vermittelt wie die Ehescheidungssache Caroline—August Wilhelm, trotzdem ihn die doch wirklich nahe anging. Am 29. Nov. 1803 ladet Goethe Schelling zu dem neuen kritischen Journal ein, das die Literaturzeitung ersetzen sollte.

So geht es weiter, bis zu Goethes Tode, mit größeren Unterbrechungen und in gemilderterem Tone — aber der Zusammenhang bleibt bestehen. Nach Carolinens Tode 1809 knüpft die Freundschaft und spätere Liebe zu Pauline Gotter, der jungen Freundin Goethes, neue persönliche Bande. Pauline versichert Schelling immer wieder

des freundschaftlichen Gedenkens Goethes („er ehrt und liebt Sie von ganzem Herzen“). Grüße fliegen hinüber und herüber. 1809 berichtet H. Steffens: „Ich erinnere mich mit Freude der Zuneigung, die Goethe für Schelling zeigte. ‘Ich kann ihm nicht ganz folgen, sagte er, aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten’.“ Bei Gelegenheit seiner Arbeit an den „Weltaltern“ schreibt Schelling an Goethe (2. Nov. 1814), er meine, der Hauptgedanke müsse Goethe zusagen. In bezug auf diese nicht erschienene Schrift heißt es noch am 26. Okt. 1827 bei Goethe: „Die . . . Weltalter behalte ich sehnsuchtsvoll im Auge.“ Als aber die Frage der zweiten Berufung Schellings nach Jena 1816 an Goethe herantrat, da schrieb er an Voigt den fein abwägenden, aber schließlich doch energisch abratenden Brief vom 27. Februar, ein Kabinettstück Goethescher Briefkunst. Schelling hatte neben der Stellung in der philosophischen Fakultät eine ähnliche in der theologischen verlangt [1]) — Goethe fürchtet das Übermaß des Einflusses von Schelling. Er weist auf Spinoza und Fichte hin und erhebt noch ganz besondere Bedenken: „Weiß man, ob er katholisch ist? — Sie werden mir gewiß persönlich verzeihen, wenn es mir komisch vorkommt, wenn wir zur dritten Säkularfeier unseres protestantisch wahrhaft großen Gewinnes das alte überwundene Zeug nun wieder unter einer erneuten, mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, obgleich im stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen sollten.“

Von den späteren Werken Schellings fanden sich u. a. in Goethes Bibliothek: ‘Bruno’, ‘Methode des akad. Studiums’, ‘Philosophie und Religion’, ‘Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen’ — ohne jedes Zeichen von Goethes Hand. Mit der Schrift ‘Über die Gottheiten von Samothrake’ 1815 hat sich Goethe eingehend beschäftigt und sie 1831 wieder gelesen — die „rhetorischen Talente und Künste“ erkannte er auch darin an (zu Eckermann 21. Febr. 1831). Im übrigen aber schrieb er die bekannten satirischen Verse in ‘Faust’ II über Schellings Kabiren-Deutung:

Diese Unvergleichlichen
wollen immer weiter,
sehnsuchtsvolle Hungerleider
nach dem Unerreichlichen.

Schellings Rede an die Studenten in München 1831 bringt ihn noch einmal zu einem sehr warmen Urteil (zu Eckermann 21. Febr. 1831): „Die Rede ist durch und durch gut, und man freut sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist.“ Nach

[1]) Die bisher noch ungedruckten Briefe zwischen Schelling und Eichstädt in dieser Sache werde ich demnächst im ‘Euphorion’ veröffentlichen.

Goethes Tode sprach dann Schelling die schönen Worte: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange — Goethe — lebte.“ [1]) Damit finden die warmen lebensvollen Beziehungen der beiden Großen einen würdigen, in starken Harmonieen austönenden Schlußakkord.

*

Über äußere, unmittelbare Einwirkungen von Goethe auf Schelling und umgekehrt ist genau wenig festzustellen — wir haben ja aber auch in der Wissenschaft den beschränkten Wert solcher Abhängigkeits-Sucherei eingesehen. Die Auseinandersetzungen Goethes mit Schellings Naturphilosophie in den Jahren um 1800 waren lebhaft. 1798 berichten Goethes ‘Annalen’: „Schellings Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert.“ Im nächsten Jahre heißt es dann: „Schelling teilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst. . . . Bei all diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund.“ Dieses Gedicht kam dann nicht zustande; Caroline schreibt darüber an Schelling im Oktober 1800: „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur. Da er Dich nicht zum Erben einsetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden.“ [2]) Das Gedicht ‘Weltseele’, bald nach 1800 in der bekannten Fassung geschrieben, hieß ursprünglich „Weltschöpfung“ und wurde unter Schellings Einfluß umgestaltet. Nach einer Äußerung Goethes zu General von Rühle geht der Plan zu den ‘Wahlverwandtschaften’ auf Schellings Anregungen zurück. Die allgemeinen Anregungen auf dem Gebiete des Naturdenkens, wie sie Goethe z. B. in dem Brief an Schiller vom 6. Jan. 1798 erwähnt, sind im zweiten Teil zu besprechen. [3]) Auf den Aufsatz ‘Erfahrung und Wissenschaft’ sei hier schon hingewiesen.

Schelling gehörte auch zu den Anhängern von Goethes Farbenlehre: „Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beistand leisteten, zählte ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling; hingegen keinen Physiker.“ Schellings Anhängerschaft erklärt sich letzten Endes daraus, daß Goethes Farbenlehre aus einer der seinigen verwandten

---

1) Vgl. meine Ausgabe ‘Schellings Philosophie’, Deutsche Bibliothek 127.

2) Vgl. dazu auch Rudolf Haym: ‘Die romantische Schule’ ² S. 635. 669, und Oskar Walzel: ‘Goethe und die Romantik’ 1, 77 ff.

3) Vgl. auch H. Kleinpeter: ‘Goethe, Kant und Schiller’, Zeitschrift für Philosophie 156, 28 ff.

synthetischen Geisteseinstellung erwachsen ist (vgl. darüber unten). Die gemeinsame Naturauffassung bestand in einer Art von romantisiertem Spinozismus, in einem gefühlsbetonten Pantheismus, der die ganze Welt als Organismus betrachtete. Typisch sind z. B. die Äußerungen Schellings in den 'Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre' 1796/97 (Sämtl. Werke 1, 386 ff.) und im 'Heinz Widerporst'.

Auf dem Gebiete der Ästhetik gab es, im wesentlichen nach 1800, auch regen Gedankenaustausch. Nachdem Rosenzweig Schellings Systemprogramm von 1796 publiziert hat, wird auch Walzel seine Behauptung nicht aufrechterhalten, daß Schelling in seinen Anfängen dem Begriff des Schönen so ferngestanden hätte — bei Schellings oft allzu hastiger Art der öffentlichen Äußerung und bei seiner großen Jugend damals ist natürlich immer vieles noch unerlebte programmatische Forderung. Aber es heißt doch schon 1796: „Die Philosophie des Geistes ist eine ästhetische Philosophie . . . Der Philosoph muß ebensoviel ästhetische Kraft besitzen wie der Dichter." So hat es wohl nicht erst eines so starken Einflusses von Caroline bedurft, wie Walzel ihn annimmt, um die Kategorie des Schönen zu einem Kernpunkt von Schellings Denken zu machen — den Einfluß von Wackenroder läßt Walzel ja selbst zweifelhaft.[1])

Das Kunstwerk ein Organismus, dieser romantische Grundgedanke kam unter Schellings Einfluß bei Goethe allmählich stark zur Geltung. Wieviel im übrigen Schelling (wie auch K. Ph. Moritz und die ganze Romantik) von Goethes ästhetischen 'Merkur'-Aufsätzen 1789 gelernt hat, hat Walzel nachgewiesen.[2]) Die Bekämpfung der Nachahmungstheorie führt auf Goethe zurück, so auf den Aufsatz 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' 1789. Schelling hat diese Gedanken in der Münchner Rede 1807 weiter gedacht und schlagend formuliert. Mit Schellings Gedanken über das Schaffen des Künstlers im System des transzendentalen Idealismus 1800 hat sich Goethe auseinandergesetzt und betont ihm gegenüber die ursprüngliche Rolle des Unbewußten dabei.[3])

In Beziehung auf die Stellung von Epos und Drama weichen Goethe und Schelling voneinander ab: Schelling sieht im Drama die höchste Erscheinung der Kunst, Goethe gibt dem Epos den Vorrang. Im übrigen aber ist Schellings Theorie des Epos ganz im Geiste Goethes, ebenso wie sie in der Unterscheidung von Symbol und Allegorie übereinstimmen (Schellings Vorlesungen über Philo-

---

[1]) Vgl. Oskar Walzels Einleitung zu Bd. 36 der Jubiläumsausgabe von Goethes Sämtl. Werken, S. LII, und Walzels Abhandlung 'Die Sprache der Kunst' (Jahrbuch der G.-G. Bd. 1, 1914).

[2]) 'Die Sprache der Kunst' S. 40 ff.

[3]) Vgl. auch Else Sternberg: 'Die ästhetischen Gedanken Goethes in seinem Briefwechsel mit Schiller' (Jahrbuch der G.-G. Bd. 6, 1919).

sophie der Kunst § 39). Schelling begrüßte auch das 'Faust'-Fragment als erster mit Begeisterung und empfahl den 'Faust' 1809 dringend als nationale Schullektüre. Auf den Einfluß von Schellings Rede 1807 auf Goethes 'Pandora' macht E. Cassirer aufmerksam und weist mit Recht auf den gemeinsamen Boden des Neuplatonismus hin.[1]) Der Briefwechsel geht oft auf ästhetische Fragen ein, und wir spüren die Übereinstimmung namentlich auch in der Griechenbegeisterung. (Auf die allgemeine Übereinstimmung in pädagogischen Anschauungen etwa im Geiste des Neuhumanismus sei hier nur hingewiesen.)

Schellings gelegentliche Äußerungen über Aufführungen Goethescher Werke zeigen stets feinsinniges Begreifen, so an A. W. Schlegel über 'Was wir bringen' am 29. Nov. 1802. Auch Carolinens Bericht an Schlegel vom 1. März 1801 sei erwähnt: „Schelling hat in Weimar die zweite Aufführung des 'Tankred' gesehen ... überhaupt das Ganze reicher wie 'Mohammed', die Worte unglaublich schön, alle Endigungen der Akte, Zusätze von Goethe und das französische Gerippe, wie sich Schelling ungefähr ausdrückt, mit Goethes Fleisch und Bein bekleidet. Er setzt diesen Voltaire in Musik wie Mozart den Schikaneder." Aus München schreibt Schelling an Goethe 17. Okt. 1807: „Nach dieser Region, der Kunst, trachte ich meine öffentliche Tätigkeit hinzurichten, fortbauend auf dem früher gelegten Grund der Kenntnis des Altertums ... Sie haben meine erste Lage in der Welt gemacht; halten Sie es dem alten Glauben zugut, wenn ich so ungescheut von meinen Lebensplanen vor Ihnen spreche und Ihren Rat und Beistand erbitte."

Für das „Wasserfühlen" und Erregung von Pendelschwingungen interessieren sich beide Männer[2]), die Einflüsse des naturphilosophischen Schellingianers Reil auf Goethe sind durch G. v. Loeper nachgewiesen. Trotz aller Ablehnung von Creuzer, Baader und ihrer verstiegenen okkulten Mystik beschäftigt Goethe sich doch oft und eingehend mit verwandten Gedankengängen, so bei Abfassung des 'Westöstlichen Divans' — die schon in der Zeit um 1800 gerade im Anschluß an Schelling oft ausgesprochene Lehre von der „Urpolarität" der Welt tritt als „Urduplizität", als „Einheit durch Zweiheit" 1814 neu auf ('Gingo biloba', „Im Atemholen").[3]) Die Kabiren und ihre Rätsel bewegen auch Goethe, wenn er auch immer wieder zur Abweisung kommt:

Die Ungestalten seh' ich an
Als irden-schlechte Töpfe,
Nun stoßen sich die Weisen dran
Und brechen harte Köpfe.

('Faust' II Vers 8219 ff.)

---

[1]) 'Idee und Gestalt', Berlin 1921, S. 10 f.

[2]) Vgl. O. Brahm in der Zeitschrift für deutsches Altertum 26, 194 ff.

[3]) Vgl. die Anmerkung von Konrad Burdach in der Jubiläumsausgabe 5, 326. 383.

Auf die Mitteilung über die 'Weltalter' (2. Nov. 1814) antwortet Goethe 16. Jan. 1815: „Ich bin geneigter als jemals, die Regionen zu besuchen, worin Sie als in Ihrer Heimat wohnen. Je älter man wird, desto mehr verallgemeinert sich alles, und wenn die Welt nicht ganz und gar verschwinden soll, so muß man sich zu denen halten, welche sie aufzubauen imstande sind." Der Aufsatz 'Einwirkungen der neueren Philosophie' 1820 betont die Zustimmung zu Kants 'Kritik der Urteilskraft', der Goethe „eine höchst frohe Lebensepoche schuldig" sei: „Die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog." Schellings Ausgang von Kant erfolgte auch gerade von dieser Schrift aus. Zusammenfassend heißt es bei Goethe weiter: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern v. Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein."

## 2. Die allgemeinen geistigen Wechselwirkungen und ihre Grundlagen in der Eigenart der Persönlichkeiten.[1]

Wir haben gesehen, wie Goethe bei aller Reserve doch immer wieder eine positive Haltung zu Schelling einnahm, bis ans Ende seines Lebens — bei viel Einzelkritik doch ein Ja-Sagen zu der Gesamterscheinung Schelling, nicht eine Abstoßung, wie etwa dem Erkenntnistheoretiker Kant gegenüber. Blicken wir zunächst auf die allgemeine Art und Methode der Weltbetrachtung, so besteht zweifellos eine Verwandtschaft innerer Natur zwischen Goethes schauendem und gegenständlichem Denken und Schellings Methode der „intellektuellen Anschauung". Trotzdem möchte ich nicht so weit gehen wie E. Cassirer, der diese Methode geradezu als den Versuch deutet, Goethes geistiges Verfahren in methodischen Begriffen auszudrücken. Diese Deutung beachtet zu wenig den rein rationalen Zusammenhang mit Fichte und auch die gemeinsame Wurzel für Fichte wie Schelling in Platons Lehre vom Eros. Goethes Schauen geht zudem viel intensiver nach außen und deckt sich nicht mit Schellings „geheimem wunderbaren Vermögen", uns in unser innerstes Selbst zurückzuziehen. So darf man wohl diesen Vergleich nicht überspannen und die Ähnlichkeit nur im Zusammenhang mit der allgemeineren Verwandtschaft der Persönlichkeiten gelten lassen.

Seine Stellung zur Philosophie beschreibt Goethe 1820: „Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen,

[1]) Vgl. mein 'Hinauf zum Idealismus' und die Einleitung zu 'Schellings Philosophie'.

eben auch als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte." Kants Vernunftkritik „lag völlig außerhalb meines Kreises". Das Selbst und die Außenwelt hatte Goethe niemals gesondert, „und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophierte, so tat ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen". Hier setzte ja Schillers, des Kantianers, kritisches Bedenken ein, und der Kantianer Schiller hat große Zurückhaltung Schelling gegenüber geübt. Die realistischen Anlagen Schellings, sein Sinn für die Anschauung, für die Sinnenwelt, für die Materie („die Materie ist das einzig Wahre" heißt es im „Widerporst"), seine starke Veranlagung für das Künstlerische, ja gerade für das Poetische (man hat geurteilt, er sei in höherem Grade Dichter gewesen als die Führer der ersten romantischen Schule) — alles das brachte gerade diesen Philosophen Goethe nahe; daß er aber doch Philosoph war, d. h. überwiegend Denkmensch, das verhinderte die völlige Vereinigung, die Goethe 1800 gewünscht hatte. Anziehung und Abstoßung — sie zeigen sich in charakteristischem Rhythmus in diesem Verhältnis und treten in den Äußerungen der Beteiligten deutlich hervor. über Schellings Schrift 'Von den göttlichen Dingen des Herrn Fr. Heinr. Jakobi' urteilt Goethe an Knebel 25. März 1812: „Ein Buch, welches mich erschreckt, betrübt und wieder auferbaut, ist von Schelling gegen Jakobi." Schellings Doppelbeanlagung wurde von J. D. Gries einmal treffend beschrieben: „Der Schwung seines Geistes ist höchst poetisch, wenn er gleich nicht das ist, was man einen Dichter nennt."

Goethe, der große Naturerschauer, fühlte sich von dem poetisch beschwingten Natur-Denker lebhaft angeregt — die Identitätsphilosophie, zu der er sich geboren fühlte, gibt einen gemeinsamen, stimmungsbetonten Boden ab; aber die Unterschiede der geistigen Grundanlagen bleiben fast bei jeder Einzelheit noch sichtbar. Konkretheit, genauere Erfahrung vermißt Goethe oft bei Schelling und gibt Schiller dabei im wesentlichen gegen Schelling recht. Gewisse allgemeine Züge der Welterfassung verbinden die beiden Geister, im einzelnen sehen wir die Differenzen. Am 1. Febr. 1801 schreibt Goethe an Schelling: „Ihren Anhang zu dem Eschenmayerischen Aufsatz habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Wenn ich ein Gleichnis brauchen darf, so ging es mir wie einem, der in der Dämmerung auf bekannte Wege kommt und sich ganz gut zurechtfindet, ohne gerade jeden Gegenstand, an dem er vorbeigeht, deutlich zu erkennen." An Schiller heißt es 19. Febr. 1802: „Ich würde Schelling öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und das wohl deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt. Indem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satz eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur hinausfliehe." Schiller be-

zeichnet völlig treffend in seiner Antwort vom 20. Februar das gegenseitige Verhältnis: „Es ist eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Ihre anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt und immer dadurch belebt und gestärkt wird; ob sich umgekehrt die spekulative Natur unsres Freundes ebensoviel von Ihrer anschauenden aneignen wird, zweifle ich, und das liegt schon in der Sache. Denn Sie nehmen sich von seinen Ideen nur das, was Ihren Anschauungen zusagt, und das Übrige beunruhigt Sie nicht, da Ihnen am Ende doch das Objekt als eine festere Autorität dasteht als die Spekulation, solange diese mit jenem nicht zusammentrifft. Den Philosophen aber muß jede Anschauung, die er nicht unterbringen kann, sehr inkommodieren, weil er an seine Ideen eine absolute Forderung macht." In den verschiedenen, an Schellings 'Ideen zu einer Philosophie der Natur' 1798 anschließenden Äußerungen Goethes tritt in ganz ähnlicher Weise die Zustimmung untermischt mit Ablehnung zutage. An Schiller schreibt Goethe 6. Jan. 1798: „Bei Gelegenheit des Schellingschen Buches habe ich auch wieder verschiedene Gedanken gehabt, über die wir umständlich sprechen müssen. Ich gebe gern zu, daß es nicht die Natur ist, die wir erkennen, sondern daß sie nur nach gewissen Formen und Fähigkeiten unseres Geistes von uns aufgenommen wird . . . Der transcendentale Idealist glaubt nun freilich ganz oben zu stehen; eins will mir aber nicht an ihm gefallen, daß er mit den andern Vorstellungsarten streitet; denn man kann eigentlich mit keiner Vorstellungsart streiten . . . Sie wissen, wie sehr ich am Begriff der Zweckmäßigkeit der organischen Natur hänge, und doch läßt sich ja Bestimmung von außen und ein Verhältnis nach außen nicht leugnen . . . Ebenso mag sich der Idealist gegen die Dinge an sich wehren, wie er will, er stößt doch, ehe er sich versieht, an die Dinge außer ihm, und wie mir scheint, sie kommen ihm beim ersten Begegnen so in die Quere, wie dem Chinesen die Glutpfanne. Mir will immer dünken, wenn die eine Partei den Geist niemals von außen hinein erreichen kann, die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, und daß man also immer wohl tut, in dem philosophischen Naturstande (Schellings Ideen pag. XVI) zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen sein möchte." Es ist bemerkenswert, daß Schelling in den 'Briefen über Dogmatismus und Kritizismus' 1795 auch energisch für die Möglichkeit verschiedener Weltbetrachtungen eintritt und den „Despotismus enger Köpfe" abweist, der sich auf eine festlegen will.[1]) Allerdings hat diese Auffassung doch nicht lange bei ihm geherrscht — er selbst entfaltet sehr dog-

[1]) Vgl. meinen Neudruck bei F. Meiner, Leipzig.

matische Anlagen in seiner weiteren Entwicklung. Goethe erstrebt sachlich die umschlingende Einheit der Gegensätze und stößt sich an den von den Philosophen geschaffenen Auseinanderreißungen von Ich und Dingwelt. Er wünscht in den folgenden Briefen an Schiller eine „rationelle Empirie", die in synthetischer Weise Denken und Anschauung eint. Am wichtigsten ist der Brief vom 25. Febr. 1798: Der rationelle Empirismus „muß gewisse Vorstellungsarten nebeneinander stehen lassen, ohne daß er sich untersteht, eine auszuschließen oder eine über das Gebiet der andern auszubreiten ... Ebenso scheint es mir mit Ideen zu sein, die man aus dem Reich des Denkens in das Erfahrungsreich hinüberbringt; sie passen auch nur auf einen Teil der Phänomene, und ich möchte sagen, die Natur ist deswegen unergründlich, weil sie nicht ein Mensch begreifen kann, obgleich die ganze Menschheit sie wohl begreifen könnte." „In Schellings Ideen habe ich wieder etwas gelesen, und es ist immer merkwürdig, sich mit ihm zu unterhalten; doch glaube ich zu finden, daß er das, was den Vorstellungsarten, die er in Gang bringen möchte, widerspricht, gar bedächtig verschweigt, und was habe ich denn an einer Idee, die mich nötigt, meinen Vorrat an Phänomenen zu verkümmern?" Schließlich kommt Goethe am 11. Juni zu dem Ergebnis, wie es seiner allgemeinen Einstellung zur Philosophie entspricht: „Das Schellingsche Werk wird mir den großen Dienst leisten, mich recht genau innerhalb meiner Sphäre zu halten." Die Bedenken Schillers gegen Schelling hat Goethe eben doch in einigen Punkten geteilt, wenn auch aus andern Gesichtspunkten heraus. Am 27. März 1801 schreibt Schiller an Goethe: „Ich fürchte, daß diese Herrn Idealisten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen ..." Und am 20. Jan. 1802: „Es ist mir sehr fühlbar geworden, daß von der transcendentalen Philosophie zu dem wirklichen Faktum noch eine Brücke fehlt."

Die für Goethe wohl wichtigste Lehre der Naturphilosophie war die der Polarität; dieser Begriff beschäftigt ihn immer wieder. Wie im 'Divan', so tritt er auf in 'Gott, Gemüt und Welt' (Vers 59 ff.) und in der 'Kampagne in Frankreich'; vor jedem Einfluß Schellings lesen wir: „Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könnte; daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfalt der Erscheinungen durchdringt und belebt." In den 'Maximen und Reflexionen' aus dem Nachlaß (Jubil.-Ausgabe 39, 94) finden wir die Aufzeichnungen: „Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch gleich in den Körpern Polarität manifestiert, die eigentlich in ihnen allen schlummert. — Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen

Wesens in völliger Bereitschaft, sich zu manifestieren, zu differenzieren, zu polarisieren." Auch in dem Gebiet der Meteorologie spielt der Begriff der Polarität bei Goethe eine Rolle. Der Ur-Rhythmus der Welt, erscheinend besonders im Ein- und Ausatmen, in Systole und Diastole, ist die Ausprägung der allgemeinen Polarität. „Die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend" ('Einwirkung der neueren Philosophie').

Immer wieder ist es die Goethesche Grundanlage des Welt-Erschauens, die ihn zur Reserve gegenüber aller spekulativen, abstrakt-konstruktiven Philosophie treibt. Goethe äußerte zu Paulus einmal in den neunziger Jahren: „Je mehr man sich an dem Spekulieren über das Übermenschliche trotz aller Warnungen Kants vergeblich abgemüht haben wird, desto vielseitiger wird dereinst das Philosophieren zuletzt auf das Menschliche, auf das geistig und körperlich Erkennbare der Natur gerichtet und dadurch eine wahrhaft so zu benennende Naturphilosophie erfaßt werden."[1])

Schelling hatte Sinn für die Wirklichkeit, er konnte beobachten und anschauen, wie auch etwa seine scharf charakterisierenden Reiseschilderungen in den Briefen zeigen. Seine Entwicklung bis 1800 hin gibt genügende Proben seiner positivistischen Geisteshaltung.[2]) Das Systemprogramm von 1796 proklamiert schon ein Herabsteigen auf die Felder der Physik, dazu auch eine philosophische Mythologie, „um die Philosophen sinnlich zu machen". Später lesen wir bei ihm: „Wir wissen nicht nur dieses oder jenes, sondern wir wissen ursprünglich überhaupt nichts als durch Erfahrung."[3]) Dabei ist aber doch nicht Goethes Anschauung gemeint, sondern die „intellektuelle Anschauung", die Methode innerer Geistesschau. Bei allem Bedauern, das Schelling einmal ausspricht, wie auf einem Dampfboot an den schönen Einzelheiten der Welt nur von ferne vorbeigleiten zu müssen, ist er doch der konstruierende Denker mit vorwiegend rationalistischer Einstellung geblieben — auch die Jugendschriften (so z. B. 'Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt') zeigen ihn als solchen. Goethes gegenständliches Denken benutzte das Auge vor allem als Organ ('Dichtung und Wahrheit') — Schellings konstruktives Denken die Vernunft. Gewiß ist auch für den „ephesischen Goldschmied", der sein Leben im Anschauen des wunderwürdigen Tempels der Göttin zugebracht hat, kein Beschauen ohne Denken; er gerade lehrt ja auch, daß jedes Anschauen in Denken und Sinnen übergeht — „und so theoretisieren wir bei jedem Blick". Aber er dringt unbedingt darauf, die beiden Seiten zu umspannen: „Es ist

[1]) 'Goethe im Gespräch', Insel-Verlag, S. 40 f.

[2]) Vgl. besonders W. Metzger: 'Die Epochen der Schellingschen Philosophie 1795 bis 1802' (Heidelberg 1911).

[3]) Schellings Werke 1, 3, 278.

gleich schädlich, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen" ('Geschichte meines botanischen Studiums', Schluß). Reifste Altersweisheit schenkt uns dann Goethe in dem kleinen Aufsatz 'Bedenken und Ergebung' — tiefer als er vermag wohl der Mensch an dieser Stelle nicht zu schürfen: „Bei Betrachtung des Weltgebäudes ... treffen wir auf die eigne Schwierigkeit ..., daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsre ganze Kraft sich vergeblich bemüht ... Endlich finden wir bei redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte Recht haben, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig kongruiere, aber wohl zugibt, daß Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen."

*

Will man die geistigen Einwirkungen der beiden Persönlichkeiten und ihre Fundamente auf kurze Formeln bringen, so kann man nach allem wohl sagen: Eine nicht geringe Ähnlichkeit in der gesamten Geisteshaltung ist vorhanden, so daß die enge menschliche und sachliche Berührung verständlich ist. Die Grundkräfte des Schauens und Denkens sind in beiden Männern stark — bei Goethe aber überwiegt stets das Schauen, bei Schelling das Denken, so daß eine völlige Vereinigung nicht zustande kommen konnte.

Ein allgemeineres Problem sei noch kurz behandelt. Goethe hatte eine offenbare Freude an dem ganzen Menschen Schelling, und die gegenseitigen Sympathien beruhen eben nicht nur auf intellektueller Harmonie. Die Gesamtpersönlichkeit Schellings ist recht kompliziert, nicht ohne Widersprüche und Unausgeglichenheiten. Die schwäbische Stammesart zeigt sich deutlich in ihm — zufahrende Derbheit und stimmungszart verschwebende Mystik liegen bei ihm nebeneinander. Schelling war nicht eine so durchgebildete, harmonisch-ethische Persönlichkeit wie etwa Schleiermacher; er war eine urgewaltige Naturkraft, mehr übermoralisch als moralisch (das Wort „Moral" mochte er nicht leiden), ohne Glätte, ohne Ausgleich. Nicht die Stetigkeit des bewußten Wollens und Sich-Formens in der Selbsterziehung macht sein Wesen aus, sondern die vulkanisch-eruptiv herausbrechende Intelligenz und Willenskraft. Darum war er auch immer größer im Plänemachen als im Vollenden. Vieles im guten Sinne Kindliche lebt in ihm — das Kind im Manne spricht aus seiner Art — aber auch das trotzig-unausgeglichene, das spröde Wesen des Kindes hängt ihm an. „Granit" nannte ihn Caroline, ein wahres Urgestein, und tadelte öfters die spröde Hülle, die Unbändigkeit; sie hofft, er werde milder werden und die unbändige Wut ablegen. Wir wissen von den Bildern und aus der Schilderung von Steffens z. B., wie sich diese Geistesart im Gesicht ausprägte: „breite Backenknochen, die Schläfen stark auseinander, die Stirn vorn hoch, das Gesicht

energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht." An all dieser schönen Kraft hatte Goethe wie an einer Naturerscheinung seine Freude, ohne immer intellektuelle oder moralische Wertungen auf sie anzuwenden. Das Fehlen der „Sansculotten-Tournure" lobt er allerdings ausdrücklich. Bei aller Herbheit und Derbheit steht eben hinter der Naturkraft eine menschliche Güte, die ganz naiv, auch wieder moralinfrei, sich ausspricht — „gut, kindlich und durchaus würdig" nennt ihn Caroline. Das Fehlen der ästhetisierenden Blasiertheit, die andere Romantiker für Goethe so wenig genießbar machte, erfreut immer wieder bei Betrachtung von Schellings Persönlichkeit.

Anziehend war seine Art endlich auch dadurch für Goethe, daß Schelling nicht allein Theoretiker sein wollte, sondern um Verwirklichung seiner Ideen bemüht war. „Daß Philosophen, die Mut und Kraft haben, Ideale zu denken und Ideale zu realisieren, herrschen sollen, ist ein Satz, der keines Beweises bedarf" (Schelling an Pfister, 16. Juni 1799). Die Bescheidenheit, nur für Wissenschaft und Schule zu wirken, gibt Schelling bald auf und setzt sich als Ziel: „Verbreitung der All-Anschauung in den Gemütern der Menschen." Daher rühren auch seine pädagogischen Neigungen, die nicht nur theoretisch waren und in manchen Zügen mit Goethe harmonieren.[1]) Vieles aus Schellings 'Vorlesungen über die Methode des Akadem. Studiums' 1803 und aus der großen Niethammer-Rezension 1809 wird Goethe zustimmend begrüßt haben, so die Forderung, in jedem Einzelwissen das Ganze zu fassen, nur aus dem Geiste der Totalität heraus zu dozieren und zu studieren, das produktive Vermögen vor allem im jungen Menschen zu beleben, die Persönlichkeit auszubilden, die klassischen Sprachen als zentralen Unterrichtsstoff zu benutzen. Abgesehen aber von Einzelheiten, ein praktischer Wesenszug Schellings harmoniert mit dem Goethe-Wort: „Mit Gedanken, die nicht aus der tätigen Natur entsprungen sind und nicht wieder aufs tätige Leben hinwirken . . ., ist der Welt wenig geholfen."

So können wir es auch bei allgemeiner Betrachtung begreifen, daß die große Exzellenz von Weimar sich mit diesem philosophischen Springinsfeld von 23 Jahren schon rasch auf vertrauten Fuß stellte, und daß Schelling als einziger des romantischen Kreises in Goethes Hause ein- und ausging und sich dort wahrhaft wie „zu Hause" fühlen konnte.

*

Nachwort. Der Verfasser dieser Abhandlung, früher Privatdozent der Philosophie zu Münster in Westfalen, dann ordentlicher Professor in Basel, ist daselbst, kurz nach Vollendung seines 37. Lebensjahres, am 15. April d. J.

[1]) Vgl. meine Arbeit 'Schellings Ideen zur Kulturpädagogik' (Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 7, 3, 1917).

gestorben. Auf meine Bitte hat die Gattin und treue Arbeitsgenossin Otto Brauns, Frau Professor **Nora Braun**, die Güte gehabt, einige Worte über die Persönlichkeit des den Seinigen und der Wissenschaft so jäh Entrissenen niederzuschreiben, die wir hier seiner letzten Arbeit als Epilog anfügen. —

„Mit einer Arbeit über Schellings geistige Wandlungen begann Otto Braun (geb. 1. April 1885) unter Rudolf Euckens gütigem Einfluß 1906 in Jena seine wissenschaftliche Tätigkeit. Bis in persönliche Stimmungen und Wunschbilder hinein blieb der romantische Idealismus fortan bestimmend, wenn auch die nach Erlebnis und Erkenntnis weitester Lebens- und Wissensbezirke drängende Natur Otto Brauns nach- und nebeneinander die verschiedensten Fragen und Probleme aufgriff.

Unergriffen konnte ein so eingestellter Intellekt bei bildnerischer Erregbarkeit nicht bleiben von einem geistigen Element letzter Jahrzehnte, das wir überall wirksam finden: von Friedrich Nietzsche.

Und dieses Element, so vielgestaltig es auch Form wurde, scheint auch in Otto Brauns Schicksal von entscheidender Triebkraft gewesen zu sein.

Das Chaos der unsere ganze Erde erschütternden Kämpfe, deren letzten Sinn im Metaphysischen zu suchen unsere Hilflosigkeit angesichts der Geschehnisse uns immer wieder drängt, ergriff in Otto Braun eine körperlich kraftstrotzende Triebnatur, die ganz auf Tat eingestellt war und intellektuellen wie seelischen Ertrag nur durch das Leben, nicht durch gedankliche Erkenntnis zu gewinnen vermochte.

Das Arbeitsgebiet: Kulturphilosophie, Pädagogik, Jugendbewegung, Pazifismus — im Hintergrunde die wohltuende Aufgabe ruhiger historischer Forschung, die Lebensaufgabe werden sollte: die große Schelling-Biographie. Der Ruf an die Universität Basel schien die äußere und innere Ruhe zu solcher Arbeit zu ermöglichen. Aber alle Dissonanzen, alle Erregungen, alle chaotischen Antriebe des Zeitgeschehens wurden in diese Ruhe mit hineingetragen.

Tragisch verwirrte sich das persönliche Geschick; Weichheit und Güte einer so empfänglichen wie schenkenden Natur verausgabten sich verhängnisvoll, und gewaltsam zerbrach dieses Leben, das so ganz Beginn war, sich selbst.

Am 15. April 1922 starb Otto Braun, nachdem er am 13. April versucht hatte, sich vom Leben zu befreien.

Seine letzte Arbeit ist diese Studie über Goethe und Schelling; die ersten Seiten der Korrektur sind — wohl noch am 13. April — von ihm selbst gelesen worden.

Charakterlich in manchen Zügen auf geheimnisvolle Weise mit dem verwandt, den einmal voll zu erfassen und darzustellen sein Lebenswunsch war, wiederholt Otto Braun in seinem tragischen Schicksal noch einmal die Tragik Schellingscher Philosophie: Überschwengliche Fülle frühen Beginns, jähe Wandelbarkeit der Probleme nnd Lösungen, das Letzte ein Torso.

Der altwerdende Schelling suchte Gott auf immer labyrinthischer werdenden Wegen, äußerlich die Form repräsentativen Gelehrtentums aufweisend.

Unsere Zeit drängt den einzelnen und die Völker auf abgründigere Wege — Zusammenbruch, Absturz, Verzweiflung scheinen Schicksal der Suchenden zu sein. Den Sinn mit Worten anzutasten, scheut sich der Fragende mehr denn je."

# Goethes Vorfahren und ihre Heimat

Von Johannes Bärwinkel (Sondershausen)

Goethe erzählt in 'Dichtung und Wahrheit' aus seiner Straßburger Studentenzeit, daß Herder, der damals augenleidend, in schmerzhafter ärztlicher Behandlung und in verdrießlicher Stimmung war, als er ihn einst um Ciceros Briefe an Brutus bat, den Zettel mit dem spöttischen Wortspiel schloß: „Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe, Goethe, sende mir sie!" Daran knüpft er die Bemerkung: „Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen." Wir sehen also, Goethe hielt etwas auf seinen Namen. Daß er sich aber mit der Geschichte seiner Familie je ernstlich und eingehend beschäftigt habe, davon zeugt wenigstens in seinen Schriften, soviel ich weiß, nichts. Trotzdem würden wir ihm unrecht tun, wollten wir annehmen, daß er sich dafür überhaupt nicht interessiert habe. Es fehlt nicht an Beweisen für das Gegenteil.

Es war ihm bekannt, daß seine Vorfahren in Artern ansässig gewesen waren, und da er wiederholt selbst in Artern war, ließ er die Gelegenheit nicht vorübergehen, sich dort nach ihnen zu erkundigen. Friedrich Schmidt in Sangerhausen, auf dessen wertvolles Schriftchen[1]) wir uns im folgenden vielfach stützen, berichtet davon. Der 1843 verstorbene Apotheker Gottfried Poppe erzählte als Augen- und Ohrenzeuge seinem Sohne, dem späteren Lokalforscher Gustav Poppe, daß der Dichter, als er um 1810 von Weimar aus in Artern im Gasthof 'Zur Krone' weilte, sich über seine Vorfahren und etwa noch lebende Seitenverwandte zu unterrichten versucht habe. In der irrigen Annahme, daß dieser dazu gehöre, führte man ihm einen Färber Friedrich August Köthe zu, dessen Vater und Großvater schon in Artern gewohnt hatten. Da der Mann aber zu unklar

[1]) 'Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern' (Sangerhausen 1900).

war und Goethe aus ihm nichts herausbringen konnte, beschloß er, sich an den Stadtrat zu wenden. Aber auch damit hatte er kein Glück. Der Bürgermeister Mahler, ein alter Jurist, hatte für derlei Dinge keinen Sinn und begegnete des Dichters Fragen kurz mit der Bemerkung: „Es ist alles im großen Brande 1683 verbrannt!" Daß der Herr Bürgermeister, bewußt oder unbewußt, damit nicht ganz bei der Wahrheit blieb, zeigten spätere Funde. Bei einem späteren Aufenthalte Goethes in Artern konnte ihm wenigstens ein Haus bezeichnet werden, das nach der Überlieferung das Stammhaus seiner Vorfahren gewesen sein sollte. Das war freilich nicht das richtige, in der Harzstraße gelegene, in dem dereinst der wackere Hufschmied Hans Christian Göthe sein Handwerk betrieben, das dann vielfach seine Besitzer gewechselt und anderen Betrieben gedient und, nachdem es seit 1857 wieder eine Schmiede beherbergt hatte, 1880, wie es heißt, um der fortwährenden Belästigung von zudringlichen Fremden, besonders Engländern ein Ende zu machen, durch den Besitzer einen Umbau erfuhr, dem die alte Schmiede zum Opfer fiel. Das Goethe-Haus zu Frankfurt bewahrt außer der durch den damaligen Amtsrichter Bröfel vor dem Umbau veranlaßten photographischen Aufnahme des Hauses als Reliquie auch noch den alten eisernen Ring und Bolzen, daran dereinst beim Beschlagen die Pferde gelegt wurden.

Waren Goethes Erkundigungen in Artern selbst erfolglos gewesen, so gaben sie doch den ersten Anlaß zu Lokalforschungen, die schließlich glücklichen Erfolg haben und von hoher Bedeutung werden sollten.

Daß man sich schon zu des Dichters Lebzeiten mit der Geschichte seiner Vorfahren beschäftigte, beweist ein längerer Aufsatz, den die Frankfurter Oberpostamtszeitung am 3. September 1829 brachte. Darin wurde Goethes Stammbaum aber nur zurückgeführt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts auf den eben genannten Hufschmied in Artern. Und über diesen hinaus vermochte man auch bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts noch nicht vorzudringen.

Des Dichters Vater, der Kaiserliche Rat Dr. juris Johann Kaspar Goethe (geb. am 31. Juli 1710, vermählt mit Katharina Elisabeth Textor am 20. August 1748 und gestorben am 27. Mai 1782), war ein Sohn Friedrich Georg Göthes. Dieser, der älteste Sohn jenes Hufschmieds zu Artern, hatte das derbe Handwerk seines Vaters verschmäht, war Schneider geworden, nach überstandener Lehrzeit, wie es Handwerksbrauch war, jahrelang auf Wanderschaft durch Deutschland und Frankreich gezogen und dann 1687 in der alten Krönungsstadt Frankfurt als Bürger und Meister seßhaft geworden. Hier heiratete er die am 19. März 1667 in Frankfurt geborene Jungfrau Anna Elisabeth, Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Lutz, der als Sohn eines Daniel Lutz

in Holztaleben bei Sondershausen gleichfalls aus Thüringen stammte, und den oder dessen Familie er wohl schon von der Heimat her kannte. Nur 13 Jahre dauerte diese Ehe, der 5 Kinder entsprangen, die aber alle sehr früh starben, bis auf eins, den späteren Zinngießermeister und Ratsherrn Hermann Jakob Göthe, der bis 1761 lebte. Frau Anna Elisabeth selbst starb kurz nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes 1700. Georg Friedrich war wohl vorzugsweise Damenschneider und muß ein intelligenter Mann und tüchtiger Meister gewesen sein; denn er fand seine Kundschaft nicht nur in der Frankfurter Bürgerschaft, sondern auch in den höchsten Kreisen der benachbarten Fürstenhöfe und arbeitete sogar für Prinzessinnen. Das bezeugt eine von Friedrich Schmidt angeführte Landgräfl. Hessen-Darmstädter Kammerrechnung. Man wußte seine Arbeit also wohl zu schätzen, und seiner Tüchtigkeit entsprechend muß sein Verdienst ansehnlich gewesen sein, denn als er nach 5jährigem Wittum 1705 seine zweite Ehe einging mit der Witwe des im Jahre vorher verstorbenen Besitzers vom Gasthof 'Zum Weidenhof' an der Zeil: Cornelia Schellhorn, deren Vater Georg Walther gleichfalls Schneider gewesen war, stand er in der höchsten Steuerstufe von 15 000 fl. und besaß ein Vermögen, das doppelt so groß war als das, welches die Frau selbst mit in die Ehe brachte. Der junge Wolfgang hatte also in der Tat keinen Grund, sich seines Großvaters zu schämen, wenn im elterlichen Hause auch von ihm, vielleicht eben seines Berufes wegen, wenig gesprochen wurde, und hätte, wären ihm diese Verhältnisse bekannt gewesen, auf die boshaften Spöttereien und Sticheleien seiner Spielgefährten, die ihm vorhielten, daß das Vermögen seiner Familie doch nur von der Großmutter herrühre, und daß er, anstatt sich auf seinen Großvater, den Stadtschultheißen zu stolzen, doch „wie der Pfau auf seine Füße, so auf seinen Großvater väterlicherseits hinsehen" sollte, wohl doch etwas anders entgegnet, als er es in Wirklichkeit tat. „Ich erwiderte darauf," erzählt er in 'Dichtung und Wahrheit', „daß ich davon keineswegs beschämt sei, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unserer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleichhalten dürften, und daß einem jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll sein könne. Es sei mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildnis vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseins gefreut, dem ich das meine schuldig geworden." Solche Antwort macht dem jungen Wolfgang alle Ehre; sie zeugt wenigstens von ebensoviel Stolz wie Pietät gegen den Großvater.

Dieser war schon 1730, 73 Jahre alt, gestorben. Er hatte bei seiner Wiederverheiratung seinen bisherigen einträglichen Beruf aufgegeben und die Schellhornsche Gastwirtschaft übernommen, die er

bis zu seinem Tode weiterführte. Seine Witwe überlebte ihn 24 Jahre. Sie hatten ihren Kindern die sorgfältigste Erziehung angedeihen lassen, und so hatte ihr jüngster Sohn Johann Kaspar in glücklicher Laufbahn es bis zum Wirkl. Kaiserl. Rat gebracht. In seinem Hause verbrachte Georg Friedrichs Witwe ihren Lebensabend. Wir wissen, mit welcher Liebe das Herz des jungen Wolfgang an dieser Großmutter hing, der auch der Vater mit größter Rücksicht begegnete, und die, wie ihn ihr oft betrachtetes Bild belehrte, eine sehr schöne Frau gewesen sein muß.

Mit dem Schneider und nachmaligen Gastwirt Georg Friedrich war also das Geschlecht der Göthe 1687 in Frankfurt eingewandert und zwar aus Thüringen, von Artern aus. Hier war er am 7. September 1657 geboren als ältester Sohn des Hufschmieds Hans Christian Göthe. Dieser stellte, wie gesagt, bis in die jüngste Zeit den ältesten nachweisbaren unmittelbaren Vorfahren des Dichters dar. Er war 1633 geboren; denn in der „Rollenrevision der Mannschaft" zu Artern vom 15. Februar 1659 wird er als 26jährig bezeichnet. 1656 war er nach Artern gekommen, um sich hier als Meister niederzulassen. Seine Lehrjahre hatte er durchgemacht bei dem Grobschmied Dittrich Werther, der aber nicht, wie es in dem Eintrage im Handelsbuche des Amts Artern heißt, in Sondershausen, auch nicht, wie der Frankfurter Genealoge Karl Kiefer in seinem Werke 'Stammbaum der Familie Goethe' (Frankfurt 1910) verzeichnet, in Sangerhausen, sondern, wie Günther Lutze in einem noch zu erwähnenden Aufsatze feststellt, in dem Dorfe Berka bei Sondershausen sein Handwerk betrieb und nur als Meister der Sondershäuser Innung angehörte. Sich gerade in Artern niederzulassen, mochten ihn verwandtschaftliche Beziehungen bewogen haben. Seine erste Frau war nämlich eine geborene Werner aus Artern; denn 1665 verkaufte ihm sein „Schwager, der ehrbare, kunstreiche Musikant Joh. Werner" einhalb Viertel Land um 60 fl., und seine Mutter Sibylla war gleichfalls eine geborene Werner und stammte auch aus Artern. Meister Hans Christian, der 1659 noch keine Ländereien besaß, wurde bald nicht nur ein vermögender Mann (denn außer von den ebengenannten wissen die Rats- und Kirchenakten noch von verschiedenen anderen Landerwerbungen zu berichten), sondern auch dank seiner Intelligenz und Charakterfestigkeit ein hochangesehener Bürger und Mitglied des Rats. Zu wiederholten Malen wagte er sogar den Forderungen des Gräflichen Mansfeldschen Herrn einen festen Willen entgegenzusetzen und weigerte sich z. B. 1681 mit andern Bürgern und Anspännern, Frondienste auf das Schloß zu tun. Zum öfteren machte er bei An- und Verkäufen der Kirche Verehrungen. Ende September 1689 starb seine Frau, also des Dichters Urgroßmutter. Aber schon am 16. Februar des folgenden Jahres wurde er aufs neue kopuliert, wie denn das ganze Geschlecht der Göthe männlicher- wie weiblicher-

seits eine große Heiratslust betätigte. Seine zweite Frau, Martha, die Tochter eines Bürgers und Knochenhauers Nikolaus Ludewig zu Langensalza, hatte bereits zwei Gatten zu Grabe getragen, den Bäcker Hinke oder Zinke in Heldrungen und den Meister Hans Georg Würtenberg oder Wittenberg, und verheiratete sich 7 Jahre nach Meister Göthes Tode zum vierten Male mit dem Einwohner Simon Wölfel in Voigtstedt, nach dessen Tode sie zu ihrem Sohne, dem Hufschmied Hans Adam Göthe in Borxleben zog, wo sie 1722 starb. Von den 11 Kindern des ehrbaren Meisters (9 aus erster, 2 aus zweiter Ehe) war Georg Friedrich das älteste. Gestorben ist Hans Christian 1694 und wurde am 6. August zu Grabe getragen.

Bei ihm also hatten die früheren Forscher bis auf Friedrich Schmidt in Sangerhausen haltmachen müssen; weiter zurück vermochten sie des Dichters Vorfahren nicht zu bestimmen. Otto Volger, der verdienstvolle, 1897 verstorbene Obmann des Freien deutschen Hochstifts im Goethe-Hause zu Frankfurt, glaubte zwar den Stammbaum bis zum Jahre 1449 zurückführen zu können, befand sich aber auf falscher Fährte. Er sah nämlich in der Arternschen Familie nur einen Zweig des ursprünglich fränkischen Stammes der jetzt überall verbreiteten „Götze" in ihren verschiedenen Schreibarten, dessen Heimat der ehemalige Gau Gotzfeld, das jetzige Kitzingen, gewesen sein soll. Zur Zeit der Reformation hätten diese z. T. das Bistum Würzburg verlassen, so auch der Vater des 1619 als Hofprediger und Superintendent der Grafschaft Stolberg verstorbene Matthäus Gothus, dessen Großvater Philipp Götze im fränkischen Dorfe Heustreu im Bistum Würzburg von 1449 bis 1563, also 114 Jahre gelebt habe. Von dieser Stolberger, ursprünglich also fränkischen Familie Gothus sollten die in Thüringen verbreiteten Götze und Göthe, auch unser Hufschmied Hans Christian in Artern abstammen. Diese Annahme hat aber Friedrich Schmidt zunächst untergraben und nicht nur zahlreiche Belege dafür gebracht, daß schon lange vor der Einwanderung der fränkischen Götze in Thüringen Träger des Namens Göthe nicht selten waren, sondern auch als den bis dahin unbekannten Vater des Hans Christian einen Hans Göthe in Sangerhausen und als dessen Heimatsort das Dorf Berka bei Sondershausen nachgewiesen.

Dieser Hans Göthe, also des Dichters Ururgroßvater, taucht in Sangerhausen zuerst 1657 auf, wird also in demselben Jahre wie sein Sohn Hans Christian in Artern (1656) dort eingewandert sein und zwar als Witwer. Was sein Beruf war, wissen wir nicht, wohl aber, daß er sich dort alsbald wieder verheiratete und zwar mit einer vermögenden Hausbesitzerin, die gleichfalls Witwe war. Da sich keinerlei Andeutungen finden, warum er seine Heimat verlassen habe, und er die neue Ehe so schnell eingeht, dürfen wir vielleicht vermuten, daß er ihretwegen nach Sangerhausen gezogen war. Der wichtige,

zuerst von Friedrich Schmidt aufgefundene, auf diese Heirat bezügliche Eintrag im Kirchenbuche zu St. Ulrich in Sangerhausen vom 11. November 1657 lautet: „Dominica XXIIII post Trinitatis der Erbare vndt mannhaffte Hans Göthe einwohner [letzteres Wort ist ausgestrichen und das Folgende mit derselben Hand darüber geschrieben] der gemeinten zu Bergke im Ambte Sondershausen gewesener Vorsteher, viduus, vndt dan f. Magdalena, des Ehrenw. Hans Petersdorffens Selig: weilandt bürgers alhier Rel. vidua." Der ehrenwerte Hans Petersdorff war Branntweinbrenner gewesen und im Alter von 55 Jahren 1654 gestorben, und Frau Magdalena folgte ihrem ersten Gatten bereits 1661 in den Tod nach, so daß sich Hans Göthe zum zweiten Male verwitwet sah. Nur 6 Jahre ertrug er das neue Wittum; schon am 10. November 1667 wurde er zum dritten Male kopuliert und zwar mit Frau Susanna, der Witwe eines ehemaligen schwedischen Leutnants Hans Georg Törne (auch Turne und ähnlich geschrieben), der, ein geborener Straßburger, durch die Wirren des 30jährigen Kriegs nach Sangerhausen verschlagen, dort wie Petersdorff die Branntweinbrennerei betrieben hatte. Er war erst 1666 gestorben. Hans Göthe hatte wie vorher im Hause seiner zweiten, so nun in dem seiner dritten Frau die Branntweinbrennerei fortgeführt, scheint damit aber keine guten Geschäfte gemacht zu haben und mehr und mehr in Schulden geraten zu sein; denn in den Ratsregistern wird er verschiedentlich als Restant aufgeführt. Dies und vielleicht auch der Tod seiner Frau (von der wir freilich nur erfahren, daß sie 1681 noch lebte, nicht aber, wann sie starb; im Kirchenbuche fehlen die Einträge von 1683 bis 1687) mögen ihn veranlaßt haben, nach 30jährigem Aufenthalte in Sangerhausen zu seinem Sohne Meister Hans Christian nach Artern zu ziehen. Dort begrub man ihn am 28. September 1686. Daß er Hans Christians Vater war, geht unwiderleglich hervor aus dem vom Rate zu Artern 1716 ausgestellten Geburtsbrief für seinen Enkel, den Hufschmied Hans Adam Göthe zu Borxleben, aus dem wir auch erfahren, daß Hans Christians erste Frau die geborene Sibylla Werner war. Übrigens folgte er dem zu seiner Zeit neu aufkommenden Brauche, den Kindern zwei Vornamen beizulegen, der sich dann in seiner Familie erhielt.

Wichtig für die weitere Forschung war vor allem der oben angeführte Eintrag im Kirchenbuche zu St. Ulrich über Hans Göthes erste Wiederverheiratung. Darin wird er ausdrücklich bezeichnet als der „gemeinten zu Bergke im Ambte Sondershausen gewesener Vorsteher". Dieser glückliche Fund Friedrich Schmidts bot eine neue Fährte, die nun eifrig verfolgt wurde. Mit Hülfe der seinerzeit von Pastor Johannes Müller in Berka aus dem dortigen Kirchenbuche gemachten Auszüge, die dann Karl Kiefer in der ersten seiner Stammtafeln zusammengestellt hat, konnte in Berka eine große

Zahl von Gliedern der Familie Göthe nachgewiesen werden. Für Hans ergab sich nur, daß er 1644/56 verschiedene Male als Pate auftrat, daß seine erste Frau am 29. August 1652 in Berka starb, und daß er von ihr außer Hans Christian noch einen anderen Sohn Hans Christoph hatte. Dieser muß, da er 1647 zum ersten Male als Pate genannt wird, spätestens 1632 geboren, also älter als der 1633 geborene Hans Christian gewesen sein. Er blieb, während der Vater nach Sangerhausen, der Bruder nach Artern verzog, bis zu seinem 1669 erfolgten Tode, wohl als Landwirt, in Berka ansässig, vermählte sich 1654 mit Maria Bonharth und wurde der Stammvater der noch heute in Berka lebenden Göthe. Durch seinen Sohn, den Schuhmacher Heinrich Wipprich oder Wippert Göthe zweigte sich die Familie ein erstes und durch einen späten Nachkommen, den 1883 verstorbenen Kammermusikus Heinrich Ferdinand Göthe, dessen stattliche schöne Greisengestalt auffallend an den Dichterfürsten gemahnte, 1844 ein zweites Mal nach Sondershausen ab. Seine Nachkommen leben heute in Goslar, Stettin, Quedlinburg und Hannover.

Da das Kirchenbuch von Berka erst 1642 beginnt, so ließ sich mit seiner Hilfe weiter rückwärts nichts ermitteln. Auf die Frage, wann Hans Göthe geboren und wer seine Eltern gewesen, gab es keine Antwort, und Schmidt wie Kiefer waren hier am Ende. Erst ganz neuerdings ist es dem fleißigen Lokalforscher Günther Lutze in Sondershausen geglückt, noch weiter vorzudringen. Er erschloß ein neues Quellgebiet in den zahlreichen alten Konsens- und Handelsbüchern, Kanzlei-, Konsistorial- und Visitationsprotokollen, die das Fürstl. Landesarchiv in Sondershausen aufbewahrt, und deren Eintragungen man unbedenklich den gleichen Wert zusprechen darf wie denen in Kirchenbüchern. Lutze gewann aus ihnen manche bisher unbekannte Kunde von Hans Göthes Familie, vor allem von seinem Vater und zwei Brüdern und stellte fest, daß wir die Urheimat nicht mehr mit Schmidt in Berka, sondern in dem gleichfalls in der Nähe Sondershausens (an der Straße nach Kelbra) gelegenen Dorfe Badra zu suchen haben. Lutze hat die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen kurz zusammengestellt in dem Aufsatze: 'Ein Beitrag zur Goethe-Genealogie' ('Mitteilungen der Centralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte', Leipzig 1911, Heft 9). Er bringt nicht nur Neues, sondern auch mancherlei Berichtigungen, entbehrt aber freilich auch seinerseits der Irrtümer nicht. Da das Landesarchiv zu Sondershausen mir untersteht, verfolgte ich natürlich Lutzes Arbeit mit lebhafter Teilnahme und habe sie dann selbst nicht ganz ohne Erfolg fortgesetzt, indem ich auch die lange Reihe von Folianten, die sich mit den in Sondershausen zum Austrag gekommenen Gerichtshändeln befassen, und die leider nur sehr spärlich erhaltenen alten Vormundschaftsprotokolle heranzog.

Lutze konnte feststellen, daß der Vater des bisher bekannten Hans Göthe in Berka auch Hans hieß und ebenfalls dort seßhaft war. Er nennt ihn zum Unterschied von jenem Hans den älteren. Dieser wird zum ersten Male in Berka 1603 als Feldbesitzer, dann 1605 in den Pfarrakten des Archivs als Altarist, 1613 und 1618 als Heimbürge genannt und mehrfach bei Errichtung von Testamenten zugezogen. Er war offenbar ein wohlhabender Mann; denn er hatte ansehnlichen Ackerbesitz, und daß er auch über Barvermögen verfügte, geht daraus hervor, daß er wiederholt größere Summen ausleihen konnte. Daß es ihm nicht an Ansehen in seiner Gemeinde fehlte, bezeugen die ihm übertragenen Ämter, und daß er ein aufrechter Mann war, der auf seine Ehre hielt und gelegentlich nicht vor Eigenmächtigkeiten zurückschreckte, dafür haben wir auch Beweise. In den Pfarrakten von 1598/1667 beschwert er sich in einer eigenhändigen Eingabe an das Konsistorium 1605 als Altarist über den Pfarrer Magister Steuzelius. Er habe die nötige Ausbesserung des Kachelofens im Schulhause zugesagt, sobald im Gotteskasten das dazu erforderliche Geld vorhanden sei, sei aber trotzdem vom Pfarrer ein „rotziger Bauer" geschimpft worden; das könne er nicht auf sich sitzen lassen. 1607 wird er auf Befehl des gnädigen Herrn Grafen in die Grube gesteckt, weil er „sein eigen Richter sein wollen und einen Schafknecht mit einer Buchsen durch den Kopf geschossen" habe, was ihm nicht gebühre.

Bald nach 1627 muß Hans Göthe d. ä. gestorben sein; denn 1630 erscheint sein Weib in einer Klage wegen 30 fl. Hypothekenschulden gegen einen Christoph Erfurth (auch Herfurth) in Badra als Witwe. Ihr Name, den Lutze nicht kennt, ließ sich aus den Vormundschaftsprotokollen feststellen. Sie hieß Elsa und war eine geborene Schultze. Denn am 3. Sept. 1603 ward ihr und ihrer Mutter Adelheid Schultze in einer Schuldsache Elsas Mann Hans Göthe zum „kriegischen" (= kriegerischen, d. h. streitbaren) Vormund bestellt. Sie stammte aus Berka, während Lutze annehmen zu müssen glaubte, daß Hans Göthe d. ä. sich sein Weib aus Badra geholt habe, was ihn dann zu dem falschen Schluß veranlaßte, daß diese Urahne des Dichters ein Badraer Kind gewesen sei. Ihren Tod müssen wir in das Jahr 1637 setzen; denn am 14. Mai 1639 wird gelegentlich einer Klage von ihr gesagt, daß sie vor 1½ Jahren gestorben sei.

Die Söhne Hans Göthes d. ä. lernen wir besonders bei den Erbstreitigkeiten kennen, die sie nach dem Tode der Eltern bis 1653 führten und in deren Folge sie des öfteren auf der gräflichen Kanzlei in Sondershausen erscheinen. Es waren außer Hans d. j.: Jakob und Nicol (= Nicolaus). Ihre Geburtsjahre erfahren wir sowenig wie das ihrer Eltern, aber Lutze setzt sie um 1604 (Hans), 1606 (Jakob) und 1608 (Nicol) an. Das ist zwar nur eine auf Wahrscheinlichkeitsberechnung beruhende Vermutung, dürfte aber unge-

fähr das Richtige treffen. Denn da z. B. Hans d. j. Söhne, wie wir sahen, Hans Christoph 1632 und Hans Christian 1633 geboren waren, er selbst im Juli 1627 noch ledig war, so muß er zwischen 1628 und 1631 geheiratet haben. Tat er das im Alter von etwa 25 Jahren, so würde seine Geburt zwischen 1603 und 1606 zu setzen sein. Vielleicht dürfen wir daraus, daß er 1627 vor dem Konsistorium als Beklagter nicht allein, sondern mit seinem Vater erscheint, sogar schließen, daß er damals noch nicht mündig war. Ich habe übrigens, wie ich noch zeigen werde, Grund, nicht Hans, sondern Nicol für den ältesten der drei Brüder zu halten.

Wir sagten schon, daß Lutze als Urheimat von des Dichters Vorfahren nicht mehr das Dorf Berka, sondern Badra bezeichnen zu müssen glaubte. Wenn er das tat in der Annahme, daß Hans Göthe d. ä. von Berka aus sich sein Weib aus Badra holte, so irrte er allerdings; denn wir haben gezeigt, daß sie, Elsa geb. Schultze, aus Berka stammte. Aber wir werden bald auf anderem Wege von Berka weg und nicht nur nach Badra, sondern sogar über Badra hinweg zu einer anderen Ortschaft in der Nähe Sondershausens gelangen.

Lutze hat nämlich auch in Badra einen bis dahin ganz unbekannten Göthe mit Namen Claus aufgespürt. Der wird zuerst genannt 1594 und dann weiter 1612 als Vormund, in der Zwischenzeit mehrfach als Zeuge, 1613 als Heimbürge und 1617 bei einem Erbvergleich als geschworener Landmesser. 1620 erscheint Martha Göthe als seine Witwe. Er muß also gegen Ende 1619 gestorben sein; denn am 6. Oktober dieses Jahres erscheint er noch als Antragsteller bei Errichtung eines Testaments. Wenn Lutze auf seiner Tafel 1620 als Marthas Todesjahr bezeichnet, so ist das ein Irrtum; in diesem Jahre erscheint sie eben nur als Witwe; ihr Todesjahr kennen wir nicht. Auch beider Tochter Katharina wird genannt. Sie heiratet 1602 den Weiß- oder Heimbäcker Abraham Müller in Sondershausen, schenkt ihm (nach dem dortigen Kirchenbuche) 1603 eine Tochter, die aber schon im nächsten Jahre stirbt, und stirbt selbst 1611 am 12. März.

Es fragt sich nun, wie dieser Claus Göthe in Badra mit Hans d. ä. in Berka verwandt war; denn daß er es war, darf man bei den großväterlichen Beziehungen von des letzteren Söhnen zu Badra, und da ein andrer Göthe dort nicht bekannt ist, doch wohl mit Sicherheit annehmen. Lutze äußert zwar keine ganz bestimmte Ansicht, neigt aber zu der, daß Claus der Bruder von Hans d. ä. gewesen sei. Bei Erwägung aller Umstände werden wir in ihm aber dessen Vater sehen müssen. Dazu zwingt meines Erachtens vor allem der Streit von Hans' Söhnen um das „großväterliche" Erbe in Badra. Nicol klagte 1653 gegen seine Brüder, daß sie ihm seinen Anteil daran sowie vom mütterlichen Nachlaß in Berka vorenthalten hätten. Da Lutzes Ansicht, Hans d. ä. habe sich sein Weib aus Badra geholt, hinfällig ist, konnte es doch nur von einem Großvater väterlicher-

seits, also von einem Göthe herrühren. Dazu zwingt weiter der Umstand, daß Hans Göthes d. ä. Mutter in Badra ansässig war. Das ergibt sich aus jenem Prozesse, den seine Witwe Elsa 1630 wegen einer Hypothekenschuld gegen Christoph Erfurth in Badra führte. Darin erklärte sie, daß ihre Schwiegermutter das von jenem verpfändete Land unter ihrem Pfluge gehabt und ihr kurz vor ihrem Tode übergeben habe. Dazu kommt, daß eine Wahrscheinlichkeitsberechnung zwischen Hans und Claus immerhin einen Altersunterschied von 25 bis 30 Jahren ergibt. Denn Katharina, die Tochter des Claus, heiratete bereits 1602, als Hansens, wie Lutze annimmt, ältester Sohn, dessen Geburt er mit gutem Grunde um 1604 ansetzt, wahrscheinlich noch gar nicht geboren war. Nehmen wir nun an, daß Katharina bei ihrer Verheiratung etwa 20 bis 25 Jahr alt, ihr Vater Claus bei der seinigen gleichfalls 25 bis 30 Jahr alt war, so kann er zwischen 1540 und 50 geboren, also recht gut Hansens d. ä. Vater gewesen sein. Alsdann wäre also unter Elsa Göthes vorhin erwähnter Schwiegermutter niemand anderes zu verstehen als des Claus Witwe Martha, die demnach vor 1630 gestorben sein muß. Für mich unterliegt es nach alledem keinem Zweifel, daß Claus und Martha Göthe in Badra Vater und Mutter von Hans d. ä. waren. Dann möchte ich aber, da es üblich war, den Namen des Vaters auf den Erstgeborenen zu vererben, in Nicol den ältesten von Hansen d. ä. Söhnen sehen. Da das Badraer Kirchenbuch leider nur bis 1690 zurückreicht, lassen sich dort kirchliche Nachrichten nicht finden. Es nennt und kennt überhaupt keinen Göthe. Die Familie muß in Badra also wohl mit Claus und seiner Ehefrau ausgestorben sein, pflanzte sich aber durch ihren Sohn Hans d. ä., der von Badra aus nach Berka heiratete, dort fort.

Sind wir nun in Lutzes Geleit auf der Suche nach des Dichters Urahnen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts und nach Badra vorgedrungen, so glückte es mir, eine neue Fährte aufzufinden, die uns ein weiteres Menschenalter zurück und von Badra nach Hohenebra führt, das etwa 2 Stunden südlich von Sondershausen an der Bahnlinie nach Erfurt liegt.

Zunächst stieß ich auf einen weiteren Hans Göthe in Holzengel, zwischen Greußen und Sondershausen gelegen. Der klagt am 18. April 1618 vor der Sondershäuser Kanzlei wegen einer Schuldsumme gegen einen Jakob Güttel zu Trebra. Etwas Näheres über ihn aufzuspüren vermochte ich um so weniger, als die kirchlichen Aufzeichnungen in Holzengel erst 1754 einsetzen. Daß dieser Göthe aber mit den Familien in Badra und Berka verwandt gewesen, legt schon der Vorname nahe, der freilich zugleich verbietet, ihn für einen Bruder Hansens d. ä. zu halten. Er könnte aber dessen Onkel und ein Bruder von Claus gewesen sein. Und dann tauchte neben diesem noch ein anderer Hans Göthe in Hohenebra auf. Die Vor=

mundschaftsprotokolle von 1603/42, in denen wir schon die Bekanntschaft mit Hansens d. ä. Weib Elsa machten, berichten, daß am 18. Februar 1604 Margaretha, Hans Göthes zu Hohenebra Tochter, Heinrich Erfurths Witwe, weil sie von ihrem Bruder noch etwas zu fordern hat, einen Hans Zuckefeld zum „kriegischen" Vormund erhält, und noch am 18. Mai desselben Jahres verlangt ihr Sohn Christoph für seine Mutter Margaretha Erfurth zu Badra, weil sie „alt und unvermöglich" ist, zwei andere Vormünder; Zuckefeld war inzwischen jedenfalls gestorben. Diese Margarethe Erfurth in Badra war also die Tochter eines Hans Göthe in Hohenebra und hatte in Badra Forderungen an ihren Bruder, also auch einen Göthe. Wir haben uns nun die Frage zu beantworten: Wer war der Bruder von Hans Göthes in Hohenebra Tochter Margaretha Erfurth zu Badra? Das kann nur Claus gewesen sein, der einzige Göthe, den Badra kennt. Dann war also ihr Vater Hans in Hohenebra auch der Vater von Claus in Badra und, wenn unsere Annahme richtig ist, daß dieser der Vater von Hans d. ä. in Berka gewesen, der Großvater des letzteren. Da seine Tochter, die Witwe Margaretha Erfurth 1604 bereits als „alt und unvermöglich" bezeichnet wird, so dürfen wir ihr in diesem Jahre gewiß ein Alter von etwa 70 Jahren geben. Dann wäre sie zwischen 1530 und 40 und ihr Vater Hans in Hohenebra selbst um 1500 geboren. Der oben erwähnte, sicher zur Verwandtschaft gehörende Hans Göthe in Holzengel kann, wie gesagt, recht gut ein (des Namens wegen) älterer Bruder von Claus, also wie dieser ein Sohn von Hans Göthe in Hohenebra gewesen sein. Über diesen irgend weitere Kunde aufzufinden ist mir, bis jetzt wenigstens, nicht gelungen. Auch das Kirchenbuch von Hohenebra versagte; es setzt erst 1724 ein und auch die dortigen Kirchenrechnungen gehen nur bis 1638 zurück.

Hier also, an der Schwelle des 16. Jahrhunderts, muß auch ich haltmachen. Dahinter liegt vorläufig noch ein dichter undurchdringlicher Schleier. Ob es gelingen wird, auch ihn zu lüften, an der Hand weiterer glücklicher Funde auch in das Dunkel des 15. Jahrhunderts hineinzuleuchten und die Wurzeln des Goetheschen Stammbaums noch weiter bloßzulegen — ich wage es kaum zu hoffen. Aber in diesem Hans Göthe haben wir nunmehr bis auf weiteres den frühesten bestimmbaren Urahnen und in dem Schwarzburg-Sondershausenschen Orte Hohenebra die Urheimat unseres Dichters zu erkennen, dessen Ahnenreihe damit bis ins achte Glied festgelegt ist.

# Gustav von Loeper

## Zu seinem 100. Geburtstag (27. Sept. 1922)

Von Amélie Deventer v. Kunow (Weimar)

Gustav von Loeper, der bekannte Goethe-Forscher, entstammte dem Hause Wedderwill-Stramehl in Pommern. Schon als Jüngling begeistert für Goethe, hat er durch Jahrzehnte sich (neben seiner Staatslaufbahn bis zum Wirkl. Geh. Rat im Königl. Preuß. Hausministerium) ganz dem Goethe-Studium gewidmet. Unter seiner Leitung erschien die Neuauflage der Gesamtausgabe von Goethes Werken, die nach ihrem Verleger die „Hempelsche Ausgabe" benannt ist. In Band 4/5 (1872) 'Westöstlicher Divan', Band 12/13 (1869 und 79) 'Faust', Band 19 (1870) die 'Sprüche in Prosa', ferner vor allem in Band 20/23 (1874/77) 'Dichtung und Wahrheit' bezeugen Loepers Erläuterungen seine reiche, fruchttragende Goethe-Forschung. Er wurde auch im Jahre 1885 der Anreger und Mitbildner der „Goethe-Gesellschaft" zu Weimar.

Von wahrem, ernstem Charakter war Loeper ein Tiefschürfer in Goethes Gedankenwelt; auch war es ihm vergönnt, Goethes erkenntnistheoretische Grundlagen in seinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Werken zu verfolgen.

Den Dichter erfaßte er mit der vollen Begeisterung seiner feinen künstlerischen Seele. Überdies besonders für Musik begabt, war er in hohem Grade empfänglich für die rhythmischen Harmonien der Sprache und Dichtkunst.

Aus Loepers schriftlichem Nachlaß: 'Vorarbeiten, Collectaneen', die sich als Vermächtnis an die Goethe-Gesellschaft im Goethe- und Schiller-Archiv befinden, sei hier nur ein Satz wiedergegeben, der uns zum Teil Goethe in Loepers Spiegel erschauen läßt: „Goethe war keine komplizierte Natur, und seine Kunst und Poesie nichts Abstraktes, sondern persönlich Gewordenes. Sein Idealismus steht in Übereinstimmung mit der wirklichen Welt, wodurch er erwärmend, befriedigend und befreiend wirkt." Diese wenigen Worte aus Loepers Gedankenwelt bekunden, wie diese ganz von Goethes Ideen durchtränkt war, wie er in ihm lebte.

Auch seine letzten, wenige Jahre vor seinem Tode ausgeführten Arbeiten galten dem großen Dichter. Nachdem die Großherzogin Sophie von Sachsen=Weimar Erbin von Goethes umfangreichem schriftlichen Nachlaß geworden war, berief sie Loeper als ihren ersten Berater zum Ordnen desselben und zum Entwerfen des Planes für das zu errichtende Goethe=Archiv.

Der imposante Bau des Goethe= und Schiller=Archivs erhebt sich auf hoher Terrasse über der Ilm in Weimar in der Nähe des Großherzoglichen Schlosses als ein bleibendes Denkmal der edlen Fürstin. Wer sich der Gründerin dieser geistigen Sammel= und Arbeits=Stätte dankend erinnert, wird auch an ihren ersten Mitarbeiter bei diesem Werke, an Gustav von Loeper gedenken.

Die von der Großherzogin ins Leben gerufene Muster=Ausgabe von Goethes Werken, die „Sophien=Ausgabe", sollte mit einer eingehenden Biographie Goethes abschließen. Die Arbeit war Loeper übertragen worden; leider versagte ihm der Tod, dieses mit größter Liebe und innigstem Anteil vorbereitete Werk auszuführen.

Mitteilungen

aus dem

Goethe- und Schiller-Archiv

# Brief Goethes an Madame de Staël

Herausgegeben von Julius Wahle (Weimar)

Surement Vous aves senti, Madame, a notre derniere entrevue que le Moi absolu de Votre ami etoit entierement offusqué par le Moi empirique. Depuis ce temps j'ai passé un jour au lit, apresant je me porte un peu mieux; mais je connois trop la marche de mes indispositions, pour oser en brouiller les epoques surtout dans ce moment ou j'ai besoin de toute ma tete, du moins quelques heures du jour. Excuses moi donc Madame si je Vous prie de me dispenser du soupé que Vous nous aves gracieusement offert. C'est justement le soir que je ne suis bon a rien, comme je l'ai eprouvé hier vis a vis de l'exellent Wolf qui lui seul faisoit les frais de la conversation. Prolonges de grace mon congè encore de quelques jours et j'espere de pouvoir me remettre tellement pour ne pas me sentir hebeté dans la societé la plus interessante. A cette jeremiade je joins mille souhaits pour Votre contentement.

ce 5. Janv. 1804. Goethe

Bisher waren 3 Briefe Goethes an Mad. de Staël bekannt: einer aus dem Dezember 1803, dessen Concept im Goethe- und Schiller-Archiv, dessen Originalhandschrift in der Bodleiana in Oxford sich befindet, ein zweiter aus demselben Monat, dessen Concept gleichfalls das Goethe- und Schiller-Archiv bewahrt (Br. 16, 381 f. und 383 f.) und ein dritter, wahrscheinlich aus Mitte Januar 1804 (Br. 30, 80). Dazu kommt nun der vorliegende Brief (eigenhändige Niederschrift), der aus holländischem Besitz stammend durch Schenkung in das Goethe- und Schiller-Archiv gekommen ist. Zu seiner Erläuterung bedarf es nur eines Hinweises auf Goethes Tagebucheinzeichnungen vom 3., 4. und 5. Januar 1804. Den 3. verbrachte Goethe im Bett, den 4. auf seinem Wohnzimmer, wo ihn Friedrich August Wolf, der seit dem 28. Dezember in Weimar weilte, besuchte, und ebenso auch den 5. Januar. Erst am 23. verzeichnet das Tagebuch wieder einen Besuch von Frau v. Staël bei Goethe. Das Goethe-Jahrbuch 5, 118 als Nr. 127 gedruckte Billet von Frau v. Staël dürfte nach dem Ausdruck „dans l'empyrisme ou dans l'absolu" eine Antwort auf Goethes Brief sein.

# Briefe von Karl Streckfuß an Goethe

Herausgegeben von Julius Wahle (Weimar)

Das Dante-Jubiläumsjahr hat, indem es die Erinnerung an das wachgerufen, was in Deutschland zur Verbreitung von Dantes Ruhm und zur Erkenntnis seiner Eigenart geleistet worden, den verblaßten Namen von Karl Streckfuß (1779/1844) wieder ins Licht gerückt. Zwar seine poetischen Werke (Gedichte, Erzählungen, Dramen) werden in der Vergessenheit bleiben, der sie längst anheimgefallen sind, aber als Übersetzer der großen epischen Werke der italienischen Literatur, des 'Rasenden Roland' von Ariost, des 'Befreiten Jerusalems' von Tasso, ganz besonders aber der 'Göttlichen Komödie' von Dante wird er weiter leben. Die Dante-Übersetzung, in den Jahren 1824/26 erschienen, darf sich eines doppelten Ruhmes erfreuen: sie ist, neben der von Kannegießer (1809/21), die erste vollständige Übersetzung, die die metrische Form des Originals genau wiedergibt und so die ungeheuren Schwierigkeiten, die diese dem Deutschen so fremdartige Strophenform der Terzine birgt, völlig überwunden hat — A. W. Schlegel hatte in seinen ungefähr 30 Jahre zurückliegenden Proben einer Dante-Übersetzung sich diese Schwierigkeit durch Verzicht auf den Innenreim erleichtert —, und ferner darf sie den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, Goethe wieder zu Dante hingeführt und ihn schöpferisch angeregt zu haben. Emil Sulger-Gebing gibt in seinem Buche 'Goethe und Dante' (Berlin 1907) darüber erschöpfenden Aufschluß. Auch die Anwendung der Terzinenform in den Versen auf Schillers Schädel („Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute") und im Faust-Monolog am Anfang des 2. Teils („Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig") — beide 1826 gedichtet — geht unmittelbar auf die durch Streckfuß' Übersetzung gegebene Anregung zurück. Da eine persönliche Annäherung an Goethe, die Streckfuß 1811 durch Übersendung seiner Gedichte versucht hatte, erfolglos geblieben war, wagte er sich, als er 1811 mit Goethe zur selben Zeit in Teplitz weilte, an den Dichter nicht heran. Er schreibt darüber am 10. August dieses Jahres an Karoline Pichler (ungedruckt): „Einer meiner ersten Gänge war, Beethoven aufzusuchen, dessen Bekanntschaft ich in Wien gemacht hatte. Er war bereits abgereist. Mich Göthe vorzustellen fand ich Bedenken. Ich weis recht gut, wie ich als Dichter neben ihm stehe, aber ich darf verlangen, daß jeder, wer es auch sey, in mir den Menschen, den Charakter achte. Dazu soll nun Göthe nicht geneigt seyn und diejenigen, die sich ihm darstellen, gar oft mit herabwürdigendem Stolze behandeln. So will ich mich denn an den großen Dichter halten und alle Ansprüche an den Menschen aufgeben." Streckfuß erfuhr später an sich selbst, wie wenig Berechtigung dieser dem Dichter gemachte schwere Vorwurf habe. Eine erfolgreiche Anknüpfung führte Zelter im Februar 1824 herbei; und indem Streckfuß im Juli dieses Jahres den eben erschienenen ersten Teil seiner Dante-Übersetzung: 'Die Hölle' an Goethe schickte, leitete er das Verhältnis in diejenige Richtung, in der es für beide Teile schöpferischen Wert erlangen konnte und dauernden Bestand ihrer Beziehungen gewährleistete. Streckfuß trat Goethe gerade in einer Zeit

nahe, als dieser durch seine weitgespannten Ideen zu einer sich bildenden Weltliteratur auf eine geistige Vermittelung zwischen den Nationen und eine wechselseitige Anerkennung ihrer Leistungen hinleitete. Zu solchem Dienste war ihm der Kenner der italienischen Sprache und Literatur hoch willkommen, und gleich die Anfangsworte seines ersten Briefes an Streckfuß vom 27. Januar 1827 schlagen diesen Gedanken als Leitmotiv ihrer Beziehungen an: „Ich bin überzeugt, daß eine Weltliteratur sich bilde, daß alle Nationen dazu geneigt sind und deshalb freundliche Schritte tun. Der Deutsche kann und soll hier am meisten wirken, er wird eine schöne Rolle bey diesem großen Zusammentreten zu spielen haben.“ Die hier abgedruckten Briefe von Streckfuß, die durch sechs Briefe Goethes (deren Konzepte im Goethe- und Schiller-Archiv, deren Originale von Streckfuß' Nachkommen aufbewahrt werden) ihre Ergänzung finden, sind Zeugnisse dieser auf ein hohes Ziel gerichteten Bestrebungen.

## 1.

Hochwohlgeborner Höchstzuverehrender Herr geheimer Rath.

Bey heiterm Bewußtseyn glaubt man gern, daß derjenige, der die Tiefe unseres Gemüthes ergründete, es gut mit uns meinen, freundlichen Antheil an uns nehmen müsse.

Indem ich die Werke Ew. Excellenz las, und wieder las, schien mirs oft, als hätte mein Herz, mit seinen Kräften und Schwächen, faltenlos vor Ihren Blicken gelegen, und obwohl ich mit Selbstbewußtseyn zu leben bestrebt bin, so wurde mir doch durch Sie erst vieles klar, was bis dahin in meinem Innern verborgen geblieben war.

Freylich mußte, indem Sie mit Ihrem mächtigen Geiste die Welt umfaßten, auch meine Individualität mit darunter begriffen seyn. Aber man bezieht so gern das Allgemeinste aufs Besondere, vor allem auf sich selbst. Verzeihlich und menschlich dürfte es daher erscheinen, daß jene Wahrnehmung mich stolz genug machte, zu glauben, daß Sie, wenn Sie mich kennten, nicht ohne Theilnahme an mir vorbeygehen würden.

Dieser Glaube, und das Bedürfniß, Ihnen dankbar zuzurufen, wie mächtig Sie auf meine Ansichten, meine Bildung, mein ganzes Leben einwirkten, giebt mir den Muth, mich Ihnen in beygehendem Buche[1]), dem treusten Spiegel meiner Individualität, als Mensch und Dichter vorzustellen. Möchte es mit einem freundlichen Blicke empfangen, mit einem freundlichern, und nicht für immer, verabschie-

[1]) 'Gedichte' von Karl Streckfuß, Leipzig 1811 (in Goethes Bibliothek noch vorhanden). Auf diese erste Anknüpfung scheint von Goethes Seite nichts erfolgt zu sein. Im Februar 1824 übersandte Zelter durch Ottilie im Auftrage von Streckfuß, der als Tenor in Zelters Singakademie mitwirkte, dessen hexametrisches Gedicht 'Ruth' in 4 Gesängen, erschienen im 'Berliner Taschenbuch' für 1824, an Goethe (in Goethes Bibliothek nicht mehr vorhanden), worauf dieser an Zelter schrieb (8. März 1824): „Vor allen Dingen bitt' ich dich nun, Herrn Streckfuß zu grüßen; ich bin seinem dichterischen und sonstigen literarischen Gange immer mit Hochschätzung gefolgt, wenn ich ihm schon auf Brief und Sendung früher nicht antwortete.“

det werden. Gänzliche Nichtachtung würde, wohl meine Hoffnung, einst noch ein bedeutenderes Ziel zu erstreben, nicht aber die warme und innige Verehrung mindern, mit welcher ich mich nenne

Ew. Excellenz

Zeitz gehorsamsten
am 27sten May 1811. Karl Streckfuß.

2.

Ew. Exzellenz

haben Sich durch das mir übersandte mit den Zügen Ihrer verehrten theuren Hand geschmückte Buch [2]) bey mir, und wenn die Gesinnungen meiner Kinder und Kindeskinder den meinigen gleichen, bey diesen, ein Denkmal errichtet, welches immer als ein Heiligthum bewahrt und bewacht werden wird. In diesem Beweise Ihrer freundlichen Teilnahme an meinen Bestrebungen und in dem gegen Zelter ausgesprochenen Urtheile über selbige, habe ich den schönsten Lohn dafür erhalten und die Überzeugung, daß das von Ihnen Gebilligte in seiner Art etwas Gutes und Tüchtiges seyn müsse. Diese Überzeugung, oft erregt und oft wankend gemacht durch die sich widersprechenden öffentlichen Stimmen, hat erst durch Sie Festigkeit gewonnen und ich darf nun mit Befriedigung auf meine literarische Laufbahn zurücksehn, da sie mich zum Ziele Ihrer Theilnahme geführt hat. Empfangen Sie meinen besten und innigsten Dank für das, was Sie mir hierdurch, für mich allein, gegeben haben und geworden sind. Für das, was Sie mir, als Mitgliede der Nazion, gegeben und geworden, für Ihren Einfluß auf meine Bildung und Gesinnung, danke Ihnen das Bewußtseyn einer eben so mächtigen als seegenreichen Einwirkung auf Ihr Zeitalter und die allgemeine Verehrung, die sich mehr, als für irgend einen Mann der Nazion, überall laut und liebevoll ausspricht. Möge Ihnen der heutige Tag, der als Nazionalfest gefeyert wird, oft in ungetrübter Heiterkeit wiederkehren.

Die große und schwierige Arbeit der Dante-Übersetzung [3]) ist, nach

---

[2]) Durch Zelters Vermittlung schickte Goethe am 12. August 1826 (Briefe 41, 120) an Streckfuß Manzonis Tragödie 'Adelchi' (erschienen 1822); in das Exemplar hatte er die (eine Stelle in Dantes 'Inferno', Canto XI 98 ff., frei benutzenden) Verse „Von Gott" dem Vater stammt Natur" eingetragen. Der Band ist noch im Besitz der Familie in Berlin. In dem auf dem Vorsatzblatt niedergeschriebenen Gedicht heißt es in Vers 3: „Ein treues Werben", was hier als Nachtrag zur Weimarer Ausgabe: Werke 5 II, 166 vermerkt sei. Dem Brief an Zelter war ein rühmendes Urteil über Streckfuß' Dante-Übersetzung angehängt: Goethe bewunderte „die Leichtigkeit, mit der sie sich in dem bedingten Silbenmaß bewegte", und als er sich einige Stellen nach seiner Weise „deutlicher und gelenker" machen wollte, fand er, „daß schon genug getan sei und niemand mit Nutzen an dieser Arbeit mäkeln würde".

[3]) Der 1. Teil der Übersetzung war 1824, der 2. 1825 erschienen, der 3. erschien 1826. Alle 3 Teile sind in Goethes Bibliothek vorhanden; der erste trägt

einer dreyjährigen Beschäftigung, welche fast täglich jede Stunde der Erholung von den Mühen eines nicht unwichtigen Lebensberufes ausgefüllt hat, beendigt. Ich erwarte in einigen Wochen den vollständigen Abdruck des dritten Theils, und habe meinen Verleger angewiesen, Ew. Exzellenz diesen und den zweiten Theil unmittelbar von Halle aus zu übersenden. Bey der ganzen Arbeit bin ich dem Grundsatze gefolgt, daß eine poetische Übersetzung nur dann eine gute sey, wenn sie auch selbstständig für sich etwas gelte — daß aber dies nur dann erreicht werden könne, wenn der Übersetzer sein Original in Geist und Gemüth aufnehme, und dann so, wie Geist und Gemüth ihn antreibt, es wiedergebe, als ob er eine Originaldichtung erschaffen wolle. Nur dann wird sich die Form dem Stoffe von selbst anpassen und beide werden sich gegenseitig durchdringen. Eine Kritische Übersetzung, wie sie, nach Ihrer Bemerkung in Wahrheit und Dichtung [4]), zuweilen die Gelehrten zu ihrer gegenseitigen Unterhaltung machen, wird immer ein Werk der Manier, folglich bey aller erzwungenen Treue im Einzelnen im Ganzen untreu werden, da eine schöne Originaldichtung immer von Manier frey seyn wird.

In diesem Sinne werde ich die Übersetzung des Trauerspiels Adelchi unternehmen, dessen großartige Einfachheit mich lebendig angesprochen hat. In den Dialogen wird sich anschmiegende Treue im Einzelnen mit jener freieren und lebendigeren Behandlung von innen heraus wohl vereinigen lassen. Wie aber der schwierige Chor [5]) zu behandeln seyn wird, um in der Übersetzung einen Eindruck hervorzubringen, der dem des Originals ähnlich sey, darüber bin ich mit mir selbst noch im Streite. Doch Ew. Exzellenz haben es angedeutet, daß ich die Übersetzung unternehmen möge [6]), und so muß der Versuch gewagt werden.

Hätte ich ahnen können, daß Sie an mir einigen freundlichen Theil nehmen, so würde ich einen vierwöchentlichen Aufenthalt in

---

die handschriftliche Widmung: „Sr. Exzellenz dem Herrn Staats-Minister von Göthe ehrfurchtsvoll überreicht vom Übersetzer. Berlin den 7. Jul. 1824."

[4]) In 'Dichtung und Wahrheit' Buch 11 (Werke 28, 74) sagt Goethe gelegentlich einer Betrachtung über Bibel-Übersetzungen: „Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Übertragung immer die beste. Jene kritischen Übersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten untereinander."

[5]) Das Trauerspiel enthält zwei große Chöre, einen Chor der geschlagenen langobardischen Krieger am Schlusse des 3. Aktes und einen elegischen Chor langobardischer Frauen im 4. Akt; von beiden gibt Goethe in dem Aufsatz 'Teilnahme Goethes an Manzoni' (Werke 42 I, 174 ff.) eine Analyse, die eine weitere Ausführung der Andeutungen, die in der für Streckfuß bestimmten Beilage zum Brief an Zelter vom 9. September 1826 enthalten sind, darstellt ('Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter', herausg. von Max Hecker, Leipzig, Insel-Verlag, 2, 461).

[6]) Goethe an Zelter 12. August 1826 gelegentlich der Übersendung von 'Adelchi' für Streckfuß: „reizt es ihn zur Übersetzung, so wird er dem deutschen Jambus einen gleichen Dienst leisten wie dem Trimeter."

meiner Vaterstadt Zeitz[7]) im vorigen Monate und am Anfange des jetzigen benutzt haben, um einen Ausflug nach Weimar zu machen, mich Ihnen persönlich vorzustellen, und die ehrwürdigen Züge des Mannes, dessen Geist mir von Jugend an ein treuer uud geliebter Lehrer und Führer war, mir einzuprägen. Aber erst nach meiner Zurückkunft erhielt ich das erste unschätzbare Zeichen Ihrer Theilnahme und durch dasselbe die Überzeugung, daß ich den lange gehegten Wunsch, Sie zu sehn, ohne Zudringlichkeit befriedigen könne. Hoffentlich erlaubt mir mein Amtsverhältniß im nächsten Jahre wieder eine Erholungsreise, deren schönes Ziel unfehlbar Weimar seyn wird.

Möge der Himmel seine schönsten Seegnungen auf Ihr theures Haupt ausschütten.

Berlin den 28. Aug. 1826. Karl Streckfuß.

3.

Das von Ew. Exzellenz mir verehrte Andenken hat mir, auch nachdem meine Freude über den Werth, den es als Ihre Gabe hat, ruhiger Betrachtung Raum gegeben, so viele ausgezeichnete Schönheiten dargeboten, daß ich meine geschäftsfreyen Stunden während dieses Winters ausschließlich dem Versuche gewidmet habe, das Werk meinen der Ursprache nicht kundigen Landsleuten durch eine Übersetzung zugänglich zu machen. Die Güte, welche Sie mir, und das Interesse, welches Sie dem Dichter bewiesen haben, wird mich entschuldigen, wenn ich Ihnen anliegend zwey hier erschienene Tageblätter übersende[8]), in welche ich auf die Bitte der mir bekannten Redaktoren Bruchstücke von meiner Arbeit habe einrücken lassen. Möchte sie zu Ihrer Zufriedenheit und des Dichters würdig ausgefallen seyn. Ein Wort des Beyfalls würde mich sehr glücklich machen; eine Zurechtweisung meinen höchsten Dank verdienen.

Den zweiten Chor habe ich nicht ganz im Versmaaße des Originals übersetzen können. Der daktylischen Worte, welche zum Ausgange der Verse gebraucht werden können, sind so wenige, und diese wenigen größtentheils Adjektiven und Participien, daß ich fürchtete, bey dem Gebrauche durch Zwang und Eintönigkeit den lyrischen Hauch, der über die Dichtung weht, gänzlich abzustreifen. Die sehr kurzen Verse selbst vermehrten die Schwierigkeit und oft machte eine Sylbe, die sich nicht einfügen lassen wollte, jeden Versuch scheitern. Ich habe daher statt der gleitenden Endworte weibliche und das weiche

[7]) Nach Goedeke² 7, 792, nach der Allg. Deutschen Biographie 36, 560 sowie nach dem von einem Nachkommen von Streckfuß durchgesehenen biographischen Abriß in Zeitlers 'Goethe-Handbuch' 3, 382 ist Streckfuß in Gera geboren, in Zeitz aufs Gymnasium gegangen.

[8]) Die Blätter haben sich in Goethes Nachlaß nicht erhalten.

trochäische Versmaaß gewählt, und erlaube mir, Ihrer Beurtheilung einige Strophen zu unterwerfen:

5. Ach, in schlaflos trüben Nächten
In der öden Klosterzelle,
Bey der Jungfraun Bußgesange
Und von der Altäre Schwelle
Wandt' ihr Sinn sich zu der schönen
Rettunglos verlornen Zeit,

6. Als sie noch geehrt, nicht ahnend
Ihres künft'gen Looses Tücken,
Fränkschen Strandes muntre Lüfte
Trunken sog und voll Entzücken,
Und in lichtem Glanz hervortrat
Zu der Salierinnen Neid;

7. Als von luft'gen Höhn, mit Perlen
Reich das blonde Haar durchwoben,
Sie zu grünen Au'n hinunter
Sah das Jagdgewimmel toben,
Vorgebeugt auf schlaffen Zügel
Den schönlockigen Gemahl;

8. Hinter ihm das Wuthgestampfe
Seiner schaumbedeckten Rosse;
Doggen keichend, sich zerstreuend,
Kehrend zu dem Jägertrosse,
Und hervor den Eber brechend
Struppicht wild von Angst und [Quaal.

Dunkel ist mir im ganzen Buche nur eine Stelle geblieben. Wer ist in der letzten Rede des Adelgis der Lehnmann des Königs der Könige, der den Adelgis verrathen hat? Sollte nicht vielleicht ein Druckfehler stattfinden, und es un mio Fedel heißen müssen? Matt würde dann die Stelle seyn und kaum ein würdiger Schluß des kräftigen Ganzen. Aber bey dem tuo Fedel vermag ich mir nichts Klares zu denken, da man weder auf Karl noch auf Desider, die als irdische Könige Vasallen des Königs der Könige genannt werden könnten, die Stelle beziehen kann, weil keiner von beiden den Adelgis verrathen hat.[9])

Meine Arbeit eilt ihrem Schlusse zu. Ob sie ihren Zweck, das edle Werk Manzoni's zu einem geschätzten Eigenthume des deutschen Volkes zu machen, erreichen werde, möge die Zukunft lehren. Wäre sie in sich selbst dazu geeignet, so würde ein kurzes Vorwort von Göthe: Über Manzoni's Art und Kunst — meinem Büchlein vorgedruckt [10]), die Erreichung seines Zieles vollständig sichern. Doch wie sollte ich es wagen, darum zu bitten?

---

[9]) Im Original (letzter Auftritt) lautet die Stelle: „O Re dei re, tradito Da un tuo Fedel, dagli altri abbandonato. Vengo alla pace tua, l'anima stanca Accogli." Goethe erklärt diese Verse folgendermaßen: „O! König der Könige! (Jesus Christus) Verraten von einem Treuen (Jünger Judas Ischariοth) Von andern verlassen (Petrus pp.) Zu deinem Frieden (der Seligkeit). Das Wort fedel steht hier wie in dem übrigen Stücke für: Lehnsmann, durch Pflicht und nicht gerade durch Gesinnung verbunden" (an Streckfuß 27. Januar 1827). Auf Grund dieser Deutung übersetzt Streckfuß: „O Herr der Herrn, Verraten du von einem deiner Jünger, Verlassen von den anderen, ich komme Zu deinem Frieden."

[10]) Ist nicht geschehen. Doch hat Goethe für die im selben Jahre bei Frommann in Jena erschienenen 'Opere poetiche di Alessandro Manzoni' zum Teil aus den in 'Kunst und Altertum' bereits erschienenen Aufsätzen über die beiden Dramen Manzonis und seine Gedichte eine Einleitung verfaßt 'Teilnahme Goethes an Manzoni' (Werke 42 I, 135 ff.). Ein Exemplar dieser Ausgabe schickte Goethe durch Zelter (22. April 1827) an Streckfuß, „dessen Übersetzung gewiß auch durch diese Ausgabe gefördert wird".

Diesen Brief nochmals durchlesend, finde ich, daß ich nicht blos in der letztern Äußerung, sondern in seinem ganzen Inhalte mich weit sorgloser habe gehn lassen, als es mir Ew. Exzellenz gegenüber, ziemen dürfte. Doch das edle Bild des Greises, den ich von Jugend auf als eine höhere und doch so freundliche Erscheinung liebte und ehrte, schwebt, indem ich Ihnen schreibe, meinem Geiste vor, und so verzeihe ich mir selbst, daß ich mich, obwohl ich selbst schon fast ein halbes Jahrhundert durchlebt, mich dennoch jugendlich, ja kindlich vertrauend hingebe. Mögen auch Sie mir verzeihen.

Berlin den 20. Januar 1827. Streckfuß.

4.

Ew. Exzellenz

haben mich durch Ihr gütiges Schreiben [11]) sehr glücklich gemacht. Wer Rom, das von unserer Kindheit an durch alles, was wir von dieser Stadt vernommen und in uns aufgenommen haben, so vieles in uns ausgebildet, nun zum ersten Male mit den leiblichen Augen von fern erblickt, der mag ungefähr den Eindruck empfangen, den ich fühle, da ich mich von Ihnen einer unmittelbaren freundlichen Berührung gewürdigt finde. Sollte ich noch so glücklich seyn, Sie selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und den Ton der Stimme zu hören, deren geistiger Nachhall mir so viel gegeben, dann wird mir zu Muthe seyn, als ob ich eben durch das Thor der Weltstadt einzöge.

Was Sie mir über die Bearbeitung des Adelgis ausgesprochen und angedeutet [12]), habe ich bey der Durchsicht des nun fertigen Manuscripts treu und dankbar benutzt, und manches darnach abgeändert, auch mit Vergnügen gefunden, daß ich — ich bekenne es, weniger aus klarem Bewußtseyn, als aus richtigem Instinkt — an vielen und bedeutungsvollen Stellen jenes Enjambiren durch die Stellung der Bey- und Hauptwörter am Ende und Anfange der Verse schon früher beobachtet hatte. Die Stelle am Schlusse, auf deren Deutung ich, verführt durch das Wort Fedele [13]) nicht gefallen

[11]) Brief vom 27. Januar.

[12]) In der Beilage zum Brief an Zelter vom 9. Sept. 1826 (vgl. Anm. 5) und im Brief an Streckfuß vom 27. Jan. 1827; in diesem führt Goethe aus: „In den Chören tun Sie sehr wohl sich nicht ängstlich an das Originalsylbenmaß zu halten; alles kommt an auf Hauptsinn, Wortstellung und Ton, diese dürfen wir nicht aus Augen und Ohren verlieren. ... Besonders ist zu beachten, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Enjambiren bewirkt wird ... Sie haben es oft beibehalten, aber wohlgetan auch hierauf nicht zu bestehen; unser deutsches Ohr und Wesen ist nicht dazu gemacht." Über das häufige Enjambement, das auch den Versen im 'Graf von Carmagnola' eigen ist, spricht Goethe auch in 'Teilnahme Goethe's an Manzoni' (Werke 42 I, 153).

[13]) s. Anm. 9.

war, ist mir durch Ihre Erläuterung ganz klar geworden. Eben so hat mich Ihre Bemerkung über den Alpenweg[14]) vollständig überzeugt und mir den Muth gegeben, die Reihe der dargestellten Erscheinungen durch die angegebene Veränderung, welche zu benutzen ich mich durch Ihre Zeilen für autorisiert halten durfte, zu ergänzen und die einzelnen zu einem naturgemäßen Ganzen zu verbinden.

Den Monolog des Swarto[15]) hat mir Zelter freundlich mitgetheilt. Es ziemt mir nicht, Göthen gegenüber, ihm über eine seiner Arbeiten etwas lobendes zu sagen. Aber das versteht sich wohl von selbst, daß ich, wenn ich es gegen Sie und gegen das Publikum hätte verantworten können, als meine Arbeit eine Arbeit Göthe's zu geben, die meinige weggestrichen und durch die Ihrige ersetzt haben würde. Da ich dazu nicht ermächtigt war, so habe ich wenigstens nach den darin enthaltenen Fingerzeigen versucht, meiner Übersetzung nachzuhelfen. Vielleicht ist es für den Meister, welcher ein Original würdigte, es zu kopiren, von einigem Interesse, zu sehn, wie ein von ihm freundlich ermunterter Schüler, welcher von der Anmaaßung, mit dem Meister wetteifern zu wollen, weit entfernt ist, dieselbe Aufgabe zu lösen versucht hat. In dieser Voraussetzung erlaube ich mir, meine Übersetzung Ew. Exzellenz in folgenden Zeilen vorzulegen:

Botschaft vom Franken! Irgend ein Ereigniß
Steht, wie's auch sey, bevor. Im Grund der Urne,
Bedeckt von tausend Nahmen liegt der Meine.
Bleibt ungeschüttelt das Gefäß, im Grunde
Ruht er für immer dann — ich sterbe dann

---

[14]) In der 3. Szene des 2. Aktes schildert der Diaconus Martinus, der Abgesandte des Papstes an den Frankenkönig Karl, seinen Marsch über die Alpen auf einem geheimen, den Langobarden unbekannten Engpaß, auf dem dann die von ihm geführten Truppen Karls das Gebirge überschreiten und den Langobarden in den Rücken fallen. Die beanstandete Stelle lautet im Original: „Di mura, insuperabili. — Cadeva Il terzo sol quando un gran monte io scersi, Che sovra gli altri ergea la fronte; ed era Tutto una verde china; e la sua vetta Coronata di piante. A quella parte Tosto il passo io rivolsi." Goethes Wirklichkeitssinn sträubte sich dagegen, daß über die Eisspitzen sich ein Berg erhebe, dessen Gipfel mit Pflanzen bewachsen sei. Er übersetzte die Stelle, indem er den anstößigen Satz „che sovra . . . fronte" wegließ und den Wanderer erst im Abstieg zu einem grünen Gebirgsrücken kommen läßt, folgendermaßen: „Unübersteigbar hebend. Mühsam half ich An ihrem Fuß mich hin, und nährte Hoffnung, In's Land herabzukommen. Fast schon sank die dritte Sonne, da erblickt' ich froh Den grünen, breiten Rücken des Gebirges Im Abend vor mir. Alsobald nun wandt' ich" (Briefe 42, 31). Streckfuß hat diese Übersetzung wörtlich aufgenommen.

[15]) Den Monolog hat Goethe schon im November 1825 übersetzt und in 'Teilnahme Goethes an Manzoni' drucken lassen (vgl. Werke 4, 332 f. und 5 II, 207 ff. sowie 42 I, 485 f.). An Streckfuß 27. Jan. 1827: „Zur Übung hatte ich den Monolog von Swarto sorgfältig übersetzt und da sich besonders diese Stelle zum Recitativ eignet, solche Zeltern mit Bitte sie mit Tönen zu begleiten gegeben; da er Ihnen wohl will und Sie gerne gefördert sieht, so regen Sie ihn an und lassen sich's vortragen." Zelter hat auch eine Musik, die die Deklamation begleiten sollte, komponiert.

In dieser meiner Dunkelheit und daß
Ich glüht', ihr zu entsteigen, niemand weiß es.
Nichts bin ich — Wenn in diesem Haus die Großen
Sich oft versammeln, Jene, welchen 's ziemt,
Gegner der Könige zu seyn, wenn ich
Durchschaun darf ihr Geheimniß, so geschieht's,
Nur weil ich nichts bin. Wer auch denkt an Swarto?
Wer späht, weß Tritt sich kehrt zu dieser Schwelle?
Wer haßt? Wer fürchtet mich? — O wenn die Kühnheit
Die Ehren gäbe! wenn im Voraus nicht
Das Glück geboten hätt'! und wenn das Schwert
Ein Reich erstreben könnt', ihr solltet sehn,
Hochmüth'ge Fürsten, wer von uns es hätte.
Und fiel's dem Klugen zu! Euch allen les' ich
Im Herzen, mein's ist euch versperrt. O welch
Erstaunen sollt' euch fassen, welcher Grimm,
Wenn ihr je einsäht, daß ein Wunsch allein
Mich an euch alle bindet, eine Hoffnung:
Dereinst euch gleich zu seyn. Mich abzufinden
Mit Gold, das glaubt ihr. Gold! man wirft's zu Füßen
Geringern hin, so will's das Glück — doch wehrlos
Demüthig, auszustrecken seine Hand,
Es aufzuraffen, Bettlern gleich —
Heil, Swarto.

Da ohne Ihre Güte das kleine Buch nicht entstanden wäre, so gehört es Ihnen als Eigenthum, und Ew. Exzellenz werden mir nicht verwehren wollen, dieses Eigenthumsrecht auch gegen Sie geltend zu machen, und die Worte: Göthe'n ehrerbietig, liebevoll und dankbar zugeeignet vom Übersetzer — dem Werklein vorauszuschicken.

Die historische Einleitung habe ich fast wörtlich übersetzt, den sehr schätzbaren discorso storico am Schlusse aber weggelassen. Die wenigsten Leser dürften eine so ausführliche Abhandlung über Geschichte, Sitten, Verfall der Langobarden erwarten und wünschen und für diese würde dadurch das Werkchen ohne Nutzen fast um die Hälfte vergrößert und vertheuert werden. Der Lombard Manzoni durfte unter seinen Landsleuten auf ein größeres Interesse rechnen als der deutsche Übersetzer. Indessen habe ich in einer Anmerkung über diese Weglassung Auskunft gegeben und auf das bey Frommann erscheinende Original[16]) hingewiesen, welches wohl jedenfalls diesen discorso mit enthalten wird. Sehr angenehm ist mirs, daß diese Ausgabe des Originals mit meiner Übersetzung zusammentrifft. Beyde werden hoffentlich sich gegenseitig fördern und vereinigt wirken, das Verdienst Manzoni's unter den Deutschen bekannter zu machen. Vielleicht versuche ich mich, wenn Adelgis gut aufgenommen wird, auch an dem Grafen von Carmagnola. Für das Wort: condottiere, das darin oft vorkommt, wird man wohl ein deutsches er-

---

[16]) In 'Opere poetiche di Alessandro Manzoni' (s. Anm. 10). Der discorso ist auch dort weggelassen.

finden müssen, da keins, das den Begriff bezeichnet, vorhanden, wenigstens keins mir bekannt ist.

Am Schlusse des Briefes Ewr. Exzellenz finde ich die Worte: Wir Deutschen hätten sehr viel zu thun, wenn wir auch unterließen, uns selbst zu widerstreben. Stelle ich diese Worte mit der beygefügten Ankündigung der neuen Ausgabe des Roland von Gries [17]) zusammen, so kann ich nicht umhin, darin einen Tadel des Wettlaufs zu erkennen, welchen ich mit Gries gewagt habe. Auch ein Tadel von dem verehrten Vater Göthe kann nicht anders als mit Ehrfurcht und Liebe aufgenommen werden. Aber beide fordern auch den Getadelten auf, sich aufrichtig zu erklären, um ein ungünstiges Urtheil zu mildern. Schon im Jahre 1804, während meines Aufenthalts in Wien, und ehe ich dort noch etwas davon gehört hatte, daß Gries den Roland bearbeite, hatte ich mich an die Arbeit gemacht und mehrere Gesänge übersetzt. In einem Österreichischen Almanach [18]), der 1805 erscheinen sollte, aber weil damals Wien von den Franzosen besetzt war, erst 1806 erschien, steht schon ein Bruchstück des drey und vierzigsten Gesanges. Als schon viele einzeln aufgegriffene Stellen, ja ganze Gesänge fertig waren, kam mir die Arbeit von Gries in die Hände. Allein meinen Plan, auch nach ihm das Ganze zu liefern, gab ich deshalb nicht auf, da mir, so viele Vorzüge ich auch der Griesischen Arbeit zugestehen mußte, doch einer derselben zu fehlen schien, nämlich die Heiterkeit, ja Lustigkeit des alten Meister Ludwig. In der Folge hinderten mich äußerst unruhige Geschäftsverhältnisse der Arbeit einen ausdauernden Fleiß zu widmen, bis ich im Jahre 1816 als Regierungsrath zu Merseburg eine zwar geschäftsvolle, doch ruhigere Stellung erhielt, die mir gestattete meine Zeit zwischen Amts- und literarischer Thätigkeit regelmäßig einzutheilen. Von diesem Jahre an wurde nun die Arbeit ohne Unterbrechung bis zum Ende fortgeführt. Ew. Exzellenz werden mich hiernach von dem Vorwurfe eines absichtlichen Widerstrebens freysprechen und es nicht mißbilligen, daß auch ich eine zweite Auflage vorbereite. Von der ersten Hälfte ist bereits ungefähr ein Drittheil der Stanzen ganz neu gearbeitet, und nur wenige sind ohne Änderung geblieben.

In Hinsicht des befreiten Jerusalem [19]) muß ich den Vorwurf als gerecht anerkennen. Gereizt durch die wohl nicht zu billigende Art, mit welcher einige Freunde von Gries, insonderheit der verstorbene

---

[17]) Liegt nicht mehr bei. Die 2. Ausgabe von Gries' Übersetzung des 'Orlando furioso' Ariosts erschien 1827 bei Frommann in Jena.

[18]) 'Österreichischer Taschenkalender für das Jahr 1806'. Die vollständige Übersetzung war in 5 Bänden 1818/20 in Halle erschienen.

[19]) Streckfuß' Übersetzung war 1822 bei Brockhaus in Leipzig erschienen; die 2. Auflage kam erst 1835 heraus. Die Übersetzung von Gries war in 4. Auflage 1824 in Jena erschienen.

Heinrich Voß in den Heidelberger Jahrbüchern[19a]), jene Arbeit herabzusetzen suchten, beschloß ich allerdings hier absichtlich, den Wettlauf zu versuchen. Darin hatte ich, ich bekenne es, Unrecht, da Gries als Bearbeiter des Tasso weit mehr, als in der Nachdichtung des Roland befriedigt, und seine Arbeit wohl genügen konnte. Indessen ist das Kind, wenn auch im Zorne erzeugt, nun einmal da, und es bleibt mir nichts übrig, als meine Vaterpflichten gegen dasselbe zu erfüllen.

Verzeihung dem Schwätzer! Ein lang ersehntes und spät erreichtes Gut genießt man gewöhnlich nicht mit Mäßigung. Indem ich Ihnen schreibe, erfahre ich, daß ich von dieser Regel keine Ausnahme mache.

Berlin den 20. Februar 1827. Streckfuß.

5.

Ew. Exzellenz

empfangen hiebey das Büchlein[20]), das in mehrfacher Hinsicht sich Ihr Eigenthum nennt. Mögen Sie es als solches mit Wohlwollen aufnehmen und anerkennen und in ihm einen nicht ganz unnützen Beytrag zu der Weltliteratur sehen, welche Sie uns verheißen. Ein Exemplar füge ich bey, mit der Bitte, es, früher oder später, wenn Ew. Exzellenz dazu die Gelegenheit finden, an Manzoni gelangen zu lassen[21]), welchem es nicht uninteressant seyn dürfte, zu sehn, wie ein Deutscher seine Dichtung aufgefaßt und wiedergegeben hat. Daß Sie, in Ihrer Einleitung zu den Werken des Dichters, meiner Übersetzung freundlich erwähnen[22]), ist allein hinreichend, seine Theil-

[19a]) Eine anonyme Kritik im Jahrgang 1819 S. 888 ff.

[20]) 'Adelgis, Trauerspiel von Alexander Manzoni, übersetzt von Karl Streckfuß. Berlin, bei T. Trautwein. 1827', 12°. Die Widmung lautet, wie Streckfuß im vorhergehenden Brief angegeben hat. Das nächste Blatt enthält ein Sonett als „Vorwort des Übersetzers", darauf folgen „Historische Notizen" (vgl. den vorigen Brief). Goethe an Streckfuß 14. August 1827: „Die Übersetzung des Adelchi hat uns bey freundschaftlichen Abendunterhaltungen viel Freude gemacht; es ist sehr angenehm auch in der Muttersprache zu vernehmen, wie ein so zartes Gemüt sich in einem heroischen Kreise bewegt und Situationen aufspürt die so wahr als kräftig sind."

[21]) In demselben Brief an Streckfuß: „Das für den Autor bestimmte Exemplar ist dieser Tage mit der Frommannischen Ausgabe nach Mailand abgegangen." Die Sendung ging nach Goethes Tagebuch am 4. August an C. Mylius in Frankfurt ab zur Besorgung nach Mailand.

[22]) „Daß dieses [Genuß sinniger Leser an der Dichtung, wodurch sittliche und ästhetische Bildung gefördert werden] schneller, mit größerer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Übersetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine früheren Bemühungen dieser Art so wie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit sind uns dafür die sichersten Bürgen. Die zum Andenken Napoleons gedichtete Ode Manzonis, welche zu übersetzen wir früher nach unserer Art versucht, möge er

nahme, wie die des Publikums, zu erwecken. Dafür, und für die beiden Sendungen, die ich durch Nicolovius und Zelter[22a]) erhalten, empfangen Sie meinen innigsten Dank. Die den gütigen Worten über meine Übersetzung beygefügte Aufforderung, eine Übertragung der Ode auf Napoleon zu versuchen, hat mein lebendigstes Streben erweckt, ihr zu genügen. Noch bin ich aber in mir selbst zu keiner klaren Ansicht über die Art gekommen, wie sie zu behandeln sey. Das Versmaaß mit den gleitenden Endungen wird sich im Deutschen nicht wiedergeben lassen und doch wird sich die Form ohne Nachtheil für den großartigen, tiefgedachten und empfundenen Inhalt, selbst für die bewunderungswerthe Plastik einiger Strophen nicht ändern lassen. Schon der Anfang ist unübersetzbar, da uns im Deutschen für das völlig Vergangene der Ausdruck des historischen Perfekts fehlt, das Ei fù, durch er war also sehr mangelhaft wiedergegeben und durch er ist nicht mehr seiner Kürze und Kraft beraubt wird. Doch sollte der, welcher sich an Dante gewagt, an nichts dieser Art verzweifeln. Wenn eine gute Stunde erst eine Strophe hat gelingen lassen, dann werden die übrigen von selbst folgen. Und was könnte geeigneter seyn, die gute Stunde herbeyzuführen als Ihre Aufmunterung?

Mit innigster Verehrung

Berlin den 7. May 1827. Streckfuß.

6.

Ew. Exzellenz

haben mir durch die Mittheilung des neuen Werks unsres Manzoni[23]) wieder einen Beweis wohlwollender Theilnahme gegeben, welcher die Dankbarkeit, zu der ich mich schon verpflichtet fühle, nur vermehren kann. Ich habe das Buch mit dem höchsten Interesse gelesen, und kann nicht umhin zu bekennen, daß mir Manzoni, wenn ich von diesem ersten Theile auf das Ganze schließen darf, als Romanen-Dichter noch bedeutend höher, denn als Tragiker zu stehen scheint. Mit bewunderungswürdiger Virtuosität führt er uns südliche Charaktere und die aus diesen sich wie von selbst entwickelnden äußern Zustände vor und individualisiert uns seine Personen bis

---

auch nicht außer Acht lassen und nach seiner Weise im Deutschen vortragen" (Werke 42 I, 178). Streckfuß hat die Ode nicht übersetzt. Goethes Verdeutschung beginnt: „Er war."

22a) Frommannsche Manzoni-Ausgabe (s. Anm. 10).

23) Goethe überschickt am 19. Juli 1827 den ersten Teil von 'Promessi sposi', nachdem er ihn gelesen, an Streckfuß. „Die beiden andern habe selbst noch nicht gelesen. Möge diese Arbeit unseres Mayländer Freundes dem Kenner italiänischer Literatur eben so wie mir zusagen und der Entschluß des Übersetzers von Dante meinen Wünschen zuvorkommen."

in den kleinsten Zug, so daß wir sie lebendig vor uns sehn und uns durch die innere Wahrheit ihres Thuns und Leidens ergriffen fühlen. Gertrud, Christoforo, auch Don Abbondis sind ganz neue Figuren, die mir wenigstens noch nirgends begegnet sind, und wenn uns die andern Personen durch die Eigenthümlichkeit ihres Wesens weniger auffallen, so erkennt man sie doch durch die große Richtigkeit und Deutlichkeit der Zeichnung gern für Original Schöpfungen des Dichters an. Mit gespanntem Interesse freue ich mich auf die beiden folgenden Theile. So sehr aber das Buch mich anzieht, so gestatten mir doch meine in mancher Beziehung immer verwickelter sich gestaltenden Geschäftsverhältnisse nicht, in der Übertragung desselben eine Arbeit von so bedeutendem Umfange zu unternehmen.[24]) Ich glaube aber in einem jungen talentvollen Manne, Daniel Leßmann[25]), welcher sich mit italienischer Sprache, Literatur und Geschichte sehr vertraut gemacht hat, einen geeigneten Übersetzer gefunden zu haben. Da das Exemplar, wie ich aus einigen auf den Umschlag geschriebenen Worten sehe, ein Geschenk des Verfassers an Herrn von Müller ist, und ich daher voraussetze, daß es dem letztern zurückgegeben werden muß, so erlaube ich mir, bey Ew. Exzellenz anzufragen, ob ich solches dem Herrn Leßmann, welcher sich bereits bey mir gemeldet hat, wenigstens auf so lange ausantworten darf, bis er sich selbst das Buch verschaffen kann? In diesem Augenblicke ist es in den Händen unserer trefflichen Kronprinzessin[26]), welche, als ich ihr davon erzählte, das Verlangen äußerte, es zu lesen. Ich hoffe, daß Sie dies nicht mißbilligen werden.

Die zwey Exemplare meiner Übersetzung des Adelgis, welche ich Ew. Exzellenz mir zu übersenden erlaubte, mit der Bitte, das eine davon wo möglich an Manzoni zu befördern[27]), werden, wie ich hoffe, richtig eingetroffen seyn. Von dem äußern Schicksale des Buchs,

---

[24]) Goethe an Streckfuß 14. August 1827: „Daß Ihre Geschäfte Sie abhalten, eine Übersetzung zu unternehmen, die wie mit Liebe, so mit Fassung gearbeitet werden müßte, sehe ich wohl ein. Haben Sie einen jungen Mann gefunden, dem Sie die Arbeit anvertrauen, und freundliche Anleitung gönnen mögen, so ist es sehr schön."

[25]) Daniel Leßmann (1794/1831), von Haus aus Arzt, ging 1820 mit der Familie des Grafen O'Donell in Wien als Erzieher nach Italien, wo er (in Verona) bis 1824 blieb, lebte dann als freier Schriftsteller von außerordentlicher Fruchtbarkeit in Berlin und machte seinem Leben selbst ein Ende. In einem Brief an Goethe vom 10. Sept. 1827 (Goethe- und Schiller-Archiv) berichtet er: „Die Arbeit hat begonnen, mit Lust und Liebe soll sie fortgeführt werden; Manzonis Liebenswürdigkeit wird dem Übersetzer zur beseligenden Muse. Im ersten Theile glaube ich dem Dichter ohne sonderliche Veränderung Schritt vor Schritt folgen zu können; in Hinsicht der beiden folgenden Teile dagegen ersuche ich Ew. Exzellenz um Ihre leitende Ansicht, und erwarte daher ergebenst Ihre gütige Belehrung." Am 14. August hatte Leßmann seinen Roman 'Luise von Halling. In Briefen aus Südspanien' an Goethe geschickt.

[26]) Elisabeth, geb. Prinzessin von Bayern.

[27]) s. Anm. 21.

welches ich, um aller merkantilischen Verhandlungen überhoben zu seyn, auf meine Kosten habe drucken lassen, ist mir noch nichts kund geworden. Wenn Ew. Exzellenz es freundlich aufgenommen haben, und Manzoni mit meiner Bestrebung nicht unzufrieden ist, so sind meine Ansprüche befriedigt, wenn auch das Publikum wenig Notiz davon nehmen sollte.

Mit immer gleicher liebevoller Verehrung

Berlin den 10. Aug. 1827. Streckfuß.

7.

[Berlin 28. August und 2. September 1827.]

Ew. Exzellenz

rufe ich heut, an dem Tage, den Sie uns zum Nazionalfeste gemacht haben, meinen innigsten Glückwunsch zu. Möge der Rückblick auf ein so schönes, glückliches, erfolgreiches Leben, das Bewußtsein dessen, was Sie während desselben waren und im weitesten Kreise Anderen wurden, des reichen Saamens, den Sie ausstreuten, der schon herrliche Blüthen und Früchte hervorgebracht hat, und nach Jahrhunderten noch hervorbringen wird, und der allgemeinen Dankbarkeit, mit welcher Ihr Wesen und Wirken erkannt wird, — möge jener Rückblick, jenes Bewußtseyn, Ihnen Fülle der Kraft geben zu Erheiterung und Verlängerung Ihrer Tage. Ich bin eben im Begriffe, nach Beseitigung drängender Geschäfte, die Gesellschaft von Literaturfreunden, welche sich Mittwochsgesellschaft nennt, zu besuchen, welche, wie immer, den 28sten August feyert.[28]) Vorher aber mußte ich Ihnen Obiges aus der Fülle meines Herzens zurufen.

Den 2. September.

Ich habe diesen Brief in den letzten Tagen nicht fortsetzen können, weil ich alle Zeit, welche die Geschäfte mir kurz genug vergönnten, auf die Durchlesung des mir zugesandten zweiten Theils der Promessi sposi verwendete. Das Buch hat mich nicht losgelassen, ja mich, je weiter ich mich hineingelesen, um so stärker gefaßt. Urtheilen kann ich noch nicht darüber, denn ich bin noch zu warm davon. Dieser Ungenannte [29]), mit seiner großartigen Verruchtheit, in wel-

[28]) Ein Heft 'Aus der Mittwochs-Gesellschaft in Berlin zum Göthe-Feste den 28. August 1825. Zur Erinnerung als Manuscript für die Mitglieder und Gäste abgedruckt. Mit Starckeschen Schriften', enthielt neben Gedichten von Holtei, Fouqué, Chamisso, Hitzig u. a. auch eines von Streckfuß, 'Toast' überschrieben. Im folgenden Jahre steuerte er ein 'Tafellied zum 28. August' (anonym) bei, das in dem Heft 'Das Goethe-Fest in Berlin, gefeiert von der Mittwochs-Gesellschaft am 28. August 1826' gedruckt ist.

[29]) So übersetzt auch Goethe Innominato und tadelt, daß der französische Übersetzer l'Inconnu statt l'Anonyme gebraucht (an Streckfuß 18. Aug. 1827),

cher er sich, wie durch ein Wunder, und doch so natürlich, durch die schlichte Unschuld eines armen Landmädchens verwirrt und durch den edlen Kardinal von ihr plötzlich bekehrt fühlt — dieser Kardinal, dem höllischen Riesen in der einfachen Größe der Liebe und des Glaubens siegreich ohne Kampf gegenüberstehend — dies Landmädchen selbst — sie bilden jedes für sich eine Gestalt, zusammen eine Gruppe, die nicht wieder aus dem Gedächtniß weicht. Gefühlt habe ich, daß der Dichter, der Detail-Mahlerey zuweilen zu sehr und am unrechten Orte sich hingebend, hin und wieder das Ebenmaaß verletzt haben mag. Aber ob ich recht gefühlt, ob ich nicht manches auch noch nicht herausgefühlt habe, was dem Sinne des Meisters sich beym ersten Anschaun aufgedrängt hat, darüber möge wiederholte Lectüre entscheiden.

Ich habe heut den zweiten Band der Kronprinzessin durch ihren Kammerherrn von Rochow übergeben lassen, und da ich mich ihr nicht selbst vorstellen konnte, den Brief Ew. Exzellenz, in welchem Sie mich mit einem Auftrage an die Prinzessin versehen, beygefügt.[30]) Rochow, mit welchem ich erst darüber gesprochen, bat mich um diese Mittheilung, indem er versicherte, daß bey der hohen Achtung, welche die Prinzessin Ihnen weihe, es ihr höchst angenehm seyn würde Ihre Erinnerung an sie aus Ihren eigensten Worten zu entnehmen. Den ersten Theil habe ich leider noch nicht zurück erhalten, ihn jedoch so, wie man einer Kronprinzessin gegenüber kann, in Erinnerung gebracht. Leßmann wartet mit Schmerzen darauf, und wird sich, sobald er im Besitze des Buchs ist, sogleich mit Liebe und Lust über die Arbeit machen, die er ohne Unterbrechung fortzusetzen gedenkt. Da er sich mehrere Jahre in Italien aufgehalten, der Geschichte dieses Landes ein ernsthaftes Studium gewidmet, auch den Schauplatz des Romans durch eigenes Anschaun kennen gelernt hat, so hoffe ich, daß er der rechte Mann für das Unternehmen seyn wird.

Durch Ihre zwey Briefe[31]) haben Ew. Exzellenz mich wesentlich bereichert. Denn als ein Kleinod betrachte ich jeden Ihrer Briefe, als ein Kleinod, das man eine Weile täglich allein, oder, soweit es ohne Ostentation geschehen kann, mit theilnehmenden und sinnigen Freunden betrachtet, um sich und Andere damit zu erfreuen, und das man dann freylich im Schatze verwahrt, um es von Zeit zu Zeit mit gleicher Freude wieder hervorzuholen.

In der zweiten Hälfte dieses Monats führt mich ein Familien-Geschäft und die Einführung in das dortige Kapitul, in welchem der König mir eine Präbende verliehen hat, nach meiner Vaterstadt Zeitz.[32]) Kann ich einige Tage über den nothwendigsten Bedarf mich

[30]) Goethe hatte Streckfuß 18. Aug. 1827 gebeten: wenn es bei Vorlegung des übersandten 2. Bandes schicklich sein sollte, „auch meiner Devotion und Anhänglichkeit“ zu gedenken.

[31]) Vom 14. und 18. August 1827. [32]) s. Anm. 7.

abmüßigen und darf ich hoffen, von Ew. Exzellenz gütig empfangen, und, wenn auch nur eine Viertelstunde lang, in Ihrem Hause aufgenommen zu werden, so mache ich von da aus gegen das Ende des Monats eine Exkursion nach Weimar, um meiner Seele Ihr lebendiges Bild und den Laut Ihrer Stimme einzuprägen.

Streckfuß.

8.

Ew. Exzellenz

meine so eben erfolgte Ankunft[33]) gehorsamst anzeigend, bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und wenn diese Bitte gütig gewährt wird, um Bestimmung der Stunde, zu welcher ich mich Ihnen vorstellen darf.

Streckfuß.
im Gasthofe zum Elefanten.

9.

Ew. Exzellenz

haben mich durch den gütigen Empfang, den Sie mir zu Theil werden lassen, mit einer bedeutenden und schönen Erinnerung und einem mich mit neuer Wärme belebenden Gefühle bereichert. Beide werden mich durchs Leben begleiten, in welches Sie für mich nun als bestimmte Gestalt mit aller Klarheit Ihres Geistes und allem Wohlwollen Ihres Gemüths eingetreten sind. Ihre Worte klingen in mir nach, und erregen mich zu Freude und Nachdenken, und mein eigenes Wesen, nur erhoben, nicht gedemüthigt, durch Ihre Überlegenheit, gewinnt für mich einen höhern Werth, seit ich mich in persönlicher Beziehung zu Ihnen denken darf.

[33]) Streckfuß war wohl am 26. Sept. angekommen. Am 27. meldet Goethes Tagebuch: „Mit Herrn Geheimen Rath Streckfuß um 12 Uhr spazieren gefahren. Mit demselben über manches conversirt. Speiste derselbe mit uns, auch Professor Riemer. Nach Tische Doktor Eckermann, der mit jenen weg ging.“ (Vgl. auch Eckermann vom selben Tage, Goethes Gespräche² 3, 459.) Den guten Eindruck, den Streckfuß auf ihn gemacht hat, meldet Goethe Zelter am 29. Sept. 1827: „Die Schärfe und Besonnenheit des Geschäftsmannes, der als solcher an Welt und Staat durchaus Teil nimmt, die Milde eines poetisch-praktischen Sinnes, der gerade nicht Stoff und Gehalt aus sich selbst nehmen, sondern lieber dem vorhandenen Auswärtigen eine vaterländische Form geben und sich und andere damit gründlich erfreuen will: dieses, in einer Individualität zusammen, macht den angenehmsten Eindruck und hinterläßt eine wohltätige Erinnerung.“ Vgl. auch an Streckfuß 27. Okt. und 26. Nov. 1827, sowie an A. Nicolovius 12. Januar 1828. Am 13. März 1828 schreibt Streckfuß an Kanzler v. Müller: „Die Bekanntschaft des ehrwürdigen Göthe und die Teilnahme, die er mir geschenkt, hat mich wahrhaft erquickt und mich an Geist und Gemüt gestärkt und gefördert. Denn eine Stunde, mit ihm zugebracht, muß nach anderm Gesetz als ein anderer Zeitabschnitt gemessen werden.“

Sobald ich mich durch die Berge von Akten, welche ich nach meiner Zurückkunft vorgefunden, durchgearbeitet hatte, habe ich den durch Herrn Kanzler von Müller mir übergebenen dritten Theil der Promessi sposi vorgenommen, und leider in der ersten Hälfte desselben das Urtheil, welches Ew. Exzellenz über denselben ausgesprochen [34]), nur zu sehr bestätigt gefunden. Scheints doch, als habe der treffliche Dichter seinen Vorsatz, uns das Lieben und Leiden seiner Verlobten darzustellen, gänzlich vergessen, um als Geschichtschreiber der schrecklichen Pest und als Kritiker der unzweckmäßigen Maaßregeln der Regierung und der Thorheiten des Volks aufzutreten. Der Übersetzer müßte hier wohl im ausgedehntesten Sinne zum Bearbeiter werden, von der Beschreibung der Pest nur dasjenige aufnehmen, was zum Verständniß der Begebenheiten unerläßlich ist, und uns mit dem Andern um so mehr verschonen, als wir in der Folge die ganze Pest mit allen ihren schauderhaften Einzelnheiten mit den davon befallenen Personen noch einmal überstehen müssen. Obgleich ich Herrn Leßmann die Fähigkeit zu diesem Geschäfte zutraue, ihm auch dasjenige, was Sie mir für ihn aufgetragen, treulich mitgetheilt habe, so fürchte ich doch, daß seine Arbeit in dieser Beziehung mangelhaft ausfallen wird. Denn die Verlagshandlung, durch Konkurrenz [35]) besorgt gemacht, drängt und läßt dem Über-

[34]) Goethe hatte im Brief vom 14. Aug. 1827 ausgeführt, daß schon gegen Ende des zweiten Teils der Übersetzer zum Redacteur werden müsse; die schon aus den historischen Abhandlungen, die Manzoni seinen Trauerspielen beigefügt habe, bekannte historische Tendenz des Dichters werde im Laufe des Romans immer sichtbarer, und im 3. Teil habe ihn der Stoff so überwältigt, daß er dadurch ganz formlos werde und uns die Freude an seiner Arbeit verderbe. Diese Schwäche betont Streckfuß auch in seiner Besprechung des Romans in 'Kunst und Altertum'.

[35]) Zur selben Zeit übersetzte auch Eduard v. Bülow den Roman; den ersten Teil seiner Goethe gewidmeten Übersetzung hat er am 24. Sept. 1827 an diesen geschickt. Goethe verglich nun mit Riemer die beiden Verdeutschungen untereinander und mit dem Original, „welches durch diese Folien erst recht in seinem höchsten Glanz hervorgehoben wird" (an Kanzler v. Müller 27. Okt. 1827; vgl. auch Goethes Tagebuch vom 19. Okt. und an Boisserée 11. Nov.). An Streckfuß 27. Okt.: „Der erste Teil des Romans ist nun zweimal in meinen Händen, von Leßmann und Bülow. Ich vergleiche nun Abends mit Riemer diese beiden Arbeiten mit dem Original; dieß ist eine der schönsten und fruchtbarsten Unterhaltungen. Wie Geschichtserzählung mit episch-dramatischer Darstellung sich im Conflicte zeigt, ist in diesem Falle höchst merkwürdig zu sehen. Freilich wenn ein Werk wie dieses, woran Manzoni einen großen Teil seines Lebens, ja man darf wohl sagen, von Jugend auf gearbeitet hat, nun mit Verlegerschnelle in ein fremdes Idiom hinübergetrieben wird, da ist freilich das Höchste nicht zu fordern." Goethe hatte auch Frommann aufgefordert, die Leßmannsche Übersetzung mit dem Original zu vergleichen. Das Ergebnis dieser Prüfung (Brief Frommanns vom 26. März 1828) ist sehr ungünstig: er findet die Übertragung durchaus unzulänglich und führt eine ganze Reihe besonders verfehlter Stellen auf. Goethe würde für die Bülowsche Übersetzung das gleiche Verfahren erbitten, wenn er für rätlich hielte, davon öffentlich Gebrauch zu machen. „Nach manchen Vorarbeiten getraue ich mir doch nicht von Übersetzungen Kenntnis zu nehmen . . .

setzer nicht die Zeit, welche zu einer solchen Arbeit und ihrer nothwendigen Überarbeitung erforderlich ist. Abkürzen wird und muß er[36]), aber ob er im Stande seyn wird, sich mit sich selbst gehörig über das zu verständigen, was er wegzulassen oder beyzubehalten, zu trennen und zu vereinigen hat, muß ich fast bezweifeln. Wie die Erscheinung beschleunigt wird, werden Ew. Exzellenz aus dem beyfolgenden ersten Theile ersehen, welchen ich im Auftrage der Verlagshandlung und des Übersetzers Ihnen überreichen soll. Ich habe bis jetzt kaum Zeit gehabt, einige Bogen davon zu durchlaufen; aber ich glaube darin bey einer im Ganzen geistreichen und angemessenen Behandlung schon Spuren der Eile bemerkt zu haben, welche bey dem weit schwierigeren Geschäfte des Redigirens im dritten Theile weit störender hervortreten dürften.

Empfangen Ew. Exzellenz nochmals meinen herzlichsten Dank für die schönen Stunden, die Sie mir schenkten und erhalten Sie mir Ihre freundliche Theilnahme.

Berlin den 13. Okt. 1827. Streckfuß

10.

Ew. Exzellenz

haben mir durch Ihre letzte gütige Zuschrift[37]) mehrfache Freude bereitet. Ich darf nach solchem und nach dem, was Zelter mir Erfreuliches mitgetheilt, hoffen, daß auch meine flüchtige Erscheinung nicht ohne einen freundlichen Eindruck an Ihnen vorübergegangen sey und fühle mich dadurch um so glücklicher, da ich, seit der ersten Jugend meines Vaters beraubt, durch Sie, seitdem Sie mir so mild und würdig entgegentreten, zuerst in meinem Leben das Gefühl kindlich sich hingebenden Vertrauens in voller Kraft und Klarheit in mir empfunden habe. Wenn Sie durch dies alles den Menschen erquickt und erwärmt, so haben Sie durch Ihre Aufforderung, an Kunst und Alterthum thätig Theil zu nehmen, den Schriftsteller geehrt und ermuthigt — und selbst dann, wenn der Erfolg Ihrer Erwartung nicht entsprechen sollte, werde ich mich nicht entmuthigt finden, da

Das größte Unglück ist die Eile, womit ein so wichtiges Geschäft durchgeführt werden soll" (an Frommann 16. April 1828).

[36]) Streckfuß erwähnt in seiner Besprechung des Romans in 'Kunst und Altertum', daß Leßmann im 1. Teil die ausführliche Biographie des Kardinals Boromäus gestrichen habe, und fordert für den 3. Teil, daß die Schilderung der Pest gekürzt werde.

[37]) Brief vom 27. Okt. 1827, worin Goethe Streckfuß zu einem Aufsatz über 'Die Verlobten' für 'Kunst und Altertum' ermunterte und ihm zu gleichem Zweck 'Antonio Foscarini, tragedia di G. B. Niccolini' (Firenze 1827) übersandte; zugleich forderte er ihn auf zur Aussprache über Werke ausländischer Literatur. „Die Produkte der verschiedenen Nationen gehen jetzt so velociferisch durch einander, daß man sich eine neue Art, davon Kenntniß zu nehmen und sich darüber auszudrucken, verschaffen muß."

ich glauben darf, diese Erwartung durch Leistungen anderer Art nicht ohne Grund erweckt zu haben. Als Kritiker bin ich noch sehr selten aufgetreten und muß wohl neben Ihnen als solcher mich geltend zu machen die Hoffnung aufgeben. Ihre Virtuosität, den Charakter eines Werks mit wenigen Worten treffend zu bezeichnen, ist nun eben, wie so vieles Andere, Ihnen eigen. Und wenn ich auch hoffen dürfte, in prägnanter Kürze einen passenden Ausspruch über ein Werk zu thun, so dürfte das Publikum nicht geneigt seyn, einen solchen Ausspruch von mir, wie von Ihnen, mit Vertrauen und Glauben aufzunehmen, vielmehr ein belegtes Urtheil von mir verlangen. Dies bedingt schon eine gewisse Breite, welche Ihnen, wenn Sie sonst auch Alles billigten, für Ihre Zeitschrift nicht angemessen erscheinen möchte. Dies als Einleitung zu den beiden folgenden Aufsätzen [38], welche ich ausgearbeitet habe, um Ihnen meine freudige Bereitwilligkeit zu beweisen, nicht aber in der Hoffnung, daß Sie solche wirklich möchten brauchen können. Verfügen Sie daher darüber nach Ihrem Belieben. So sehr die Aufnahme mich freuen würde, so wenig wird die Zurückweisung mich verletzen. Ich werde dann suchen Ihnen durch irgend eine andere Leistung besser als auf diesem mir fremden Gebiete Genüge zu leisten. Das Trauerspiel Antonio Foscarini erfolgt mit meinem besten Danke zurück.

Meine Lectüre wird durch Amtsgeschäfte, durch persönliche Verhältnisse in dieser großen Stadt, in welcher die verschiedenartigsten Ansinnungen mich oft bedrängen, und durch eigne literarische Thätigkeit in einem sehr beschränkten Kreise gehalten, daher ich vor der Hand, selbst wenn die anliegenden Probeschriften Ihre Billigung erhalten sollten, mich zu keiner weiteren Anzeige zu erbieten weiß. Dafern Sie jedoch meine Art, die Dinge zu sehen, nicht mißbilligten, würde ich das, was Sie mir von Arbeiten dieser Art zutheilen möchten, immer bereitwillig übernehmen, und mich in Hinsicht der Form nach Möglichkeit dem zu nähern suchen, was Sie mir darüber vorzuschreiben für angemessen erachteten.

Der zweite Theil der Verlobten, welcher ebenfalls hiebey folgt, liegt bereits länger als seit einer Woche bey mir. Ich wollte ihn aber nicht gern eher absenden als bis ich die andern Sachen beyfügen könnte. Verzeihung daher der verspäteten Erfüllung des mir von Verlagshandlung und Übersetzer ertheilten Auftrags.

Die glückliche Entbindung Ihrer Frau Schwiegertochter [39]) habe ich

---

[38]) Über 'Die Verlobten' ('Kunst und Altertum' VI, 2, 252 ff.) und über 'Antonio Foscarini' (VI, 2, 260 ff.). An den italienischen Dichter Alessandro Poërio, der Goethe dieses Trauerspiel seines Landsmannes übersandt hatte, schreibt Goethe am 1. Nov. 1827: „Meine Freunde, die sich mit mir nach auswärtiger Literatur umtun, wissen das genannte Stück gleichfalls zu schätzen und ich hoffe, nächstens davon ein günstiges Zeugnis abzulegen."

[39]) Alma v. Goethe war am 29. Okt. zur Welt gekommen. Vgl. Goethe an Streckfuß 26. Nov. 1827.

durch Zelter erfahren und bringe Ihnen dazu meinen herzlichen Glückwunsch, durch welchen Sie auch meine Erinnerung in Ihrem Herrn Sohne erneuern mögen. Möge das Neugeborene Ihnen dieselbe Freude bereiten, welche die beiden schönen und liebenswürdigen Knaben, die ich an Ihrem Tische mit Vergnügen betrachtet und beobachtet habe, Ihnen schon jetzt machen und gewiß bey weiterer Entwickelung machen werden.

Berlin am 17. Nov. 1827. Streckfuß

## 11.

Ew. Exzellenz

letztes freundliches Schreiben hat mir die — ohne alle Affektation sey dies gesagt — unerwartete Freude gegeben, glauben zu dürfen, daß Ihnen meine Aufsätze über die Verlobten und über Niccolini's Trauerspiel genehm gewesen sind.[40] Denn in Wahrheit hatte ich sie nur gefertigt in der Absicht, Ihnen meinen guten Willen zu Befolgung Ihres Winks zu beweisen, nicht in der Hoffnung, daß Sie die Arbeit brauchbar finden würden. Die Erfolge meiner literarischen Thätigkeit sind bis jetzt nur bey einigen Übersetzungs-Arbeiten von der Art gewesen, daß sie mir einiges Selbstvertrauen haben geben können. Um so mehr muß ich mich freuen, eine Arbeit anderer Art von Ihnen gebilligt zu sehen, und in Wahrheit würde ich, wenn ich nicht zum Stolze bereits zu alt, und meine Natur dazu zu klar und heiter wäre, noch stolz werden können bey dem Gedanken jene Arbeiten unter Ihrem Schutze und mit Ihrer Billigung ins Publikum treten zu sehen.

Die mir übersandten beiden Gedichte von Grossi[41]) habe ich mit

[40]) „Ew. Hochwohlgeboren haben durch die beiden übersendeten Aufsätze mich zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet; sie entsprechen nicht allein meinen Überzeugungen und Gefühlen im Allgemeinen, sondern eignen sich auch vorzüglich zu den besonderen Zwecken, wozu sie zu erbitten ich mir die Freiheit nahm" (an Streckfuß 26. Nov. 1827).

[41]) Goethe hatte Streckfuß mit der fahrenden Post zwei Werke von Tommaso Grossi (1791—1853) zugeschickt: Das Rittergedicht 'Ildegonda', 1820 erschienen, und das dreibändige Heldengedicht 'J Lombardi alla prima crociata', 1826 erschienen, und schrieb ihm am 26. Nov. 1827: „'Jessonda' [fälschlich für 'Ildegonda'] liegt schon einige Jahre bey mir; die Franzosen fangen erst jetzt an, darauf aufmerksam zu werden. Ich sage darüber nichts weiter, als daß es in jedem Sinne als ein ultra-romantisches Gedicht angesehen werden kann; ich durfte es nicht zum zweytenmale lesen, weil es mir Einbildungskraft und Gefühl zu sehr verletzte. Dabey aber konnt ich ein bedeutendes poetisches Talent, Fähigkeit und Fertigkeit, Situationen der mannichfaltigsten Art kräftig darzustellen, nicht verkennen. Von dem epischen Gedicht wüßte ich kaum etwas zu sagen; Ew. Hochwohlgeboren werden beide mit weniger Apprehension und mehr Ruhe betrachten als ich; doch muß ich hienächst ausdrücklich bemerken, daß keine Zudringlichkeit dabey gemeint seyn kann." 'Ildegonda Novella di T. Grossi' wird bereits 1821

Aufmerksamkeit gelesen, und mein Urtheil darüber hat sich dahin festgestellt, daß ein wahrhaft eminentes Talent zwey sehr schlechte und ganz verwerfliche Werke geliefert hat. Jenes Talent spricht sich schon in dem frühern Gedichte, Ildegonda, aus. Allein noch weit deutlicher tritt es in den 15 Gesängen des größern und spätern Gedichts hervor. In den ersten Gesängen ist man berechtigt, etwas recht Tüchtiges und Schönes zu erwarten, und besonders auf einen wohlangelegten Plan zu schließen, nach welchem das Schicksal, die Kraft und Gesinnung bedeutender Personen in einem bedeutenden welthistorischen Ereignisse sich entwickeln werde. Aber diese Hoffnung wird in der Folge gänzlich getäuscht. Der Verfasser erzählt ohne allen Plan und Zusammenhang Kriegsereignisse, welche wir zum Theil schon weit besser im befreiten Jerusalem dargestellt gesehen haben. Die Personen verlieren in dem heillosen Wirrwarr alles Interesse. Der einzige weibliche Charakter besonders scheint ein Pasquill, das der Dichter auf sich selbst schreiben wollte. Das edle Fräulein geht mit einem Sarazenen durch, wird aber mit poetischer Gerechtigkeit bestraft, indem es zuletzt. — verdurstet, was allerdings ein neuer Tod für die Heldin eines Epos ist. In diesem Sinne gedenke ich mich über die Gedichte auszusprechen. Da aber das Talent des Dichters, und einige große poetische Schönheiten Anerkennung verdienen, und Ew. Exzellenz mir zu Einsendung meiner Arbeit bis zu Ostern Frist gegeben haben, so beabsichtige ich, zu versuchen, ob sich nicht ein halbes Dutzend Stanzen aus einer der besten Stellen treu und tüchtig übertragen lassen, und Ihnen diese mit der Anzeige zu übersenden.

Beygehend empfangen Ew. Exzellenz im Auftrage des Übersetzers und der Verlagshandlung den dritten Theil der Manzoni-Leßmannischen Verlobten. Leßmann, dessen ernstes Studium auf Geschichte überhaupt, und auf die Geschichte der Lombardei ins besondere gerichtet ist, hat an der ausführlichen Geschichte der Mayländer Pest und an dem Aufschlusse, welchen sie über die Verhältnisse, Sitten und Sinnesart jener Zeit giebt ein so großes Wohlgefallen gefunden, daß er weit weniger gekürzt hat, als vom poetischen Standpunkte aus zu wünschen gewesen wäre. — Da meine Anzeige am Schlusse nur die ersten beiden Theile der Übersetzung erwähnt, so stelle ich Ew. Exzellenz anheim, ob Sie, dafern die Anzeige noch nicht gedruckt ist [42]), diesen Schluß ändern oder vielleicht nachträglich noch einige Worte zusetzen wollen —

Indem ich nun, diesen Brief schließend, an den Jahresschluß denke, und auf das vergangene Jahr zurückblicke, finde ich es durch ein Er-

---

im Tagebuch am 3. Jan. erwähnt, und die 'Tag- und Jahres-Hefte' 1821 enthalten ein gleichfalls aus Anerkennung und Ablehnung gemischtes Urteil über dieses Gedicht (Werke 36, 191).

[42]) Sie war offenbar schon gedruckt, ein solcher Zusatz fehlt.

eigniß ausgezeichnet, das in meinem Leben Epoche macht — durch Ihre Bekanntschaft und das von Ihnen mir bewiesene persönliche Wohlwollen. Möge das künftige Jahr mir erhalten und vermehren, was das vergangene mir gab, und Ihnen in ungetrübter Heiterkeit vorüber gleiten.

D. 31. Dez. 27. Streckfuß.

N.S. Die Kronprinzessin hatte die Lectüre des 3ten Theils der Promessi sposi noch nicht vollendet, als sie von mir erfuhr, daß der Übersetzer des Buchs zu Fortsetzung seiner Arbeit bedürfe und mir das Buch unter der Bedingung zurückgab, daß ich es ihr nach beendigter Arbeit wieder übersenden solle. Sie hat gegenwärtig diesen dritten Theil noch, daher Herr Kanzler von Müller, welchem ich meine besten Grüße sage, die verzögerte Zurücksendung freundlich entschuldigen wird. Jener Zug von Humanität der Kronprinzessin, welche nicht glaubt, daß es einem Schriftsteller zur Ehre gereichen müsse, sich von Ihr in einer Arbeit gestört zu sehen, ist übrigens nur eine der Früchte, die auf dem schönen und edlen Baume aus innerer Natur-Nothwendigkeit wachsen müssen.

## 12.

Ew. Exzellenz

haben mir, in meiner Eigenschaft als Geschäftsmann, freundliche Theilnahme geschenkt. Als solcher überreiche ich Ihnen anliegend eine von mir verfaßte kleine Schrift über die Preußische Städteordnung, veranlaßt durch eine Schrift des Professors von Raumer unter gleichem Titel. Der Gegenstand ist so wichtig für die bürgerliche Freyheit nicht nur, sondern auch für die allgemeine Bildung, daß Sie denselben, wenn Sie auch nicht zugleich Staatsmann wären, gewiß mit Interesse betrachten würden, und es wird daher, wenn Sie dieses Interesse der Schrift nicht schenken können, nur an meiner Behandlung der Sache die Schuld liegen. Sollte Se. Königl. Hoheit der Großherzog vielleicht der Angelegenheit Seine Theilnahme schenken, so bitte ich Ew. Exzellenz Höchstdemselben in meinem Nahmen und mit Bezeigung meiner tiefsten Ehrfurcht ein Exemplar zu überreichen.[43]) Es ist zwar nicht in dem Gewande, in welchem man Fürsten Bücher darzureichen pflegt; aber Höchstderselbe hat sich die förmlichen Zusendungen dieser Art verbeten, und möge daher, wenn Ew. Exzellenz die Überreichung überhaupt für zulässig halten, solche für eine ganz zufällige ansehen. Weimar ist den deutschen Staaten seit vielen Jahren in allem, was gut und schön ist, so

[43]) Goethe schickte ein Exemplar von Streckfuß' Schrift 'Über die Preußische Städte-Ordnung; Beleuchtung der Schrift des Herrn Prof. v. Raumer unter gleichem Titel' (Berlin 1828) am 28. März 1828 an Karl August (Briefe 44, 43).

wacker und ruhmvoll vorausgegangen, daß wohl Jeder gern die Gelegenheit ergreift, dem edeln Fürsten des schönen Landes, soweit es ohne Zudringlichkeit geschehen kann, ein Zeichen seiner Verehrung zu geben.

Das andere als Manuscript gedruckte Büchlein enthält unter N. 2 ein Gedicht von mir, Stimme in der Wüste[44]) betitelt, das im Dezember vorigen Jahres entstanden und noch ungedruckt ist.

Wenn nicht eins von den tausenderley Ereignissen, durch welche der Grund auf dem wir in diesem Leben stehen, so schwankend und die Aussicht auf den nächsten Augenblick so ungewiß wird, eintritt, so hoffe ich im nächsten September Ihnen in Weimar[45]) wieder das Opfer meiner Verehrung und Liebe darzubringen.

D. 19. März [1828] Streckfuß

*

## Schreiben der Gesellschaft für ausländische schöne Literatur in Berlin an Goethe zum 28. August 1829.[46])

Es ist das Schicksal hochbegabter Geister, welche durch ihr Wirken ihr inneres Seyn in Viele übertragen, daß sie auch ihr äußeres Leben zum Gemeingute machen. Denn wie wir, so lange wir hienieden leben, unsere geistige und körperliche Natur nicht zu trennen, ja nicht getrennt zu denken vermögen, so können wir uns auch nicht überzeugen, daß derjenige, dessen Geist in uns lebt und wirkt, uns

[44]) 'Stimme in der Wüste. Gedichtet und als Manuscript für Freunde gedruckt im November 1827', abgedruckt in 'Neuere Dichtungen von Karl Streckfuß. Halle, bei C. A. Schwetschke und Sohn, 1834', S. 69ff. Das mit dem Motto „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" versehene Gedicht ist durch die Seeschlacht bei Navarino (20. Okt. 1827) veranlaßt.

[45]) Scheint nicht geschehen zu sein, wenigstens berichtet Goethes Tagebuch nichts über einen solchen Besuch.

[46]) Mit dem letzten persönlichen Brief vom 19. März 1828 scheint der Briefwechsel ein Ende gefunden zu haben. Nur noch ein offizieller Brief, den Streckfuß zusammen mit Julius Eduard Hitzig als Vorsteher einer Berliner literarischen Gesellschaft zu Goethes Geburtstag 1829 unterzeichnet und vielleicht auch selbst verfaßt hat, möge als Abschluß des Briefwechsels der beiden Männer vorgelegt werden. Er ist teilweise schon gedruckt (Briefe 46, 351). Dem Schreiben liegt eine Liste der „derzeit in Berlin anwesenden Mitglieder der Gesellschaft" bei, darunter außer den zwei Vorsitzenden: E. v. Bülow, Chamisso, Gubitz, Raupach, Simrock u. a. Goethes Antwort vom 11. Nov. 1829 ist an Hitzig gerichtet; sie enthält einen Gruß an Streckfuß. — Die Agenda des Jahres 1829 verzeichnen im November eine Sendung an Streckfuß (Tagebücher 13, 249, 18), vielleicht eine Abschrift des an Hitzig gerichteten Briefes vom 11. Nov. Über einen Besuch von Streckfuß in Weimar im August oder September 1830 (er hatte es übernommen, über die Feier von Goethes Geburtstag in der Berliner Gesellschaft für auswärtige Literatur zu berichten, vgl. Briefe 47, 298) ist nichts bekannt. Nach Goethes Tode war Kanzler v. Müller wohl von Ottilie von Goethe beauftragt, durch Zelters Vermittelung eine Trauerkarte auch an Streckfuß zu senden (Brief Müllers an Zelter 29. März 1832, abgedruckt im 'Inselschiff' 1, 298).

persönlich fremd, daß er nicht zu gegenseitigem Mitgefühl mit uns verbunden sey.

Dieses Schicksal haben Sie mehr als irgend ein Mann unserer Nation erfahren und der Tag, an welchem Sie Ihr achtzigstes Lebensjahr antreten, wird diese Erfahrung mannigfach bestätigen. Wen von den Vielen, welche die Gebilde Ihrer Phantasie, die Schönheit Ihrer Formen, die Klarheit und Tiefe Ihrer Lebens-Ansicht und die Heiterkeit Ihrer Lebensweisheit in sich aufgenommen, möchte nicht freudig glauben, daß er selbst Theil an jenem Leben habe, ja ein Theil jenes Lebens sey, welches wir mit Allem, was wir Schönheit, Würde und Glück nennen, in hoher ruhiger Vollendung vor uns sehen.

Mit diesem Gefühle wird ein Verein — verbunden sich gegenseitig mitzutheilen, was die deutsche Dichtkunst Beachtenswerthes hervorbringt — Ihren achtzigsten Geburtstag feiern. Wir, welche der Verein zu seinen Vorstehern gewählt hat, sind beauftragt, Ihnen solches auszudrücken. Und, indem wir außer jenem allgemeinen Bande, das Alle mit Ihnen verbindet, uns noch durch die von Ihnen erfahrene Freundlichkeit mittelst eines besonderen Bandes an Sie geknüpft fühlen, genügen wir hierdurch diesem Auftrage mit der wärmsten Liebe, der innigsten Verehrung und den eifrigsten Wünschen für die lange Dauer Ihres schönen irdischen Daseins. Die Dauer Ihres geistigen Daseins unter den Lebenden kann, als gesichert für alle Zeiten, kein Gegenstand des Wunsches mehr sein.

Berlin den 24. August 1829. Streckfuß. Hitzig.

---

# Neue und alte Quellen

# Nachträge zu Goethes Werken

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

## 1. Ein Vierzeiler an Frau v. Berg, geb. v. Sivers.

Herrn Edgar Hoeppener in Jena verdanken wir folgende Mitteilung (24. Dez. 1921):

„Die Generalin v. Berg, geb. v. Sivers, hatte einmal Goethe gegenüber geäußert: daß sie gern einen Ableger von einem Jasminstrauch erwerben würde, wie er im Botanischen Garten von Jena steht. Goethe antwortete ihr, daß solche Ableger käuflich nicht zu haben seien, schickte ihr jedoch am andern Tage einen Zweig mit folgenden Zeilen:

Wenn die Zweige Wurzeln schlagen,
Wachsend, grünend Blüthen tragen,
Mögest du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln schenken.

Die Generalin Berg hatte diesen Zweig in ihrer Heimat, dem in Livland belegenen Gute Heimthal eingepflanzt, wo er kräftig Wurzeln geschlagen hat und noch heute blüht. Als jetzt ihre Nachkommen, Herr v. Sivers und Frau, aus ihrem livländischen Grundbesitz vertrieben wurden, mußten sie den Jasmin dort zurücklassen, haben aber wiederum einen Ableger davon genommen, der noch heute in ihrer Notwohnung (Jena, Bach-Straße 27) in einem Topfe wächst."

Den hier mitgeteilten Vierzeiler hat Goethe zuerst 1806 veröffentlicht in der Gruppe 'Vermischte Gedichte' in der ersten Cottaschen Ausgabe seiner 'Werke' (1, 181); von da ist er 1815 in der zweiten Cottaschen Ausgabe der 'Werke' (2, 148) in die neugebildete Gruppe 'An Personen' übergegangen. Er trägt die Überschrift 'An Silvien' und ist an Goethes Freundin Silvie v. Ziegesar in Drakendorf bei Jena gerichtet. Die Lesart „Blüthen" in Vers 2 (wie oben) findet sich schon im ersten Druck, wurde aber beim zweiten Druck in „Früchte" geändert; „Mögest" in Vers 3 (statt „Möchtest") hat nur die nunmehr bekannt gewordene Handschrift. — Hedwig Dorothea v. Sivers wurde am 12. Dez. 1764 geboren, vermählte sich mit dem Obristen Christian Wilhelm v. Berg und in zweiter Ehe mit dessen Bruder, dem General Gregor v. Berg; sie starb am 28. Sept. 1830. Ihre Tochter Anna Maria Eleonora, Hofdame der Großfürstin Maria Paulowna in Weimar, war die zweite Frau des Freiherrn Friedrich v. Ziegesar, Oberforstmeister zu Hummelshain, und dadurch Schwägerin von Goethes Freundin Silvie v. Ziegesar.

*

## 2. Ein Xenion an Pauline Gotter.

Traun! ein schönes Geheimnis hast Du durch Dein Wesen gelöset,
Wie mit weiblichem Sinn tieferes Wissen sich eint.

Eigenhändig, im Nachlaß von Pauline Schelling, geb. Gotter; gedruckt in Eberhard Waitz: 'Goethe und Pauline Gotter. Mit Benutzung ungedruckter Briefe' (Hahnsche Buchhandlung in Hannover, 1919) S. 57. Näheres siehe unten S. 270/1.

# Nachträge zu Goethes Briefen[1])

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

## 1. An Johann Friedrich v. Fleischbein.

Wohlgebohrener Herr

Insonders hochzuverehrender Herr Vetter!

Wir hoffen allerseits zu vernehmen daß dieselben den Wechsel des Jahres, nebst dero hochgeschäzzten Frau Schwester[2]), in möglichstem irdischen Leibes Wohl und geistlichem Seegen werden erlebt haben, wir empfelen uns allzusammt dero Freundschafft und hohen Zuneigung und bitten von dem hochgelobten Heilande, daß uns derselbe noch lange den Genuß dero Liebe und Wohlgewogenheit verstatten möge.

Ich habe bis hierher zu schreiben angestanden, weil ich hoffte den Empfang der 100 L d'or melden zu können. Avisiert sind sie auch schon. Erhalte den Betrag aber erst in 8 Tagen.

Werde sogleich Ew Wohlgeb. und H. du Toit[3]) mit dem michs freut als einem würdigen Manne in Bekanntschaft zu gerathen, davon Nachricht geben.

Mein Vater dancket für die überschickten schäzbaren Stücken aufs verbindlichste. Sie machen eine sonderliche Zierde seiner Sammlung. Auch dient zur schuldichen Nachricht daß in beyden Münz Rescriptis niemand namentlich eingeführet worden. Wie denn auch sonst Ew. Wohlgeb. sich von unserer Seite alle mögliche Diskretion versprechen können.

Die Medizin wird hoffentlich nunmehro wohl angelanget seyn. Den Calstädter Wein[4]) hoffe aufzutreiben.

Von den anverlangten Büchern der Mad. Guion[5]) habe nur eins nämlich Sa Vie III tomes erhalten. Werde solches gelegentlich übersenden.

---

[1]) Siehe auch S. 278.

[2]) Sophie Elisabeth v. Prüschenck, geb. v. Fleischbein.

[3]) Der Theologe Jean Philippe Dutoit in Moudon bei Lausanne.

[4]) Wernle vermutet: Karlstadt in Franken.

[5]) Jeanne Marie Bouvier de la Motte-Guyon (1648, 1717 : ihre Selbstbiographie erschien 1720 in Köln, dreibändig in Paris 1790: 'La vie de Mme Jeanne-Marie Bouvières, écrite par elle-même.'

Die Rechnung über die Arznei Spezies lege hier bey.

Wie auch einen Brief von H. von Offenbach.

Ingleichen von H. du Toit.

Die Fräulein von Klettenberg schließt sich an unsre Wünsche. Und wie wir zusammen in dem festesten Freundschaftsbunde vereinigt sind, so gehet auch unsre Liebe und Ergebenheit gegen Ew. Wohlgeb. gleicheñ Schrittes.

Uebrigens empfele mich denenselben und dero Frau Schwester vielmals und habe die Ehre ohnzielsetzlich zu verharren

Ew Wohlgeb.

Frfurt[1]) am 3ten Jen. 1774

gehorsamster Dr
J W Goethe Dr

Eigenhändig; einzuschalten Briefe 2, 138 als Nr. 197a. — Paul Wernle in Basel hat diesen Brief unter den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek der Faculté de l'Eglise évangélique libre zu Lausanne entdeckt, mit einer lehrreichen Einführung in der 'Neuen Zürcher Zeitung' vom 8. Nov. 1921 (Nr. 1592, Erstes Morgenblatt) veröffentlicht und den Wiederabdruck an dieser Stelle mit dankenswerter Bereitwilligkeit gestattet. — Der um die Erforschung der Geschichte des Waadtländischen Pietismus im 18. Jahrhundert hochverdiente Jules Chavannes hat insbesondre alles gesammelt, was erreichbar war von Handschriften und Briefen der beiden hervorragenden Pietisten: François de Magny in Vevey und Jean Philippe Dutoit in Moudon; er vermachte diese Sammlung der obengenannten Bibliothek, und so ist der Brief des jungen Goethe nach Lausanne geraten. Er ist zwar ohne Anschrift überliefert, doch konnte Wernle den Empfänger leicht und mit Sicherheit feststellen, da Jules Chavannes Goethes Schreiben mitten in einem Bündel andrer an Fleischbein gerichteter Briefe belassen hat. Zum Überfluß bekräftigt die Anrede „Herr Vetter" die Richtigkeit: Johann Friedrich v. Fleischbein, Graf zu Hayn (1700/74), stammt ab von dem Schöffen Philipp Nikolaus Fleischbein, dessen Tochter der Urgroßvater Goethes: Johann Wolfgang Textor d. ä., Syndikus und Konsulent in Frankfurt am Main (1638/1701), in zweiter Ehe 1693 geheiratet hatte. Ein „Adept der feinsten innerlichsten Mystik", wie Wernle ihn nennt, war Fleischbein durch Hektor v. Marsay in enge Beziehungen zu den waadtländischen Pietisten, besonders zu Dutoit, und damit unter den Einfluß der Schriften der Frau v. Guyon gekommen. „Fleischbein", so berichtet Wernle, „schätzte in Dutoit die tüchtigste Kraft innerhalb der jüngern Generation und dachte daran, ihm, wenn er stürbe, die Gesamtleitung der mystischen Seelen anzuvertrauen. Die beiden standen von 1762 bis zu Fleischbeins Tode 1774 in regem brieflichen Austausch, und Herr v. Fleischbein sorgte dafür, daß alle wichtigen Sachen, die ihm zu Gesicht kamen, dem Freunde in Lausanne nicht vorenthalten wurden. Nun ist in dem Brief des jungen Goethe an Fleischbein in wohlwollenden Worten von Dutoit die Rede — kein Wunder, daß auch dieser Brief nach Lausanne in Dutoits Hände kam. — Während nun diese Beziehungen der Dutoit-Gemeinde mit den deutschen Mystikern, deren Mittelpunkt Herr v. Fleischbein bildete, den Sachkundigen längst bekannt waren, ist das Neue, das man durch Goethes Brief erfährt, seine Geistesgemeinschaft mit diesen Kreisen. Von sich aus ist Burdach in seinem 'Faust und Moses' schon vor Jahren (Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften 1912 S. 757/60) auf die Vermutung einer starken Beeinflussung des

[1]) Wernle druckt versehentlich: Erfurt.

jungen Goethe durch die Mystik der Guyon gekommen, wobei er die Klettenberg als Vermittlerin annahm. Aber ihm fehlten die Belege für die Lektüre der Guyon aus Goethes Selbstzeugnis, und er übersah auch, daß der herrnhutische Typus der Klettenberg sich scharf abhebt von der Mystik der Frau v. Guyon. Jetzt erfahren wir aus dem neuen Goethebrief, daß in einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens (Anfang 1774) Goethe in seinem Frankfurt den Verkehr zwischen den beiden getreuen Jüngern der Guyon, dem Herrn v. Fleischbein und Dutoit, vermitteln half, daß er speziell das 'Leben' der Frau v. Guyon eine Zeitlang in den Händen hatte, daß er selbst sich in seinem Schreiben an den alten Herrn der frommen Sprache bediente und sich gleichzeitig im festesten Freundschaftsbund mit der Klettenberg wußte, dabei aufgeschlossen für jeden echten Klang von Frömmigkeit. Nicht lange vorher hatte er den berühmten 'Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***' veröffentlicht, der ihm im Sturm die Freundschaft Lavaters eintrug. Es wird einem heute kaum einfallen, die Frömmigkeit dieser Periode in Goethes Leben zu überschätzen; sonst müßte man ihn nur auf die gleichzeitigen Briefe im 'Jungen Goethe' von Max Morris verweisen, aus denen man ersieht, wie ganz andere Töne derselbe Goethe von sich zu geben vermochte. Aber bedeutsam bleibt diese fromme Episode auf alle Fälle doch: das Schöpferische in Goethe war niemals vorher oder nachher so mächtig wie inmitten dieser frommen Periode."

## 2. An den Senat der Akademie der Künste zu Berlin.

Wohlgebohrne
Insonders hochgeehrteste Herren,

Für die anhaltenden Bemühungen, welche ich seit mehreren Jahren auf die Künste gewendet, ist es mir eine schmeichelhafte Belohnung, daß die Königl. Akademie mich zu ihrem Ehrenmitglied hat ernennen wollen. Zugleich sehe ich dadurch meine Verbindungen mit Männern, denen es Ernst um die Ausbreitung der Kunst ist[1]), erweitert und die angenehmste Hofnung sowohl für mich als für die Sache eröffnet.

Meinem aufrichtigen Dancke füge ich die Versicherung hinzu: daß ich eifrig wünsche, zu dem rühmlichen Entzweck, welchen sich die Akademie vorgesteckt, nach meinen wenigen Kräften mitwürcken zu können.

Der ich mich mit vollkommner Hochachtung unterzeichne

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

Weimar d. 27. Febr. 1789. J. W. v. Goethe.

Eigenhändig(?); einzuschalten Briefe 9, 90 als Nr. 2732 a. — Die Handschrift (zusammen mit der des folgenden Briefes) im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, Rep. 76, Abt. III Nr. 169; gedruckt in der 'Zeitschrift für Bücher-

[1]) Vor allem ist zu denken an Karl Philipp Moritz, der 1789 zum Professor der Altertumskunde an der Berliner Akademie ernannt wurde. Im großen Schema zu 'Dichtung und Wahrheit' heißt es unter 1789: „Moritz [in Weimar] bis ins Frühjahr. 10. Febr. Mitglied der Berliner Academie der Künste" (Werke 26, 359).

freunde', Neue Folge 11 II, 164, in dem Aufsatz 'Goethe als Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste. Mit zwei ungedruckten Briefen Goethes. Von Dr. phil. Charlotte Steinbrucker in Berlin'.

## 3. An Friedrich Anton Freiherrn v. Heinitz.

Hochwohlgebohrner Freyherr,
Besonders hochzuverehrender Herr,

Ew. Exzel. gnädigen Gesinnungen verdancke ich es vorzüglich, daß die königliche Akademie der Künste auch mich zu einem Ehrenmitgliede ernennt, ich verfehle nicht meinen schuldigsten Danck dafür abzustatten.

Der Einfluß den Ew. Exzel. auf dieses schöne Institut haben wird die Schwierigkeiten überwinden, mit welchen jedes Unternehmen dieser Art zu kämpfen hat.

Ich würde es mir zur angenehmsten Pflicht rechnen, wenn ich nach meinen wenigen Kräften mir[1]) einiges zu Beförderung so rühmlicher Absichten beytragen könnte.

Der ich mich mit vollkommener, empfundener Verehrung unterzeichne

Ew. Exzel.
ganz gehorsamster Diener

Weimar d. 2. März 1789. J. W. v. Goethe.

Eigenhändig (?); einzuschalten Briefe 9, 94 als Nr. 2735a. — Wegen der Handschrift und des ersten Drucks vgl. das zum vorhergehenden Brief Gesagte. — F. A. Freiherr v. Heinitz (1725/1802), preußischer Staatsminister, war Kurator der Akademie der Künste zu Berlin; als Chef des Bergwerk- und Hüttendepartements hat er auch für das Bergwerk zu Ilmenau Teilnahme bekundet und wird von Goethe deshalb am Schluß der 'Vierten Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau' (vom 24. Febr. 1791) unter denjenigen genannt, denen „für ihre Teilnehmung öffentlicher Dank" abzustatten sei (Werke 53, 319).

## 4. An Vinzenz Raimund Grüner.

Das Paket, werthester Herr Grüner, ist zur rechten Zeit glücklich angekommen und wir haben Ihre Erfindungen und Compositionen zwar etwas sonderbar doch genugsam interessant gefunden. Die Ausstellung hat sich dieses Jahr leider abermal verspätet, die Preisertheilung ist noch nicht geschehen und das öffentliche Urtheil wird erst zum neuen Jahr mit der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung erscheinen.

Möchten Sie mir bis dahin noch einige nähere Aufschlüsse über die Intention geben welche Sie bey der Darstellung eines letzten

[1]) Sollte in der Handschrift statt „mir" nicht „nur" stehen?

schauerlichen Moments der Sündfluth gehabt, so würden Sie mich verbinden; denn ob man gleich im Ganzen die Absicht nicht verkennt, so lassen sich doch die einzelnen Andeutungen nicht durchaus dechifrieren.[1])

Die kleine mir überschickte Reisebeschreibung[2]) könnte man gelegentlich zum Druck befördern. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 27^n Octobr. 1804. Goethe.

[Adresse:] An Herrn Vincenz Grüner auf dem hohen Markt Nr. 552 im 4^n Stock auf der vordern Stiege in Wien. frank.

Schreiberhand (mit Ausnahme der Namensunterschrift); einzuschalten Briefe 17, 207 als Nr. 4974a. — Handschrift im Besitz von Dr. Karl Kupelwieser in Wien; gedruckt in dem Aufsatz 'Goethe und Vinzenz Raimund Grüner. Mit einem unbekannten Goethebriefe. Von Otto Erich Deutsch in Wien', in der 'Zeitschrift für Bücherfreunde', Neue Folge 11^II, 1901. — Goethes Tagebuch 28. [nicht: 27.] Okt. 1804: „An Hrn. Vincenz Grüner nach Wien" (auch in den „Postsendungen" unterm 28. Okt. aufgeführt Briefe 17, 334).

Über den österreichischen Maler, Zeichner, Radierer und Schriftsteller V. R. Grüner ist sehr wenig bekannt. Im Jahre 1804 beteiligte er sich als Bewerber um den Preis für die von den „Weimarischen Kunst-Freunden" gestellte Aufgabe; eine der von Goethe für seine 'Tag- und Jahres-Hefte' von 1804 verfaßte, nachmals in den Druck jedoch nicht aufgenommene Bemerkung lautet: „Zur sechsten Kunstausstellung war die große Überschwemmung, wobei an die Sündflut gedacht werden konnte, vorgeschlagen und Grüner von Wien der Preis erteilt" (Werke 35, 313). Daß „Preis" hier nicht wörtlich zu nehmen ist, zeigt der im wesentlichen von Heinrich Meyer verfaßte Aufsatz 'Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1804 und Preisaufgabe für das Jahr 1805' gedruckt als Beilage zum ersten Vierteljahr der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1805' 1, I XII); wegen Goethes Anteil an diesem Aufsatz vgl. seinen Brief an Knebel 20. März 1805: das Lob, das Knebel der Arbeit zolle, gehöre „eigentlich Meyern allein: denn meine Redaktion dabei will nicht viel heißen". Jedenfalls geben Meyers Ausführungen auch die Ansicht Goethes über die Grünersche Arbeit wieder. In der 'Vorerinnerung' heißt es: „Es ereignete sich ... der unerwartete Fall, daß, nach angestellter ernstlicher Prüfung, mehrere der eingesandten Werke, bei eigentümlichen Vorzügen, überhaupt ein gleiches Maß von Verdienst zu haben schienen, dergestalt, daß man sich für kein einzelnes entscheiden, keinem den Preis zu erteilen im Stande war"; leider habe man sich begnügen müssen: „nur von einem Stück, dem wir uns vorzüglich geneigt bekennen, durch einen in Kupfer gestochenen Umriß, von allen übrigen aber bloß durch Beschreibung Rechenschaft zu geben". In der 'Beurteilung' (S. II) heißt es sodann über Grüners Werk: „Die vorgesetzte Kupfertafel stellt den ganzen Inhalt der mit Farben angewaschenen Zeichnung Lit. A. ['Das verderbteste Menschengeschlecht beschleunigt seinen Untergang'] vor Augen, ... Der Künstler hat über seine Figuren, die er als letzte Reste eines entarteten Menschengeschlechts darstellen wollte, alle Schrecknisse des furchtbaren, nahen, unabwendbaren Verderbens zusammengehäuft. ... Doch ein Kunstwerk sollte nicht nur ein bedeutendes, sondern auch zugleich ein schönes und gefälliges Werk sein. .. von dieser Seite sind die Foderungen der Kunst hier unbefriedigt geblieben. Die Figuren bilden keine angenehme

[1]) Grüner hat die gewünschten „näheren Aufschlüsse" am 23. März 1805 an Goethe gesandt; sie scheinen verschollen zu sein.

[2]) Nicht ermittelt.

Gruppe, sondern hängen wie eine Kette zusammen. In Hinsicht auf anatomische Richtigkeit der Zeichnung sind sie zwar nicht ohne Kenntnis ausgeführt, ... eigentliche Wohlgestalt aber hat der Künstler den Formen nicht mitgeteilt. ... Wir sehen uns übrigens mit Vergnügen zu dem Zeugnis veranlaßt, daß Hn. Grüners Werk unter allen den Gegenstand unserer Aufgabe darstellenden das originelleste, ausdruckvolleste und in seinen Elementen auch am zweckmäßigsten erfundene war. — Die wichtigsten Erinnerungen, welche wir zu machen haben, betreffen nicht die Unzulänglichkeit, sondern das Überflüssige des Inhalts. Hätte der Künstler das lautere Gold seiner Erfindung (wir verstehen darunter die allgemeine Überschwemmung, die letzte Zuflucht auf den Baum und den Umsturz desselben) von Schlacken mystischer Beziehungen frei gehalten: so würde in Hinsicht des poetischen Werts der Anlage sein Werk alles leisten, was wir bei der Aufgabe zu fordern uns berechtigt glaubten." Nach Besprechung von acht andern, denselben Gegenstand behandelnden Werken kommt Meyer nochmals auf Grüners Arbeit zurück (S. V): „... durch moralisch mystische Bedeutung wird ohne Zweifel die Grenze der Aufgabe und des besten Geschmacks in der Kunst überschritten. Sein Werk ist wahrlich dadurch keines höheren Interesse fähig geworden, daß die auf demselben dargestellten Menschen des Unterganges wert sind, und das blind wütende Element ein gerechter Rächer an ihnen wird. Die in der Entfernung erscheinende, von Sonnenstrahlen überleuchtete Arche läßt noch nicht jede Hoffnung zur Rettung verschwinden. Die Arche an sich ist eine bloße Hieroglyphe, keineswegs anschaulich bedeutend, der Sonnenstrahl schwächt sogar das Hochtragische der Szene und ist nur zu entschuldigen, wenn der Künstler die Einbuße, die hier geschieht, auf der anderen Seite wieder durch Benutzung zum Effekt, Farbenspiel usw. gewinnt." Endlich werden in dem Abschnitt 'Kolorierte Zeichnungen' (als Nr. 13, 14 und 15 der Ausstellung) drei weitere, gleichzeitig eingesandte Werke Grüners kurz besprochen (S. VII): „Eigene Erfindungen. Eines stellt die heilige Familie, ein anderes Johannes in der Wüste predigend, das dritte den Ausgang aus der Arche dar. Alle drei erregen lebhaft den Wunsch, daß die geistreiche Erfindung, welche besonders in dem letzten Stück viel Anziehendes hat, von besserem Geschmack in den Formen und Anlage der Gewänder, auch kunstgerechter Anordnung der Figuren begleitet sein möchte." —

Späterhin hat Grüner für den in Wien 1810/7 erschienenen Nachdruck von 'Goethe's sämmtlichen Schriften' in 26 Bänden (gedruckt bei Anton Strauß, in Kommission bei Geistinger) die Titelkupfer geliefert (was in Goedeke [3] 4 III, 8 nachzutragen ist). Zwei Schreiben Goethes an Grüner aus den Jahren 1812 und 1829 f. Briefe 22, 303. 45, 296.

## 5. An August v. Goethe.

Da wir nicht auf die Botenweiber zu warten brauchen, schreibe dir durch die Post und ersuche dich mir gleichfalls durch die Post zu senden:

das Manuscript meiner Ital. Reise. Erste Abtheilung und zweyte, von Carlsbad bis Verona. Du findest sie in Mutters Schreibtisch, wo das Ganze liegt.[1])

Heymiana sind angekommen.[2]) Lebe wohl. sende von Zeit zu Zeit.

Jena d. 29 Jun 1816 G

[1]) Christiane war am 6. Juni gestorben.

[2]) Katalog der vollständigen Suitensammlung der Gesteine des Thüringer Waldes von Johann Ludwig Heim in Meiningen, die dieser dem Mineralogischen

Auch wünsche daß du dem Kutscher welcher dieses überbringt ein Paar Stiefeln mitgebest.

Das Mspt kann mit der Post kommen

Eigenhändig; einzuschalten Briefe 27, 73 als Nr. 7441 a; faksimiliert im 'Katalog der Sammlung Kippenberg' (Leipzig 1913) Tafel 3, gedruckt im 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' 1 (1921), 61. — Goethes Tagebuch 28. [nicht: 29.] Juni: „Brief nach Weimar."

## 6. An Theodor Kräuter.

Durch Herrn Reg. Rath Schmidt[1]), vermelde kürzlich daß heute Ihr Packet, mein lieber Kräuter, so wie eine Depesche von H. v. Voigt[2]), so auch von H. Kirms[3]), durch die Post erhalten habe.

Dienstag d. 26ten fährt, wie ein früherer Brief[4]) schon anzeigt, der Wagen hierher H. Meyer abzuholen.[5]) Ich wünsche ein Bund Federn, auch ein Buch Packpapier zu erhalten. Auch das von H. Grimm gesendete Lied vom Hildebrand.[6])

Das Bad hat mir viel Guts erwiesen, freylich muß man nicht hoffen der Übel[7]) durchaus los zu werden; doch will ich es noch einige Zeit versuchen, der Winter wird sonst gar zu lang. Ich wünsche daß der Kammerrath in Jena gute Geschäfte mache, und daß ich bald davon erfahre.

Vom Rheine her habe ich gute Nachrichten.[8]) St Roch ist glücklich angekommen und gut aufgenommen worden.[9])

Museum überwiesen hatte unter der Hauptbedingung: „daß sie in der vom Besitzer beliebten Ordnung verbleibe und den Nachkommen als Beleg [zu] dessen geognostischer Theorie überliefert werde" (Goethe an J. G. Lenz, 23. Juni 1816). Goethes Tagebuch 28. Juni: „Der Heimsche chronologische Katalog kam an." Vgl. Goethe an Heim 25. Sept. 1816.

[1]) Christian Friedrich Schmidt, Bruder des Amtsphysikus Karl August Schmidt in Tennstädt (bei dem Goethe wohnte).

[2]) Christian Gottlob von Voigt d. ä. (vgl. Goethe an diesen 26. August).

[3]) Vgl. Goethe an Kirms 25. [27.] August.

[4]) Nicht bekannt.

[5]) Heinrich Meyer war am 30. Juli abends in Tennstädt eingetroffen, reiste am 28. August früh nach Weimar zurück.

[6]) Wilhelm Grimm hatte die Ausgabe des Hildebrand-Liedes (Cassel 1812) mit Brief vom 1. August 1816 übersandt (s. Schriften der G.-G. 14, 206); Goethe beschäftigte sich mit dem Gedicht am 28., 29. und 30. August (Tagebuch).

[7]) Goethe an Zelter 22. Juli: „... weder Gelenke noch Haut wollen mehr dem Willen gehorchen und spielen ihr eignes unbequemes Spiel"; an seinen Sohn 6. August: „Das Frisel am rechten Arm, das mich schon ein viertel Jahr quält, ist so gut wie weggezehrt. Auch in Gliedern und Gelenken fühl ich mich freier."

[8]) Goethes Tagebuch 20. August: „Briefe von [Sulpiz] Boisserée und [Franz] Brentano."

[9]) Das für die Rochus-Kapelle bei Bingen bestimmte Gemälde Luise Seidlers, das diese nach Heinrich Meyers (durch Goethe veranlaßte) Zeichnung ausgeführt hatte; vgl. Goethes Aufsatz 'Neues Gemälde in der Rochus-Capelle zu Bingen' (Werke 49 I, 358) und die Abbildung in 'Kunst und Altertum' Band 1 Heft 2.

Das Rochus Fest von 1814 bringe in sauberer Abschrift mit.[1]) Carl hat sich gut gehalten.[2])

Grüßen Sie H. Bibliothekar[3]) schönstens, und besorgen daß Hofr Meyer die in meinem letzten Brief[4]) bezeichneten Bücher, wo möglich vorfinde.

Setzen Sie die Weimarische Chronik fort, sie interessirt mich sehr. Leben Sie recht wohl und halten Sie Sich frisch.

Tennstedt d. 20. Aug 1816 Goethe

Eigenhändig; einzuschalten Briefe 27, 145 als Nr. 7486a; gedruckt im 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' 1 (1921), 62. — In Goethes Tagebuch nicht vermerkt.

## 7. An Theodor Kräuter.

Mit aufrichtigem Wunsche daß Ihr Vorhaben das Glück Ihres Lebens machen möge und mit Versicherung jeder Theilnahme an Ihrem Wohl schreibe und sende dieses eilig durch Gelegenheit nach Erfurt. Inlagen besorgen Sie baldigst. Grüßen meinen Sohn. Nur fortgesetzter Fleiß mindert die Ungeduld bald wieder in Weimar zu seyn.

Tennstedt d. 2. Sept. 1816 G

[Adresse:] Herren Sekretair Kräuter.

Eigenhändig; einzuschalten Briefe 27, 162 als Nr. 7493a; gedruckt im 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' 1 (1921), 64. — In Goethes Tagebuch nicht vermerkt.

Kräuter hat auf den (hier unter Nr. 6 abgedruckten) Brief Goethes an ihn vom 20. August die auf obigen Brief bezügliche Bemerkung geschrieben: „Als Erklärung zu folgendem Blatte bemerke hierbei, daß ich zu meiner vorhabenden ehlichen Verbindung mit Dlle Friedericke Wenzel an Se. Excellenz nach Tennstädt schrieb und um Hochderoselben Einwilligung bat, welche mir denn auch nicht versagt wurde. Die Trauung wurde den 3. Sptbr. 1816 wirklich vollzogen."

## 8. An den Großherzog Karl August.

Ew Koniglichen Hoheit

fühle mich vielfach verpflichtet für den herzlichen Morgengruß[5]) der mein ganzes Haus durchleuchtet hat. Wohl ist es also! Das neueintretende Lebendige[6]) hat die Kraft uns im Leben zurückzuhalten,

[1]) Goethes Aufsatz 'Sanct Rochus-Fest zu Bingen. Am 16. August 1814' (veröffentlicht in 'Kunst und Altertum' 1 II, 63/132).

[2]) Ferdinand Schreiber, 1815/7 Diener Goethes.

[3]) Vulpius, Goethes Schwager.

[4]) Nicht bekannt.

[5]) Des Großherzogs Glückwunschbrief vom 30. Okt. (Briefwechsel 3, 283) schließt mit den Worten: „Guten Morgen. Carl August."

[6]) Goethes Enkelin Alma, gestorben 17jährig am 29. Sept. 1844 zu Wien.

wenn wir uns auch allenfalls bequemten es endlich zu verlassen. Möge Dauer und Glück Hochstjhro Familie durchaus verliehen, mir aber und den Meinigen Neigung, Gunst und Gnade für und für gewährt und erhalten seyn!

Weimar
d 1 Nov.
1827.

unterthänigst
J W v Goethe

Eigenhändig; einzuschalten Briefe 43, 140 als Nr. 99a (und im 'Briefwechsel', herausg. von Hans Wahl, 3, 283 als Nr. 1194a). — Die Handschrift, im Besitz des Senators Gustav Rassow in Bremen, faksimiliert in der 'Zeitschrift für Bücherfreunde', Neue Folge Jahrg. 11 Heft 3, gedruckt ebenda 11 I, 51: 'Ein unbekannter Brief Goethes. Mitgeteilt von Maria Rassow in Weimar'. Goethes Tagebuch 29. Okt.: „Mittags, eine Enkelin war angekommen"; 30. Okt.: „[Früh] Schriftlicher Glückwunsch von Serenissimo beantwortet ... [Vormittags] Besuchte Ottilien."

# Nachträge zu Goethes Gesprächen[1]

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

## 1. Pauline Gotter.

Am 24. Mai 1810 schließt Christiane ihren Brief an den in Karlsbad weilenden Gatten mit dem Stoßseufzer: „Ist denn die Bettine in Karlsbad angekommen und die Frau von Eybenberg? Und hier sagt man, die Silvie und Gottern gingen auch hin. Was willst Du denn mit allen Äuglichen anfangen? Das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein ältstes, mich, ich bitte Dich." Ja, seit dem Sommer 1808 gehörte auch die „Gottern" zu jenen „Äugelchen", aus deren Glanz das Herz des Dichters sich allezeit neue Jugend, neues Leben sog.

Zwar kennen wir Pauline, die jüngste Tochter des Dichters Gotter in Gotha, längst, vornehmlich aus Goethes Briefen, aus seinen 'Tag- und Jahres-Heften', aus dem Briefwechsel des Philosophen Schelling und aus dem Werk 'Caroline' (das Georg Waitz 1871 veröffentlicht, Erich Schmidt 1913 neu und mannigfach bereichert herausgegeben hat); aber doch erst ganz neuerdings hat ein kleines, überaus liebenswürdiges Buch uns durch geschmackvolle Sammlung des Bekannten, aber weit Verstreuten, sowie durch Erschließung unbekannter Quellen das Bild dieser anmutvollen Mädchengestalt und ihre Bedeutung für Goethe ins rechte Licht gestellt: 'Goethe und Pauline Gotter. Mit Benutzung ungedruckter Briefe von Eberhard Waitz' (dem Sohne des ebengenannten Georg Waitz), verlegt in der Hahnschen Buchhandlung zu Hannover 1919. Es erscheint angebracht, gerade in gegenwärtigem Bande des Jahrbuchs, der uns Goethes Beziehungen zu Schelling in der Abhandlung von Otto Braun vorführt, auch dasjenige mitzuteilen, was Eberhard Waitz in seinem Büchlein Neues bringt über den persönlichen Verkehr Goethes mit der späteren Gattin Schellings.

Luise Seidler aus Jena, die als Schülerin der Stielerschen Lehranstalt in Gotha sich früh mit Pauline befreundete, bezeichnet diese als ein „anmutiges feines Mädchen, welches man seines aparten Wesens halber 'das Prinzeßchen' nannte"; und wenn nach Karoline Schlegel-Schellings Brief an Paulinens Mutter (vom 12. Okt. 1807) „die holden Künste alle den Gotterschen Töchtern verwandt" waren, so läßt sich leicht denken, daß dies „Aparte" in Paulinens Natur auf Goethe sogleich starken Eindruck machte, als er sie 1808 zu Karlsbad kennenlernte. In seinen Briefen an Silvie v. Ziegesar (eine der vertrautesten Freundinnen Paulinens) aus dem November 1808 nennt Goethe sie zwar ein „*eignes Wesen, wie ich's noch nicht kannte, bald liebevoll und zutraulich, bald neckend und eigen*", und hebt ihr „wechselndes" Betragen hervor; im ganzen aber muß Pauline doch höchst wohltuend, harmonisch auf ihn gewirkt haben. Dafür spricht auch jenes oben (S. 260) mitgeteilte Distichon, das einzige bisher bekannt gewordene Gedicht Goethes an sie.

---

[1]) Siehe auch S. 282/90.

Noch ohne Kenntnis der im Folgenden wiedergegebenen Stellen aus Briefen Paulinens, konnte Oskar Walzel (in seiner Einleitung zu 'Goethe und die Romantik', Schriften der G.-G. 13, LXXVI) sehr wohl sagen: Goethe habe sie „väterlich geliebt". Jetzt glaubt Eberhard Waitz mit Recht, auf Grund der von ihm neu erschlossenen Briefschaften vermuten zu können: „daß die Empfindungen Goethes für Pauline etwas tiefer gegangen sind, als man gemeinhin angenommen hat", und daß infolgedessen Züge ihres Wesens in Goethes damals entstandenen Dichtungen erkennbar sein möchten. Insbesondere regt Waitz zu genauerer Untersuchung der Frage an: ob in den 'Wahlverwandtschaften' dergleichen aufzufinden sei. Ähnelt die Luciane dieses Romans in manchem Bettinen Brentano, für die Gestalt der Ottilie könnte (außer Wilhelmine Herzlieb) die „geliebte Pauline" und die „camera clara" ihres „feinen Gemüts" sehr wohl einige Züge geliehen haben (vgl. Goethe an Pauline 4. Juli 1810 und 16. Nov. 1808; mit dem Ausdruck „camera clara" erinnert Goethe sie an den gemeinsamen Besuch einer Camera obscura, der am 14. Nov. 1808 in Weimar stattgefunden hatte und in Goethes Tagebuch vermerkt ist). Die Briefe Paulinens an Schelling beweisen, daß die 'Wahlverwandtschaften' auf sie einen ganz persönlichen, tiefen Eindruck gemacht haben, über den sie näher sich auszusprechen vermied. —

Als Goethe Pauline Gotter am 14. Juni 1808 in Karlsbad kennenlernte, stand sie im 22. Lebensjahre (geb. 29. Dez. 1786). Am 10. Juni 1812 vermählte sie sich mit Schelling. Ihr sehr glückliches Eheleben war mit sechs Kindern gesegnet.

Pauline verschied am 13. Dez. 1854 in Gotha, vier Monate nach ihrem Gatten, der am 20. Aug. 1854 in Ragaz gestorben war. —

Im Folgenden sind diejenigen Stellen aus Paulinens Briefen wiedergegeben, die von Eberhard Waitz 1919 erstmals veröffentlicht, Nachträge zu 'Goethes Gesprächen' enthalten; als Nr. 4 und 8 wurden, der Zeitfolge entsprechend, zwei weitere Gespräche hinzugefügt, die sich in Plitts Werk 'Aus Schellings Leben' finden, aber in der großen Biedermannschen Sammlung bisher fehlen.

*

### 1. An Margarete v. Schmerfeld, geb. Wild, Gotha, 9. Aug. 1808 (E. Waitz S. 8).

Wer ihn [Goethe] nicht kennt, kann sich keinen Begriff machen, wie liebenswürdig, wie mitteilend und belehrend er in Gesellschaft von wenig Menschen ist, denn in größerer Gesellschaft ist er steif und zurückhaltend. Bei all dem Geist, mit dem er die geringste Kleinigkeit, die er sagt, interessant zu machen versteht, verbindet er eine Herzlichkeit und Natürlichkeit, die einem so viel Zutrauen einflößt, die so zum Herzen spricht, daß man ihm alles sagen könnte und ganz den großen Mann vergißt, der einen sonst genieren könnte. Wir waren beinahe alle Tage mit ihm[1]), und jede bezaubernde Gegend um Karlsbad haben wir mit ihm gesehen, er besuchte uns sehr oft und hat mir sogar botanische Stunden gegeben.[2]) . . . Goethe erzählte

[1]) Goethes Tagebuch von 1808 nennt Pauline am 14/5. 17/20. 23. 25. 28. 30. Juni, 2. 6. 8. 16/7. Juli; unter „wir" ist zumeist, außer Pauline Gotter, Silvie v. Ziegesar und Freifrau Karoline v. Seckendorff, geb. v. Uechtritz, zu verstehen.

[2]) Goethes Tagebuch 6. Juli: „An Dem. Gotter die ersten Elemente der Pflanzenmetamorphose überliefert. Mit ihr spazieren"; 8. Juli: „Gegen Mittag

mir viel von dem Harz den 6. Juli bei einer Landpartie, die wir zusammen machten, weil er fand, daß die Gegend Ähnlichkeit damit hätte.[1])

2. An Margarete v. Schmerfeld, geb. Wild, Gotha, 21. Juli 1809 (E. Waitz S. 19).

So herrlich, so groß seine Werke in jedem Betracht sind, so kommen sie doch in keinen Vergleich gegen seine mündliche Unterhaltung, und es ist der reichste Genuß, den ich gefunden habe. Aber ich glaube auch, daß seine Gegenwart sehr gefährlich sein kann, und ich versichere Dich, daß ich mein ganzes bißchen Verstand zusammen genommen habe, um mir jeden Augenblick klar zu gestehen, daß alle süßen Worte, die er mir ins Ohr raunte, nicht mir insbesondere, sondern jedem jungen Mädchen gelten würden. Ich war weniger besorgt, daß meine Eitelkeit aufgeregt wurde (denn die ist wahrhaftig bei mir nicht sehr groß), als daß mein Herz mit meinem Kopf davon laufen möchte, wenn ich ihn mit der größten Zärtlichkeit und mit den geistreichsten Wendungen um die Erlaubnis bitten sah, mir die Hand zu küssen, da er gegen andere vornehm, steif zurückhaltend und herablassend ist. Keine Seele hat das von mir erfahren; aber in den Busen der liebsten Freundin kann man es wohl ausschütten. Es ließe sich noch viel und mancherlei darüber sprechen und mitteilen, wenn ich nicht immer bei solchen schriftlichen Ergießungen die Angst hätte, daß der Zufall jemand anders den Inhalt in die Hände spielen [könnte], und ich wäre schon außer mir, wenn auf diesen Zeilen andere als Deine freundschaftlichen Blicke ruhten. Also alles bis zu einer schöneren Zeit, die doch endlich kommen muß. A propos, wenn Du einmal Zeit und Muße hast, könntest Du mir eine Freude machen und was recht Hübsches ausschneiden. G. hatte allerlei Ausgeschnittenes, und da sagte ich ihm, ich hätte eine Freundin, die viel schönere Dinge in der Art machte, von der ich ihm bei Gelegenheit etwas verschaffen wollte.[2])

3. An ihre Mutter, Drakendorf(?), 4. Jan. 1811 (E. Waitz S. 31).

Ich frug Goethe, ob er nicht auch 'Die Blume und die Schärpe', unser Lieblingsstück, aufführen lassen wollte. Er ist eben so entzückt

bei Dem. Gotter. Botanische Gegenstände." An ihre ältere Schwester Karoline schreibt Pauline 6. Sept. 1808: „oft ist er früh gekommen mir botanische Stunden zu geben, und einigemal hat er mich ganz allein zu weiten Spaziergängen abgeholt" (Georg Waitz: 'Caroline und ihre Freunde. Mitteilungen aus Briefen', Leipzig 1882, S. 100).

[1]) Goethes Tagebuch 6. Juli: „Nach Tische mit beiden Frauenzimmern [Pauline und Freifrau v. Seckendorff] nach Aich gefahren und etwas weiter. Dann ausgestiegen und zu Fuß ins Egertal nach den Heilinger Felsen. Interessante riesige Felsenwand und Wasserpartie."

[2]) Dies alles muß sich noch auf das Jahr 1808 beziehen; 1809 fand, soviel ich sehe, nur gelegentlicher Briefwechsel zwischen Goethe und Pauline statt.

wie wir davon, meinte aber, es sei doch beinah zu zart, um es auf das Theater zu bringen.[1]) 'Die Andacht am Kreuz' wird dann nach dem 'Standhaften Prinzen' eingelernt werden.[2]) . . . Daß Dir 'Wanda'[3]) nicht gefallen, hab ich mir vorgestellt; Du denkst auch wie Sophie Baumbach, die damals sehr naiv äußerte: so eine Vereinigung nach dem Tode gefiele ihr gar nicht, über welche Äußerung sich der alte Herr fast ausschüttete, aber ihr auch vollkommen Recht gab.[4])

4. An Schelling, Gotha, 16. März 1811 (G. L. Plitt: 'Aus Schellings Leben' 2, 246).

Auch noch einen heitern Wintertag habe ich mit Goethe sehr vergnügt in Drakendorf verlebt, wo er in der besten Laune von der Welt viel Schönes und Herrliches gesagt. Er besuchte uns mit Knebel; wir hatten es darauf angelegt, die alten Herrn recht aufgeräumt zu haben, und uns deswegen ihnen zu Ehren auf das zierlichste und gewählteste geputzt; das verfehlte denn auch seinen Zweck nicht und sie versicherten zuletzt: ihre Füße hätten zwar nicht getanzt, aber ihre Herzen.[5])

5. An ihre Mutter, [Drakendorf, 13. Juli] 1811 (E. Waitz S. 36).

Die Schopenhauer, die Frommann und Goethe überraschten uns um 4 Uhr, auch etwas später kam noch Köthe mit dem berühmten Landschaftsmaler Friedrich aus Dresden und noch ein Bildhauer, dessen Namen ich vergessen habe.[6]) Wir konnten im Freien sein und

---

[1]) 'Die Schärpe und die Blume von Calderon (in Goethes Tagebuch 28. Jan. 1808, 1. und 8. März 1809 genannt) kam in Weimar nicht zur Aufführung.

[2]) 'Der standhafte Prinz' wurde in Weimar zum ersten Male am 30. Jan. 1811 aufgeführt; zu einer Aufführung der 'Andacht zum Kreuze' kam es nicht.

[3]) 'Wanda, Königin der Sarmaten' von Zacharias Werner, in Weimar zum ersten Male am 30. Jan. 1808 aufgeführt.

[4]) Sophie v. Baumbach, Hoffräulein der Herzogin Luise, später verheiratet mit dem Geognosten Wilhelm Ludwig v. Eschwege, Generaldirektor der Goldbergwerke Brasiliens. (Goethes Tagebuch nennt Sophie v. Baumbach nur am 14. Nov. 1808.)

[5]) Goethes Tagebuch 20. Jan. 1811: „Mit Major v. Knebel nach Drakendorf. Daselbst zu Tische. Kam nachher Hofrat Stark. Abends nach Hause." Knebel an seine Schwester Henriette, 27. Jan. 1811: „Den Sonntag den 20. fuhr ich mit Goethe nach Drakendorf, und Himmel und Erde waren mit ungemein hellen und reinlichen Farben geschmückt. Wir wurden daselbst sehr freundlich aufgenommen . . . Silvia [v. Ziegesar] und Pauline Gotter, die sich einige Zeit bei diesen aufhält, erschienen in niedlicher Schweizertracht. Sie hatten kurze rote Mieders, mit schwarzen Sammtbändern eingefaßt, und das übrige war alles sehr proper von weißem Zeug. Auch hatten sie die Haare hübsch geflochten, und waren sehr freundlich und graziös" (Briefwechsel S. 517).

[6]) Goethes Tagebuch 10. Juli 1811: „Mit Mad. Frommann und Schopenhauer nach Drakendorf, Prof. Köthe, Friedrich von Dresden und Kühn." Mit dem Bildhauer Kühn und dem Maler Friedrich, beide aus Dresden, war Goethe,

in dem hübschen Gartenhäuschen das chinesische Getränk einnehmen. Friedrich zeichnete die Lobedaburg, und die ganze Gesellschaft war recht aufgeräumt und guter Dinge, und man konnte wahrlich in einer Stunde mehr Interessantes hören als in den gothaischen Theegesellschaften das ganze Jahr. Der alte Herr war auch ausnehmend holdselig, hat mir wiederholt, wie ihn das Westchen mit dem blauen Band gefreut hätte, mir versichert, ich würde alle Tage hübscher, und sich mehr dergleichen artiger Redensarten bedient. (Da Du doch auch wissen willst, was die Leute sprechen.) Gegen Abend kam er auch auf seinen Wetzlarischen Aufenthalt, von dem er viel lustige Dinge erzählte, und besonders wurde er sehr munter und ausführlich bei Ordensgeschichten, die er mit dem Vater und noch einigen andern gehabt hat.[1]) Du kannst denken, wie mich das interessirt hat.

6. An ihre Mutter, Drakendorf, 31. Juli 1811 (E. Waitz S. 36/7).

Ferner habe auch ich vergebens geforscht, warum er Karlsbad so früh verlassen hat, und wie ich eine Frage deshalb wagte, meinte er — es wäre ja gar nicht hübsch, wenn man den Freund fragte: warum so bald? man müßte immer fragen: warum so spät?[2])

7. An ihre Mutter, 25. Sept. 1811 (E. Waitz S. 38).

Arnims sind von W. [Weimar] fort, und ich habe Euch eine köstliche Geschichte von ihnen zu erzählen: einen Zank betreffend zwischen Bettina und der Frau Gemeinerätin: Ihr lacht Euch tot, wenn Ihrs hört. Dank sei's der Vulpiade, ich habe nun nichts mehr von dieser Nebenbuhlerin zu befürchten. Goethe hat sie nicht wieder sehen wollen![3])

---

wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, schon am 9. Juli in Jena zusammengetroffen und hatte den Abend mit ihnen bei Bohns verlebt; vgl. Theodor Gaedertz: 'Bei Goethe zu Gaste' S. 98.

[1]) Von diesen nennt Goethe bei der ausführlichen Beschreibung des Wetzlarer „Ritterwesens" und der „Ordensgeschichten" in 'Dichtung und Wahrheit' Buch 12, außer Paulinens Vater: August Friedrich v. Goué und den Baron Christian Albert v. Kielmannsegge.

[2]) Goethe war 1811 nur vom 17. Mai bis 28. Juni in Karlsbad, und zwar mit Christiane (vgl. 'Goethes Ehe in Briefen' S. 407). Nach der Rückkehr aus Karlsbad nennt Goethes Tagebuch Paulinen am 2. und 16. Juli, wo sie bei Bohns und Frommanns zusammentrafen.

[3]) Am 18. Sept. hatte Pauline an ihre Schwester Julie geschrieben: „Weißt Du denn, daß Arnims 8 Tage in Weimar waren? Bei mir hat sich die Eifersucht mächtig geregt" (E. Waitz S. 38). Bettina, seit 11. März 1811 mit Achim v. Arnim verheiratet, wird in Goethes Tagebuch vom 25. August bis 8. Sept. häufig genannt: wegen des am 13. Sept. in der Kunstausstellung ausgebrochenen Streites zwischen Bettina und Christiane vgl. das hier Folgende aus Paulinens Brief an Schelling, sowie 'Goethes Briefwechsel mit seiner Frau' 2, 430/1 und vor allem Jahrbuch der G.-G. 3, 135/63.

8. An Schelling, Gotha, 23. Okt. 1811 (G. L. Plitt: 'Aus Schellings Leben' 2, 267/8).

Goethen mochte ich nicht nach ihr fragen, er will nichts mehr von ihr hören und sehn, nach einem heftigen und pöbelhaften Streit, der sich zwischen ihr und Frau von Goethe an einem öffentlichen Orte begeben hat. Daß die Gemeinheit nur von Einer Seite obwaltete, hoffe ich zu Bettinens Ehre; wenigstens ist es nur von dieser zum Handgemenge gekommen, wenn man so sagen will, indem sie der unglücklichen Bettine die Brille von der Nase gerissen und auf dem Boden zertrümmert hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß sie Jedermann so die Augen über sich öffnete, wenn auch auf eine etwas sanftmüthigere Weise.[1])

## 2. Immanuel Ilmoni.

Es ist bekannt, wie im letzten Menschenalter von Goethes Leben die Besuche sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehrten, welche die europäische Berühmtheit am Frauenplan zu Weimar aus Ost und West, Süd und Nord erhielt. Den Anteil, den das Volk der Schweden an dieser Verehrung des Genies genommen, habe ich vor kurzem zu schildern versucht[2].) Auch aus dem Schweden benachbarten Finnland kamen einzelne Gelehrte, auf der üblichen Europa-Reise begriffen, nach Weimar und suchten durch Empfehlung Zugang zum Dichter des 'Werther' und 'Faust' zu erlangen.

Wenn wir in Goethes Tagebüchern unterm 29. März 1828 vermerkt finden: „[Morgens] Besuch von Herrn Brunn, einem Finnländer, der von Genf zurück nach Norden geht", so wird es sich wohl um den 1806 geborenen, späteren Physiker und Mathematiker Heinrich Wilhelm Brunn handeln (wie in Goethes Tagebüchern 11, 344 angegeben ist), nicht um den Geschichtsforscher Filip Jakob Brunn (1804/80) aus Fredrikshamn, der von 1840 an als Professor der Geschichte an der Universität Odessa gewirkt hat. — Im Sommer desselben Jahres 1828, als Goethe sich von Weimar nach Dornburg zurückgezogen hatte, erhielt er daselbst, wie von dem großen schwedischen Chemiker Berzelius (20. Aug.), so abermals von einem Finnländer Besuch. Unterm 20. Juli heißt es in seinem Tagebuch: „Auch meldete sich ein Dr. Lindfors aus Finnland." Nach der Anmerkung hierzu (S. 347) soll darunter allerdings der 1782 geborene schwedische Philologe Andreas Otto Lindfors zu verstehen sein; mir wahrscheinlicher handelt es sich aber um den Arzt Martin Johan Lindfors (1800/69) aus Kuopio in Finnland, der bekannt ist als verdienstvoller Förderer der finnischen Sprache.

Ist es mir bis jetzt leider nicht gelungen, Näheres über die Besuche der zwei Genannten bei Goethe zu ermitteln, so kann ich von einem dritten Finnländer, der Weimar im Jahre 1828 aufgesucht hat, wenigstens einen kurzen Bericht mitteilen. Unterm 12. November lesen wir in Goethes Tagebuch: „Um 11 Uhr Frau Großherzogin Mutter. Nachher Dr. Ilmoni aus Finland." Immanuel Ilmoni (1797/1856), Professor der theoretischen und praktischen Medizin an der Universität Helsingfors, Naturphilosoph, bereiste im Herbst und Winter 1828/29 Deutschland; während dieser Reise hat er ein Tagebuch geführt und Briefe an Freunde in der Heimat geschrieben. Zwei dieser Briefe und eine auf Weimar bezügliche Stelle seines Tagebuches liegen

[1]) Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

[2]) 'Sverige i Goethes liv och skrifter. En studie', mit 6 Bildnissen (Stockholm. P. A. Norstedt & Söners Förlag [1921]).

mir vor. Für ihre Auffindung und Übersetzung ins Deutsche bin ich Fräulein Tyra Hjelt (Liljequist) in Helsingfors zu besonderem Danke verpflichtet. Während die beiden Briefe (die ich an anderer Stelle zu veröffentlichen gedenke) über Weimar auffallenderweise so gut wie nichts enthalten, möge die Tagebuch-Stelle hier mitgeteilt sein. Nach Ilmonis Brief an seine Freunde vom 5. Dez. 1828 aus Dresden machte er von Leipzig aus einen Abstecher nach Weimar und Jena. In Weimar hielt er sich zwei Tage auf und besichtigte die Stadtkirche, die Großherzogliche Bibliothek und das Landes-Industrie-Komptoir, in dessen Besitzer Obermedizinalrat Ludwig Friedrich v. Froriep (Bertuchs Schwiegersohn) er zugleich einen ärztlichen Fachgenossen begrüßte. Froriep fragte den Gast, ob er „unsern Löwen“ schon gesehen habe, worauf Ilmoni am 12. November den „Löwen“ besuchte. In seinem Reisetagebuch heißt es:

Ich habe mir wohl schon eine recht große Fertigkeit erworben, ohne Umstände und Verlegenheit mit allerlei Menschen zu verkehren; ich muß aber gestehen, daß eine ganz besondere Ehrfurcht sich meiner Seele bemächtigte, als ich über die Schwelle des merkwürdigen Mannes trat, und die hohe, edle, von acht Dezennien noch nicht gebeugte Gestalt mit dem silbergrauen Haupte mir entgegen trat, mich aufforderte, mich dicht neben ihn zu setzen, und mich mit seinen großen, noch feurigen Augen ansah. Er ist vollständig dem großen schönen Portrait ähnlich, welches man von ihm en face besitzt, vielleicht nur jetzt mit tieferen Zügen des Alters [1]); seine Stimme ist noch recht wohlklingend, seine Gedanken sind klar, und die Fragen, die er stellt, folgen schnell und lebhaft. Das erste, was er mir sagte, als er den Namen meines Wohnorts gehört hatte, war: „Sie wohnen also im Schooße der granitenen Urgebirge?“ und fragte mich dann verschiedenes über die geologische Beschaffenheit Finnlands, — darauf nach dem Zweck meiner Reise und schließlich nach dem Brand der Stadt Åbo [2]), bis ein vornehmer Besuch unser Gespräch unterbrach [3]) und jeden weiteren Verkehr mit dieser bemerkenswerten Persönlichkeit hinderte.

Nach einer Mitteilung, deren Quelle mir unbekannt ist, soll Ilmoni Goethen zum ersten Male, d. h. vor seinem Besuch, im Hoftheater zu Weimar gesehen (nicht gesprochen) haben, während einer Aufführung von Angelys Vaudeville-Posse 'Sieben Mädchen in Uniform'. Das ist ein Irrtum, denn die genannte Aufführung fand am 12. November statt, wo Ilmoni vormittags bei Goethe war (dessen Tagebuch übrigens unterm 12. vermerkt: „Abends für mich“).

---

[1]) Ilmoni meint wohl das 1810 entstandene Ölbildnis von G. v. Kügelgen (nicht das im Mai/Juli 1828 von Stieler gemalte).

[2]) Åbo, die frühere Hauptstadt Finnlands, war 1827 durch eine Feuersbrunst schwer heimgesucht worden.

[3]) In Goethes Tagebuch nicht genannt (allenfalls wäre möglich, daß die Großherzogin Luise, die vor Ilmoni Goethen besucht hatte, inzwischen bei Ottilie v. Goethe gewesen und dann nochmals zu Goethe zurückgekehrt wäre).

# Goethes durchgewachsene Birne

(Ein familiengeschichtlicher und literarhistorischer Beitrag zu Goethes morphologischen Studien)

Hans Gerhard Gräf zu seiner Wiedergenesung dargebracht

Von Friedrich List (Gießen)

Am 27. Okt. 1814, um 4 Uhr, kehrte Goethe von seiner am 25. Juli begonnenen Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden nach Weimar zurück, „wohl und vergnügt", wie er ausdrücklich berichtet, nachdem er überall mit Liebe und Verehrung begrüßt und aufgenommen worden, wobei die „liebevollste Gastfreundschaft in dem nahverwandten Schlosserschen Hause" besondere Erwähnung findet.[1]

Nicht klein waren die Briefschulden, in die ihn die lange Abwesenheit gebracht, zumal niemand bei ihm gewesen, dem er hätte diktieren können.[2] Alsbald kam er ihnen nach.

Mit dem Datum des 2. November 1814 enthält die Sophien-Ausgabe (25, 68) zwei Briefe: den einen an Knebel, an Eichstädt den anderen. Ganz wie das Tagebuch an diesem Tage vermerkt: v. Knebel. Eichstedt Wiesb. Schrift. Hafis?" An diesem Tage aber ist, ebenfalls ausweislich des Tagebuchs, noch eine dritte Sendung abgegangen: „Voigt zwey Spirituosa."

Der Goethesche Briefwechsel läßt mitunter nicht restlos gelöste Zweifel entstehen, welcher Träger dieses Namens Voigt gemeint sein mag, sei es, daß Goethe, wie hier nur von „Voigt" spricht oder auch einen Titel hinzufügt, den mehrere dieses Namens tragen, ich denke namentlich an „Bergrat."[3]

---

[1]) Goethes Tagebücher 5, 135; Briefe an F. A. Wolf 8. Nov., an Zelter 31. Okt. 1814.

[2]) Brief an Knebel 2. Nov. 1814.

[3]) Auch die Großherzogin Luise betitelt den Voigt, um den es sich für uns handelt, „H. Bergrath Voigt Professor der Medizin zu Jena" (Goethe-Jahrbuch 1886, 7, 156).

So identifiziert die Sophien-Ausgabe zu Recht den im Briefe an J. F. H. Schlosser vom 15. Okt. 1813 erwähnten „Bergrath Voigt" nicht als den Bergrat in Ilmenau, Johann Karl Wilhelm Voigt [1]), sondern als den Professor der Medizin Geh. Hofrat Friedrich Siegmund Voigt in Jena.[2]) Und im Register zu Goethes Tagebüchern ($15^{II}$, 58) ist als Adressat der unterm 2. Nov. 1814 erwähnten Sendung gleichfalls richtig Friedrich Siegmund Voigt benannt.

Der letztere ist der Sohn des als Professor der Physik zu Jena verstorbenen Geh. Hofrates Johann Heinrich Voigt und Neffe des Naturforschers Johann Friedrich Blumenbach. —

In unserem kleinen List schen Familienarchiv liegt ein, wohl durch die Schlosserschen Verwandten an uns gelangter, hier zum ersten Male veröffentlichter Goethe-Brief, ohne Adresse, datiert vom 2. Nov. 1814, geschrieben von Schreiberhand mit deutschen Buchstaben, von Goethe eigenhändig ebenso hinzugefügt nur die Worte: „ergebenst Goethe."

Er lautet:

Ew. Wohlgeborner [so!]

begrüße hiedurch von der Reise kommend aufs Schönste, und kann aufrichtig vermelden, daß Ihrer und Ihrer theuern Gattin, von meinen Landsleuten, in allen Lieben und Guten gedacht werden. Zugleich übersende 2 Gläser, in dem Einen Birn [so!] die sich aus Birn entwickelt, in dem andern, einen durch den Brand entstellten Mayskolben. Beyde wünsche dem Museum der Naturforschenden gesellschaft einverleibt. In Hoffnung dieselben nächstens, entweder hier oder in Jena zu begrüßen, wünsche ich alles Gute.

ergebenst

Weimar
dn 2 Nvbr
1814.

Goethe.

Meine Erwähnung der Tagebuchnotizen Goethes vom 2. Nov. 1814 läßt nunmehr den Brief sofort als Begleitschreiben zu den „zwey Spirituosa" erkennen — damit ist zugleich der Empfänger festgestellt, ebenso das Fehlen einer besonderen Adresse erklärt. Ohne Kenntnis des Tagebucheintrags würde die Erwähnung der „Natur-

[1]) Den einzigen Träger dieses Namens, den das 'Goethe-Handbuch' von Julius Zeitler (Stuttgart 1916/18) kennt.

[2]) In seinem 'System der Botanik' (Jena 1808) nennt F. S. Voigt als seine Titel: „außerordentlicher Professor der Heilkunde, Director des botanischen Instituts und Secretär der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, der mineralogischen Societät ebendaselbst, wie der botanischen zu Regensburg Ehrenmitglied, und mehrerer andern correspondierendes."

forschenden gesellschaft" den Weg gewiesen haben.[1]) Daß unter ihr nur diejenige zu Jena verstanden sein kann, geht aus der Schlußwendung des Goethe-Briefes hervor.

Zu vergleichen war des weiteren, ob Goethe sich auch sonst im Briefverkehr mit F. S. Voigt der Anrede „Ew. Wohlgeboren" bedient. Die im Goethe-Jahrbuch 1886 (7, 152/67) behandelten und abgedruckten 'Zwölf Briefe Goethes an Friedr. Siegmund Voigt in Jena. Mitgeteilt von Edmund Stengel' beweisen es.

Sodann konnte es sich bei dem Empfänger nur um eine Persönlichkeit handeln, die in irgend welchen Beziehungen zu Goethes Frankfurter „Landsleuten" stand, deren „theuern Gattin" Goethe besonderes Interesse entgegenbrachte.[2]) Auch hier konnte nur der von uns angesprochene F. S. Voigt gemeint sein.[3]) Denn Voigts Frau Susanne[4]), geborene v. Loevenich, war dem durch Cornelia Goethe mit dem Dichter verschwägerten und aufs engste befreundeten Hause Schlosser verwandt. Und so wie Goethe im oben mitgeteilten Briefe die Frankfurter als die Landsleute der Familie Voigt bezeichnet, so nennt Frau Voigt[5]) umgekehrt Goethe ihren Landsmann, wenn sie von ihrem Manne beziehungsweise Verlobten schreibt: „Er lebte in Weimar in sehr geschätztem Umgang mit den größten damals lebenden Gelehrten und war ein ganz besonderer Freund unseres Landsmanns Göthe." Die folgenden Aufzeichnungen Frau Voigts belehren uns über die Beziehungen zur Familie Schlosser: „Mein Vormund und Oheim Freiherr von Loevenich in Crefeld war mit diesem Antrag keineswegs zufrieden. Meine Mutter bat aber ihren Vetter Fried. Schlosser, der durch seine Frau, eine geborene Dufoi [du Fay], noch

---

[1]) Irreführend hätte hierbei die Angabe des Goethe-Handbuchs (3, 13) sein können. Dort steht zu lesen, daß die Sammlung der naturforschenden Gesellschaft in Jena 1802 „zerstückelt" wurde. Eine „zerstückelte" Sammlung besteht meiner Auffassung dann aber nicht mehr. So erscheint es auffallend, daß Goethe einer nicht mehr existierenden Sammlung von ihm für wertvoll gehaltene Stücke übergibt. Vielleicht aber wollte Goethe die Sammlung dadurch wieder vermehren helfen — auch dann hätte sie indessen noch, wenn auch kleiner als vor dem Jahre 1802, vorhanden sein müssen.

[2]) Meine Vermutung, daß der im Listschen Familienarchiv befindliche Brief einem Empfänger gegolten habe, der mit unserer, die Fahlmer-Schlossersche Verwandtschaft besonders pflegenden Familie in Verbindung gestanden haben müsse, bestätigte sich gleichfalls.

[3]) Meine folgenden knappen Ausführungen finden vorerst ihre Ergänzung in der im Goethe-Jahrbuch (a. a. O.) von Stengel gegebenen Besprechung der von ihm mitgeteilten Briefe.

[4]) Herr Prof. Gräf macht mich liebenswürdigerweise darauf aufmerksam, daß Edmund Stengels Angabe, F. S. Voigts Frau habe Susanne geheißen, unrichtig sei, sie habe Susette geheißen, wie dies aus dem Register zu Goethes Tagebüchern 14, 540. 15$^{II}$, 59 hervorgehe. Ich hatte mich in meinem Manuskript, obwohl mir die Registernotizen bekannt waren, an den mit Familie Voigt verwandten Stengel angeschlossen, verwende aber jetzt im gedruckten Texte die neutrale Bezeichnung „Frau Voigt".

[5]) Goethe-Jahrbuch 7, 154.

mit uns verwandt war, sich bei Göthe nach Voigt zu erkundigen, welcher denselben so vorteilhaft schilderte, daß mein Oheim nichts mehr dagegen sagen konnte."

Goethes Antwort vom 15. Okt. 1813 ist uns in der 1877 von Julius Frese besorgten Ausgabe der 'Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß' (S. 54/5) erhalten; sie sei hier nochmals wiedergegeben:

„Fast möchte ich wünschen, daß Sie, mein Theuerster, um wegen unseres Bergrath Voigt nähere Erkundigung einzuziehen sich an jemand anders gewendet hätten; denn ich muß voraus bemerken daß mein Zeugniß über ihn nur partheyisch sein kann. Als ich ihn vor mehreren Jahren kennen lernte mußte ich sowohl seinen Studien, als seiner Lebensweise meinen vollen Beifall geben, und habe daher gern zu allen was ihn fördern konnte beigetragen. Die Obsorge für unser Botanisches Institut in Jena, seine Reise nach Frankreich, eine neue Einrichtung für die Naturforschende Gesellschaft, deren beständiger Secretär er ist, und manches andere ist ihm nicht ohne meinen Einfluß ertheilt worden, und ich habe durchaus mit Vergnügen gesehen wie schön er diese Stellen und Gelegenheiten zu seinem und dem Vortheil anderer genutzt hat. Er ist niemals stille gestanden, und hat seine Kenntnisse sowohl als Wirksamkeit immer thätig ausgebreitet. Ja es wäre nicht zu viel gesagt, wenn man behauptete, daß er die Verdienste seines Vaters und Oheims, begünstigt durch sein eigen Naturell und durch die hohe Cultur des Jahrhunderts, in sich vereinige. Durchlauchter [1]) Herzog schätzen ihn sehr und haben ihn motu proprio auf mancherlei Weise begünstigt und ausgezeichnet. Was dieses alles außer dem wissenschaftlichen auch noch für sittliche Eigenschaften voraussetze werden Sie selbst ermessen.

Sollte hierauf die beabsichtigte Verbindung zu Stande kommen, so würde blos der Wunsch übrig bleiben, daß das Glück das junge Paar begünstigen und ihnen eine lange Dauer eines zufriedenen Zusammenseyns gewähren möge. Jena und Weimar sind so nahe beisammen daß wir uns wohl als Stadtnachbarn betrachten können, und so werde ich, mit den Meinigen sehr gern beitragen, damit das Frauenzimmer sich nicht von den Ihrigen entfernt, sondern fortwährend in dem Schoß ihrer Familie zu wohnen glaube. Mehr sage ich nicht und schließe mit den besten Wünschen und Empfehlungen."

Daß Goethe in der Tat sich um seinen Schützling kümmerte, bezeugt Frau Voigt in der Fortsetzung ihrer oben zum Teil gebrachten Aufzeichnungen: „Göthe war unser Nachbar und brachte den Abend gern bei uns zu, das waren glückliche Stunden, er sorgte mit väterlicher Liebe für mich. Als ich in Weimar war bezeugte er dies gar vielfältig. Auch die liebenswürdige Großherzogin Louise, die Gattin von Carl August ließ mich zu sich bitten, sowie die Großfürstin Maria Paulowna, sie überhäuften mich mit Theilnahme und Güte. Göthe ließ seine besten Theaterstücke aufführen, welche wir mit ihm in seiner Loge genossen. So war denn meine erste Zeit in Jena in vieler Hinsicht reich und schön. Die vorzüglichsten Gelehrten verschönerten uns die damaligen Tage. Humboldt und viele andre,

[1]) Hierzu bemerkt Frese: „Hörfehler beim Diktiren, st. Durchlaucht der Herzog." Es kann, muß aber nicht ein Hörfehler vorliegen. Erlaucht und Durchlaucht werden, ebenso wie Wohlgeboren und Hochwohlgeboren, auch adjektivisch gebraucht.

Freunde meines Mannes besuchten uns häufig. Auch die Witwe Schillers lernte ich zwar als erblindete kennen. Deren Schwester Frau von Wolzogen lebte auch in Jena und wurde mir eine treue liebreiche Freundin."

Hier erscheint mein Goethe-Brief familiengeschichtlich und literarhistorisch soweit geklärt, daß, wer sich interessiert, die verschiedensten Punkte, die zu beleuchten ich versuchte, weiter verfolgen kann. Es sei nur noch erwähnt, daß Goethe, wie aus Tagebüchern und Briefen festzustellen und bekannt ist [1]), sein in meinem Briefe Voigt gegebenes Versprechen erfüllte und am 10. Dez. 1814 zur Besichtigung der wissenschaftlichen Anstalten und zum Besuche von Freunden (das Zusammensein mit Familie Voigt diente also einem doppelten Zweck) nach Jena sich begab, wo er sich, wie Knebel am 12. Jan. 1815 an Fräulein v. Bose berichtete, „überaus wohl und theilnehmend" zeigte, er „schien sich überhaupt im letzten Sommer gleichsam verjüngt zu haben".

Zum Beschluß wäre auf den „morphologischen" Inhalt des Briefes einzugehen, was ich jedoch berufenerer Seite zu überlassen habe.[2]) Vielleicht war es mir aber vergönnt, der naturwissenschaftlichen Goethe-Forschung ein nicht uninteressantes Unikum genannt zu haben, das fortan der bekannten „durchgewachsenen Rose" und „durchgewachsenen Nelke" zuzugesellen wäre: die am 2. Nov. 1814 von Goethe an Friedrich Siegmund Voigt mit dem hier erstmals veröffentlichten Begleitschreiben übersandte „durchgewachsene Birne."

[1]) Vgl. z.B. Heinrich Viehoff: 'Goethes Leben', 3. Aufl. 1858, 4, 187.

[2]) Schmerzlich sei hier des Todes des um die „morphologische" Goethe-Forschung hoch verdienten Adolf Hansen gedacht.

# Eine Begegnung des Mineralogen Christian Samuel Weiß mit Goethe

Mitgeteilt von Otto Francke (Weimar)

Die Niederschrift der hier mitgeteilten „krystallographischen Anekdote“ findet sich auf einem Großoktavblatt aus der Feder des berühmten, von Goethe oft erwähnten Berliner Mineralogen, Professor Christian Samuel Weiß (1780/1856), dessen schriftstellerischer Nachlaß in die Hände des Berliner Geologen, Geh. Bergrat Professor Dr. Robert Scheibes übergegangen ist. Seiner Liebenswürdigkeit haben wir für die Überlassung des reizvollen Schriftstücks zu danken. Am rechten Rande des Blattes oben steht mit Bleistift die Bemerkung: „W. traf mit Göthe im August 1818 zusammen und erlebte die hier mitgeteilte Anekdote auf einem Nachmittags-Spaziergange mit ihm.“ Dieses Zusammentreffens in Karlsbad gedenkt Goethe in seinen ‘Tag- und Jahres-Heften’ von 1818, wo es heißt: „So wurden mir auch sehr belehrende kristallographische Unterhaltungen mit Professor Weiß. Er hatte einige kristallisierte Diamanten bei sich, deren Entwicklungsfolge er nach seiner höheren Einsicht mich gewahr werden ließ.“

Die Niederschrift hat folgenden Wortlaut:

## Ein Zug von Göthe, eine krystallographische Anekdote.

Göthe hatte, wie bekannt, mit vielem Interesse und anhaltend sich mit mineralogischen Gegenständen mancherlei Art, mit den mineralogischen Producten der Gegend um Karlsbad aber vorzugsweise viel beschäftiget; und er nahm deshalb mit großer Aufmerksamkeit auf, als ich im Sommer 1818 so glücklich war, mit ihm in Karlsbad zusammenzutreffen, was ich ihm über die Krystalle des Feldspathes, mit denen er sich natürlich viel beschäftiget hatte, und ganz besonders über jene zweierlei Varietäten der Feldspath-Zwillinge, welche auf dem Wege von Elnbogen nach Karlsbad so besonders häufig und aus dem Granit ausgeschält vorkamen, daß er sie der Kürze halber am liebsten Karlsbader Zwillinge zu nennen pflege, etwa zu sagen hatte, indem ich das rechts und das links ineinander gewachsene, die einander so ähneln und doch so wenig verwechselbar sind, als rechten und linken Arm u.s.f. ihm zu verdeutlichen keine Mühe hatte. Mit einem recht befriedigten und behaglichen hm! hm! wiegte er den Kopf vorwärts und rückwärts; dann hob er die Hände ein wenig auf, und indem er mit ihnen das sogleich zu beschreibende

Manoeuvre machte, sagte er: also die einen sind so! und die andern so! Und damit schlug er die Hände zusammen, erst wie gewöhnlich, mit der inneren Seite (den Handtellern) gegen einander, dann, nachdem er sie umgewendet, beide wieder mit den Handrücken gegen einander. Das war das ganze Manoeuvre, dessen er bedurfte. Und ich, nicht wenig stutzend im ersten Augenblick, begriff erst bei mehrerem Nachdenken, wie treffend seine bildliche Darstellung war.

Er mochte gewohnt seyn, wie auch aus seiner Beschreibung zu ersehen ist, so seiner Beschreibung der Joseph Müllerschen Sammlung (Zur Naturwissenschaft überhaupt, Heft 1, S. 40) sich diese Feldspathkrystalle als Tafeln zu denken; um so bequemer lag ihm die Hand zur bildlichen Darstellung der Sache bereit; er begriff vollkommen richtig, daß es darauf ankomme, die Seiten der Tafel gehörig zu unterscheiden wie die entgegengesetzten Richtungen in der Dimension des Krystalles, die senkrecht ist auf der Tafelfläche und wohl unterschieden werden muß. Dieser Unterschied lag ihm fertig und ausgeprägt in der menschlichen Hand. Die gleichnamigen Seiten in oder gegen einander gekehrt bei beiden Individuen, galt dem einen, z. B. dem rechten, umgekehrt die anderen gegen und in einander gekehrt, dem linken Zwilling. Waren ihm jenes die inneren Seiten der Hand oder die Handteller, so dieses die äußeren, die Handrücken. Sein Bild stand fertig — ein kleines zwar, aber ein ächtes Kunstwerk! —

Ja, ich bin überzeugt: Göthe war kenntlich an diesem Zuge! ich war geneigt, es gar sehr zu bezweifeln, daß so leicht ein anderer Lebender noch zu finden gewesen wäre, der einen solchen Gegenstand als ihn neu auffassend, ihn auf solche Weise bildlich wiederzugeben gewußt hätte, so schlicht, mit so einfachen Mitteln, so plastisch und so richtig! so treffend! — Hier ist die Spur von Göthe's Genius! haerent vestigia! —

Dieses plastische, dieses Darstellungstalent! o ja! jetzt mag die Sache erscheinen, wie das Ey des Columbus! aber ehe es Göthe mit der kurzen Mimik so zu geben gewußt hatte, würde, meine ich, kein anderer es so gemacht haben. — Oder ich würde ein hierin Göthe vergleichbares plastisches Talent, ein Talent z. B. wie Rauch's, zu erkennen glauben, der uns ein zweites solches Stückchen machte!

Leider haben sich, wie von diesem höchst genialen momentanen Einfall, so von anderen der interessanteren Eindrücke und Gestaltungen, die unsere damalige Unterredung in ihm erregte, keine recht deutlichen Spuren in seinen Papieren, so viel aus den aus der damaligen Zeit gedruckten hervorgeht, erhalten! was ich darüber niederschrieb, scheint vielmehr das gewesen zu seyn, was er sich als ihm noch wenig geläufig, etwa einprägen wollte, nicht das, was er mit größter Leichtigkeit selbstthätig dabey hervorbrachte, und ich glaube, daß ich jenen kleinen Zug als in der Krystallographie werth bleibende

Anekdote der Vergessenheit entreißen mußte, auch hier, wo er es kaum würde gesucht haben, einen kleinen Markstein Seinem Andenken widmend! — Weiß.[1])

[1]) [Als Tag des Gesprächs, von dem Weiß hier erzählt, möchte ich den 26. August 1818 vermuten. Zwar nennt Goethes Tagebuch vom 21. August bis 9. September den Namen Weiß häufig, am 26. August aber mit dem besondern Zusatz: „Schöne kristallographische Unterhaltung"; auch spricht für meine Annahme der Umstand, daß Goethe tags vorher, am 25., wie schon am 23., Ausflüge nach Schlaggenwald und Elbogen gemacht und sich dabei lebhaft mit den Feldspatkristallen beschäftigt hat (s. sein Tagebuch). — An Staatsrat Schultz in Berlin schreibt Goethe 8. Jan. 1819, des vorjährigen Verkehrs mit Weiß gedenkend: „Die gefälligste Belehrung des Herrn Professor Weiß, den ich freundlich zu grüßen bitte, hat mich in gesunden Tagen bedeutend angeregt und in kranken (denn auch an solchen sollte es zuletzt nicht fehlen) aufrecht erhalten." — Anm. d. H.]

# Aufzeichnungen von Luise von Löw über ihren und ihrer Mutter Besuch bei Goethe in Dornburg

Mitgeteilt von Julius Wahle (Weimar)

Kurz nach dem Tode Karl Augusts begab Goethe sich nach Dornburg, „um jenen düstern Functionen zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat“ (an Soret und an Zelter 10. Juli 1828). In der Einsamkeit hoffte er den Schmerz über diesen schweren Verlust leichter verwinden zu können. Er bewohnte einige Zimmer im sogenannten Stohmannschen Freigut, dem eigentlichen, am Südende gelegenen Goethe-Schlößchen, „wo die ganze Umgebung auf ein äußeres behagliches und vollkommen anmutiges Dasein deutet und für den Augenblick das Gefühl gibt, daß eigentlich keine Trauer in der Welt sein sollte“ (an Soret 10. Juli). Hier, gelegentlich auch im mittleren Schlößchen, empfing er die zahlreichen Besuche, die sich aus Weimar (Ottilie kam mit ihren Kindern wöchentlich zweimal), Jena und aus weiterer Ferne einstellten. Am 2. August machte er in aller Frühe eine Fahrt nach Großheringen zum Besuch der dortigen Saline, sah eine Weile der Bohrarbeit zu, nahm eben herausgebrachte Musterstücke an sich, unterhielt sich mit Angestellten und Arbeitern des Werks und fuhr mittags, nachdem er sich noch den Zusammenfluß von Ilm und Saale angesehen hatte, nach Dornburg zurück. Das Tagebuch meldet dann: „Gegen Abend Besuch von Jena. Frau von Löw und Tochter. Die Familie Frommann. Madame Bohn und Dr. Gries. Welche nach einigen Stunden munterer Unterhaltung zurückfuhren. Frau von Löw nahm Empfehlungen mit an Herrn Grafen Sternberg, zu welchem sie reiste“ (Tagebücher 11, 255; vgl. auch an Soret 3. August). Löws waren bei Frommanns, mit denen sie befreundet waren, zu Besuch. Die Eltern von Frau von Löw, Wilhelm und Luise von Diede zum Fürstenstein, hatte Goethe schon bei einer flüchtigen Begegnung am Weimarer Hofe im November 1776 kennen gelernt und war in späteren Jahren in nähere Beziehungen zu ihnen gekommen. (Vgl. V. Valentin: ‘Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede’, in der Frankfurter Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier.) Die Aufzeichnungen der jungen Luise von Löw über den Besuch in Dornburg (4 Blätter 8°) haben sich im Besitz ihrer Nachkommen erhalten und sind durch Vermittelung eines Freundes unserer Arbeit dem Archiv zugänglich geworden; in ihrer Knappheit und Flüchtigkeit sind sie nicht immer ganz verständlich. Einige wenige Anmerkungen mögen zur Erhellung einzelner Punkte beigegeben werden.

Den 2. August 28.

Nun und Sie sind auch ein Frischling?.

Erlauben Sie daß ich mich setze, verzeihen Sie — (Canape? es ist nicht meine Gewohnheit) ich bin ein alter Herr. Sind Sie? Ich

gebe mich gern dafür aus, damit die Jugend Zutrauen zu mir bekommt, es wäre gut sich nah zu den Jungen zu setzen, man brauche sich blos an ihnen zu reiben, „ja Sie glauben gar nicht mein lieber Engel“ Sie haben Kunstgriffe — „Zaubern“ „Das sind vergangene Zeiten.“

Dornburg, passende Aquisition[1]) — Das Schlößchen sähe aus wie eine altfränkische Comode, aber die altfr. Com. wären auch nützlich, die Alten hätten von innen heraus gebaut, ohne sich ums Äußere zu bekümmern — Wie die Substructionen, Widerlagen, Vorlagen gemacht wurden —, darunter läge der Flotkork[2]) der nicht wiche und wankte — viel darauf verwendet, viel Geld gekostet, aber in gutem Geschmack gemacht — denn es würde oft Vieles mit schlechtem Geschmack errichtet, das Gott auch oft zuließe — Man könnte sich verstecken, daß Einen Niemand fände und noch dazu mit Anstand den Rücken kehren.

Alma: sie sähe aus, als obs [so! für: ob sie?] auch was davon wüßte — das gäbe ein anmuthiges Zwiegespräch (zw. ihr u. d. Mutter) Es wäre hübsch ein Kind nach 4 Wochen wiederzusehen — —, dann stünde es aber auch still, Gottlob.

Die Jungen hätten ihn besucht und sich herumführen lassen in allen Gängen und Kellern und Brunnen und Verließen — eingemauerte Nonnen. Aus der Gegend hätten sie sich nichts gemacht, aber aus den Geheimnissen und — dem Essen — Und geglaubt haben sie Alles? „Ja sie gingen eben hinunter um zu glauben“ — Es wäre Alles einmal geschehen, aber bei der Mythologie fragte man nicht nach den reellen Zahlen — Hr. v. Schenck v. Tautenburg[3]), kaiserl. Pfalz[4]), da hätte der Kaiser gerechtes Gericht gesprochen, mögtens nicht übel nehmen, daß er so vornehm spräche, man hätte einer Fürstin in die Wange gekratzt, sehr gute Fürstin und dann wäre alles in Feuer aufgegangen, Händel gegeben, die hätte es immer gegeben zu jeder Zeit, da könnte er viel erzählen, wenn er einmal anfinge, wie Scheherazade, da könnten wir eine Nacht bleiben, es ließe sich davon erzählen, als obs gedruckt wäre, — das Kloster rechts und das Schloß links —

Mama bat um einen Gruß für Sternberg; kürzlich einen Brief von ihm worin — — auf seine großartige Weise — nach dem unseli-

---

[1]) Das nach seinem letzten Besitzer das „Stohmannsche Freigut“ benannte Schlößchen war 1824 von Karl August angekauft und neu hergerichtet worden.

[2]) Soll wohl heißen: Flötzkalk. Im Brief an Zelter 10. Juli 1828 spricht Goethe von den am Absturz des Kalkflötzgebirges erbauten Schlössern und Schlößchen.

[3]) Ein thüringisches Adelsgeschlecht, dessen Stammburg, die Tautenburg, nicht weit von Dornburg gestanden hatte.

[4]) „Am nördlichen Ende ein hohes, altes, unregelmäßig-weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz“ (Goethe an v. Beulwitz 18. Juli 1828).

gen Ereigniß [1]) — „Sie kennen ihn ja" Was für ein Glück in dem Alter noch solche Jugendfreundschaft, es wäre ihm als ob er ihn schon lange gekannt ihre Neigungen begegneten sich. M. [Mama] sagt: er erhielte sich sehr jung „Das Gute haben die Steine; sie haben nicht viel „als das was man ihnen giebt" Kenner von Pechsteinen in Marienbad [über gestr.: Töplitz], wonach St. bedauert, daß der College weg gewesen [2]) „Ich weiß daß er Ihnen attachirt ist.

Nachricht von Zelter? Er wäre nie Jüngling gewesen sondern immer Mann, er schlüge sich immer durch! Durch Gesellschaften, durch Musik, durch Theater, durch Essen, durch Trinken — Einmal äße er weil einer geboren wäre, einmal weil einer gestorben wäre. Er schlüge sich durch die Schulden. „Um den ist mir nicht bange der mag sich durchschlagen, denn wenn die Creditoren kommen, sagt er, ihr Lumpen, warum borgt ihr mir? „Also das weiß ich von Zelter" — Er hätte es mit dem Großherzog kurz gemacht, an der Musik hätte man schon genug Last zu tragen, nun sollte der alte Herr, der das nicht gewohnt gewesen, die Last auch tragen So hätte er das auch noch in Berlin gehört. [3])

„Haben Sie denn die Landschaften schon angesehen? „recht hübsch, recht gute Decoration" er ginge manchmal hinüber, um in die Schweiz zu reisen.

Zu Füßen legen — seine Füße wären noch recht fest, „Sie als eine anständige Frau hätte einen solchen unanständigen Actus nicht ausrichten sollen" — hätte ihm lieber etwas in Oktav ausschneiden sollen, da hätte er doch gesehen, daß sie an ihn gedacht — „wären Sie eine rechte Freundin so hätten Sie das gesagt".

Panhuys Baum. [4]) Ja einen schönen Baum hätte sie ihm gemacht,

---

[1]) Brief Sternbergs an Goethe 5. Juli 1828, worin er seiner Trauer über den Tod Karl Augusts Ausdruck gibt ('Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar v. Sternberg. Erster Band. Briefwechsel zwischen J. W. v. Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg', herausg. von August Sauer, Prag 1902, S. 165).

[2]) Sternberg, der „Kenner von Pechsteinen", wollte Goethe 1821 (am 25. August) in Marienbad aufsuchen, kam aber 24 Stunden nach dessen Abreise (Sternberg an Goethe 8. Sept. 1821 und Goethe an Sternberg 26. Sept., a. a. O. S. 8 f.).

[3]) Zelter an Goethe 7. Juni 1828 (Briefwechsel, herausg. von M. Hecker, 3, 41): „Gegen 6 Uhr will er [der Großherzog] dann in die Singakademie kommen, und er soll nicht lange leiden dürfen, wir werden ihm das Beste, was wir haben und können, zu Füßen legen." Und am 11. Juni (ebenda S. 43): „Gestern ist unser Großherzog . . . in der Singakademie gewesen . . . Einige kurze Stücke . . . hat der alte Herr sehr freundlich ausgehalten . . . Für ein zartes unverwöhntes Ohr sehn wir dergleichen an wie eine Operation; weiß ich doch selber kaum, wie ich's aushalten würde, wenn mir's zum ersten Male geboten würde."

[4]) Goethes Tagebuch 18. Juli 1825: „Sendung des indischen Baums durch Frau von Panckoucke" (Irrtum Goethes für Panhuys). Luise Friederike Auguste von Panhuys hatte einen zweimaligen Aufenthalt in Surinam zur Abbildung der dortigen Pflanzen, Blumen und Insekten benutzt. Die Übersendung der Zeichnung hatte Willemer vermittelt (vgl. Goethe an Willemer 13. Dez. 1824).

man sähe daß sie Alles selbst gesehen und gemacht, die Schmarutzerpflanzen, ein großes Blatt.

Nach Frankfurt kommen, seiner Heimath: „wo ist denn die?“ „Ich schätze die Frankfurter und Frankfurterinnen — aber es wäre ihm zu schön, die Sonne schiene „da zu schön für die, die sich in die düstern Thäler eingewohnt — „Ich habe auch wieder einen Brief von Göttling[1]), ich kann wohl sagen, das ist mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe“ „Das ist ein Reisender, ich hab mich geschämt, hab gedacht, bin doch auch da gewesen aber da hab ich eine schlechte Figur gespielt“, „der guckt Alles so keck an als wenn er dächte, das ist nun Alles das[2]) und ich bin auch da. Die Mönche fragt er gleich, ob sie Manuscripte haben, und wenn sie keine haben, veracht' er sie. Er hoffte daß er seinen Urlaub überschritte; sonst wärs ihm nicht recht, wenn einer nicht mehr thäte als er dürfte. Er hätte ihm frl. d. [so! freilich? freundlich? den?] Urlaub gegeben — Ja die Menschen machen es sich so schwer — „der macht mir große Freude“ Er reiste auf den Titel von Bibliothekarius, denn als Professor das gelte nichts — Der Vatican hätte ihn auch gleich respectirt und die gottlosen alten Pergamente gezeigt. Er sähe nur Mauerwerk an und hätte sich dadurch beschränkt und ginge dabei so sachte weiter — Er liebte das von Einem voll seyn. Im Ohr des Dionysius, der kein Tyrann, gewesen. In Syracus im Theater hätte den Herrn[3]) die Inschriften die da ständen und die nicht da ständen nachgelesen; er wäre deutscher Gelehrter, hätte im Geist die Alterthümer gesehen und studirt und nun kennen gelernt. — Zoega anständiger Mann. —

Nachricht von Tischbein? Von jeher ein wunderlicher Mensch, der wäre er auch noch, unverständlich in seinen Worten — er wollte zu seinen Gemälden immer noch Worte haben[4]), er hätte ihm gesagt

[1]) Ein ausführlicher Brief aus Neapel vom 24. Juni, worin Göttling über seinen Aufenthalt auf Sizilien und Malta berichtet ('Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling in den Jahren 1824—1831', herausg. von Kuno Fischer, S. 41 ff.).

[2]) „Das“ verschrieben für „da“?

[3]) So! Wahrscheinlich: „hätten die Herren“ (vgl. Göttling an Goethe 24. Juni 1828, Briefwechsel S. 52 f.).

[4]) Wiederholt erwähnt Goethe Tischbeins Wünsche: er möge dessen Zeichnungen durch poetische oder prosaische Auslegungen höheren Wert verleihen, so in der 'Italienischen Reise' (Werke 30, 209. 220), in den 'Tag- und Jahresheften' von 1806 (Werke 35, 252); vgl. auch W. v. Oettingen: 'Goethe und Tischbein' (Schriften der G.-G. Bd. 25). Goethe hat eine Reihe Gedichte zu Tischbeins Zeichnungen verfaßt, so die 4 kleinen Gedichte (Werke 2, 159 ff.) und 1821 die Gedichte zu Tischbeins 'Idyllen' (Werke 3, 122 ff.) Noch am 7. Januar 1821 schreibt Tischbein an Goethe: „Nun wage ich wozu ich vorher das Herz nicht hatte: viele Freunde, die ich auch für gute Köpfe halte, wünschen, wenn sie meine Zeichnungen sehen, „Goethe müsse hierzu seine Gedanken schreiben!“ Dann könnte der Wanderer auf dem Obelisk, welcher kam um den Geist der Alten aus den Bruchstücken zu erkennen, dem Freund, der neben ihm stand, und sich der Freundschaft ein Denkmal setzen, das länger dauert als alle Obelisken“ (Schriften der

[aus: „geschrieben"] ob denn seine Gemälde nicht genug sprächen. Er hatte mit ihm gemeinschaftlich eine Idylle wollen herausgeben, Tischbeins und Goethes Idylle, er hätte das Titelblatt noch, das wäre eine zärtliche Schäferin „Denken Sie sich (Sie kennen) mein zärtliches Herz", die schrieb etwas in Stein. Er hätte eine 3 Finger dicke Mappe mit Handzeichnungen, die er in Rom gemacht. Er suchte Ähnlichkeit von Thieren in [über gestr. „mit"] Menschen und es gereichte ihm zur größten Satisfaction Ähnlichkeit im Thier mit den Menschen zu finden anstatt daß andre Gott dankten etwas Menschliches im Thier zu finden — (Welch herrl. Pferdegesicht) Es wäre Tischbein sehr erfreulich in seinem Gesicht die Ähnlichkeit mit dem Esel zu finden. Buffon hätte ein Encomicum, ein große Lobrede vom Esel, aber bei Tischbein wäre es originaliter gewesen, weil es aus der inneren Seelenverwar.dtschaft gekommen wäre. Man dankte ihm nicht genug, er wäre der Erste der die Etrurischen Vasen zu Ehren gebracht. Sprüchwörter, Fensterscheiben „Lachen Sie nicht vorher" Stolpern fördert — hübsche Zeiten gewesen — mit ihm wäre er ein 40 jähr. Student gewesen, das kann man nur in Rom. „Das Ungeheure was einen umgiebt hält einen zusammen, so machte man es nicht zu arg. Es wäre ein hübsches Zusammenleben von strebenden Menschen gewesen, Angelica Kaufmann, Reifstein — Conzert auf dem Capitol bei Rezonico [1]), von da sah man die Sonne untergehen — das campo vaccino, einen kl. Theil vom Forum, die Ruine und

---

G.=G. 25, 27). — Die gemeinschaftliche „Idylle" war in Italien geplant und auf gemeinsamen Spaziergängen in Rom und wohl auch in Neapel besprochen worden (Ital. Reise 30, 220). Tischbein hatte zwei Titelblätter entworfen; das eine, hier erwähnte ist wiedergegeben in den Schriften der G.=G. 5, 73; eine Schäferin schreibt in Stein: „Auch Goethe war hier und sangs [so!] uns eine Idille" (vgl. daselbst S. 232 f.), das andere, ein Stein mit der Inschrift: „Idlie [so!] von E [so!] von Goethe gezeichnet von W Tisbein" in den Schriften der G.=G. Bd. 25 Taf. 24. Am 26. Aug. 1788 fragte Tischbein bei Goethe an: „Was macht das Idyllchen? wird daran gearbeitet?" (Schriften der G.=G. 5, 73). — Über Tischbeins dilettantische Anschauungen über einen physiognomisch-physiologischen Parallelismus von Mensch und Tier vgl. W. v. Oettingen a. a. O. an verschiedenen Stellen, besonders Tischbeins Brief vom 28. Aug. 1821 (S. 26), und die Zeichnungen Blatt 16 und 17 (dazu S. 37). Das 4. der kleinen Gedichte Goethes an Tischbein (Werke 2, 162) nimmt, nicht ohne leise Ironie, darauf Bezug und schließt mit den Versen: „Auch der Esel kommt zu Ehren | Und yaht uns weise Lehren. | Das was Büffon nur begonnen | Kommt durch Tischbein an die Sonnen." Tischbein hat in einem Zyklus von Zeichnungen die rührende Geschichte eines Esels von der Geburt bis zum Tode dargestellt (Schriften der G.=G. 26, 9; vgl. auch Werke 35, 252). — Die an der großen Vasensammlung Lord Hamiltons in Neapel entzündete Leidenschaft Tischbeins für diesen Zweig der antiken Kunst fand ihren Niederschlag in dem Werke 'Collection of engravings from ancient Vases ... in possession of W. Hamilton, with remarks on each vase by the collector, published by W. Tischbein'. 4 Bände. Neapel 1791 ff. (vgl. auch Goethe an Tischbein 21. April 1821).

[1]) Vgl. S. 291.

wie die Sonne unterging, wurden die Steine röther und die Bäume grüner und die Berge violett.

Großherzogin „ich darf wohl sagen recht glücklich", daß sie Mama gesehen. Soret Journal von Wilhelmsthal.[1])

Der Mond ginge da auf — wäre hübsch über den Nebeln, „ich stehe zwar in keiner besondern Connexion mit ihm aber" —

Das Haus wäre gegen den Westwind geschützt, es hätte zwei gute Seiten, diese und so wie der Regenschauer vorüber wäre, könnte man gehen. Gegen Ostwind nicht geschützt, das thäte aber nicht so viel, der käme nicht wenn er nicht wollte; heute hätt' er ihn haben wollen — Besen — „nein" So ein Tag machte einen heiter, freundlich, wie die liebe Jugend. Mama sagte, sie hätte ab. [aber?] auch bes. frl. Tage „das macht das schöne Wetter" Mama[2]) wie der gute Tag." Das ist ein recht guter anmuthiger, für den Menschenverstand faßlicher Vergleich (4 Adjective) Er hätte einen verrückten Freund, der das Wetter zu machen glaubte, der regnen ließe und die Sonne scheinen nach Belieben, er glaubte zwar nicht dran aber er sagte es doch. Er wäre zwar nicht so verrückt als sein Freund, aber er sagte es doch. Regenbogen gesehen, einen ganzen Kreis, wie sich die zwei Schenkel eingebogen hätten.

Fahrt nach Heringen — Barometer gesehen und weil er gut stand, weggefahren. Hätte Stotternheim nicht gekannt und wäre hingefahren zur Ausmündung der Ilm und Saale, das wäre doch immer merkwürdig, da hätte er den Salzstein gesehen, „denn Sie wissen daß man jetzt auch Salz in der Tiefe sucht. Durch die Analogie der Entdeckungen an den Salinen des Neckar hätte man in Gotha nachgegraben, das thäte man mit ganz langen eisernen Stangen, führe nicht ein mit Schachten. Auch hier hoffte man auf den rechten Gyps und Salzstein zu kommen, da man Andeutungen hätte. Interessant für Sternberg — „Ja haben Sie die Gnade", Wiederholung, es müßte 775 Fuß tief sein, die Zahlen sollte ich behalten, „und sagen Sie ihm noch dazu ich kenne Böhmen in und auswendig, das heißt auf und ab, Böhmen ist ein großes Reich wie bekannt — und hat kein Salz" — nun ließe er dem Grafen sagen, wenn man also auf ähnliche Andeutungen ähnliche Nachgrabungen veranstaltete, so würde man, wenn man nur fortführe nachzugraben bis zu einer Tiefe von — „wie viel wars?" — Salz finden — „und dann können Sie der Botschafter, der Angelus oder wie Sie wollen der Evangelos für das Königreich seyn, ich bringe Euch" — etc — (den Ruhm ließe er mir) — ja allein — oder ich könnte sagen, ihr Genius hätte es ihr eingegeben, oder eine Taube, oder Mahomed,

[1]) Briefe Sorets über das unruhige Leben in Wilhelmsthal. Goethe schreibt an ihn 1. Aug. 1828: „Was kann mir angenehmer seyn, als gleichsam in einem magischen Spiegel die Ereignisse in Wilhelmsthal zu sehen ..."

[2]) Könnte auch „Mann" gelesen werden.

oder wer ich wollte. (Darf ich Ihnen dann Nachricht geben?) — Das wäre schön, und wie sich aus den größten historischen und politischen Ereignissen für den Einzelnen eine anmuthige Correspondenz — anbahnte, das Wort passte nicht — und eine Correspondenz die sich gar nicht verachten ließe — (Deutsch verstehen) Das wärs, wenn man richtig sprechen wollte, müßte man wenig sprechen — vollends wenns gedruckt wäre, da säßen dann gleich diese Herrn und vervielfältigten die Fehler — und man hätte nicht einmal den Trost daß man in die Errata käme.

Tage verlängern: die Kunst wäre verloren gegangen, unsere Voraltern hätten sie besessen —

[Auf der letzten Seite:]

Einen wachstaffenten Mantel

Wolf wäre ihm eine Badecur

Sie hat uns nicht distrahiren können

Hätte ich ihn nicht Einmal sehen wollen, so wäre ich ein Thor, sähe ich ihn aber zum zweitenmal, wär ich ein Narr

Im Frühling wo sich die Umgebungen reinlich, heiter und ergötzlich ausnehmen

So viel Mühe giebt Gott; arbeitend lohnt sich der Mensch, aber die Resultate sind denn[1]) doch erfreulich.

Eine willkommene Ergänzung zu Vorstehendem bilden zwei Berichte von F. J. Frommann: ein unter dem noch frischen Eindruck verfaßter Brief an seinen Freund, den hannöverschen Politiker und Historiker J. K. B. Stüve (Goethe-Jahrbuch 2, 320 ff.), und die Erzählung in 'Das Frommannsche Haus und seine Freunde' [3] S. 53. Ersterer ist zu hübsch, als daß er hier fehlen dürfte: „Gleich vom ersten Eintreten an war er heiter, freundlich und unbeschreiblich liebenswürdig, setzte sich, scherzte mit Luischen Löw und durchlief in den beinahe zwei Stunden, die wir bei ihm saßen, einen unglaublich reichen Kreis von Dingen, Menschen und Situationen. Da die Löw von hier zu Graf Caspar Sternberg reist, sprach er zuerst von ihm, schilderte seine würdige große Denkungsart, erzählte, wie er sich mit ihm gefunden, welch ein Glück es sei, in seinem Alter noch solche Jünglingsfreundschaft zu schließen. — Zelter, der sei immer ein Mann gewesen, habe sich durchs Leben durchgeschlagen, durch Theater, Musik, Essen, Trinken, durch Creditoren, um den sei ihm nicht bange — Tischbein charakterisierte er herrlich in seinem verfehlten aber liebenswürdigen und geistreichen Streben, hob hervor, was man ihm auch in der Kunst zu danken habe, dadurch daß er das Studium der Antike belebt, die etrurischen Vasen zu Ehren gebracht habe; mit ihm habe er in seinem 40. Jahre wieder ein Studentenleben gelebt, aber in Rom, wo einen das Ungeheure überall umgeben, sei man immer genötigt gewesen sich wieder zu sammeln. — Die strebenden Geister, die damals dort vereinigt waren, Angelica Kaufmann, Reiffenstein, der Löw Ältern, das Concert mit diesen auf dem Capitol bei Rezzonico[2]) mit der Aussicht auf das

[1]) Kann auch „dann" gelesen werden.

[2]) Irrtum Goethes hier wie in der 'Italienischen Reise', Bericht vom Febr. 1788 (Werke 32, 282). Diedes waren damals gar nicht in Italien (vgl. Valentin a.a.O. S. 34).

campo vaccino, wo die untergehende Sonne die Steine all des ungeheuren Gemäuers rot, die Bäume nur noch grüner, die Ferne dunkelblau gemalt hätte ... Er erzählte auch von einem Briefe Göttlings aus Neapel, lobte ihn und seine Sicherheit und Keckheit, seine Beschränkung in den Zwecken und Unermüdlichkeit in den festgesetzten Gränzen. — Von den Salzbohrversuchen, ... der neuen Saline bei Buffleben [bei Gotha] ging er über zu der Möglichkeit, auch in Böhmen Salz zu finden und trug Luischen mit höchst launischer Scherzhaftigkeit auf, dem Grafen Sternberg diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit und warum nicht gleich Gewißheit zu verkündigen. — Aber ich könnte noch lange schreiben, ohne die Gegenstände, worüber er sprach, zu erschöpfen und am Ende hättest du doch nur ein totes Gerippe, denn der Zauber seines Ausdrucks, seines lebendigen Geberdenspiels, seiner schönen heute mitunter recht kräftigen und klingenden Stimme fehlte. Unzählige kleine Anspielungen und Scherze fielen noch nebenbei! So hatte eine Frau in St. der Tante Betty aufgetragen, sie ihm zu Füßen zu legen. Dabei benahm er sich einzig, um diesen unanständigen Aktus einer anständigen Frau abzuwehren, der ihm schon in der bloßen Vorstellung schrecklich war." Und an zweiter Stelle schreibt Frommann: „Er empfing uns im südlichen Eckzimmer des mittleren, von Ernst August launenhaft gebauten Schlößchens, saß zwischen Mutter und Tochter und war äußerst freundlich und heiter in der Erinnerung an alte schöne Zeiten, ermuntert und angefeuert durch die Blicke seiner jungen Nachbarin, die mit freudiger Begeisterung an seinen Lippen hingen. Da streifte er mit seinem Arm den ihrigen und sagte: „ja, wenn man sich an der Jugend reibt, wird man selbst wieder jung." (Vgl. auch noch Goethes Brief an Graf Sternberg vom 5. Oktober und Sternbergs Antwort vom 15. Oktober, 'Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg', hrsg. von A. Sauer, S. 169.) Ein von tiefer Freude und tiefem Dank für das Glück, Goethe gesehen zu haben, erfüllter Brief der Frau von Löw an diesen vom 9. August (Sauer S. 250 f.) enthält die Nachschrift der Tochter: „Die unaussprechliche Güte, mit der Sie mich beglückt haben, gibt mir den Mut Ihnen noch Einmal die Verehrung und Liebe auszusprechen, die mein ganzes Herz erfüllen. Leider kann ich über die Salznachgrabungen von 775 Fuß Tiefe nichts berichten ..." Als sich 3 Jahre später Luise von Löw mit Graf Friedrich von Reventlou verlobte, ersuchte die Mutter Frommann, er möge es Goethe mitteilen (Goethes Briefe 48, 332 f.), worauf dieser bei jenem anfragt: „Glauben Sie daß ich der jungen Dame mit einem Exemplar der Quart-Iphigenie einiges Vergnügen mache, so sende ein solches mit wenig eingeschriebenen Worten" (an Frommann 2. April 1831). Das am 18. Mai an Frommann zu weiterer Beförderung übersendete Buch (Briefe 48, 198) mit der auf einem rosenfarbenen Oktavblatt geschriebenen, in den Umschlag geklebten eigenhändigen Widmung: „Der liebenswürdigen Fräulein Louise von Löw zu freundlichstem Andenken an Dornburgs zweyten August 1828 mit den treusten Segnungen gewidmet von Goethe. Weimar May 1831." befindet sich noch im Besitz ihrer Nachkommen.

# Ein ungedruckter Brief Schillers an Goethe

Herausgegeben von Julius Wahle (Weimar)

Ich wünsche daß Sie auf die gestrige Parthie recht wohl geschlafen haben mögen. Der Besuch von Mignon war mir sehr erfreulich, bleiben Sie ja bei diesem Individuum, es läßt sich in dieser eigenen Seele so vieles empfinden und aussprechen, was in keiner andern geschehen kann. Böttigern hätte meine Frau Morgen Abend am liebsten. Wenn Gerning sobald geht, so würde die Reise Sie doch früher überraschen als Sie gedacht haben — und wie stehts[1]) dann um die Urania? und um die übrigen poetischen und biblischen Plane?

Schiller

Leben Sie recht wohl. Wir sehen Sie doch heut Abend?

Der Brief, dessen Originalhandschrift (Quartblatt quer beschrieben) der Besitzer, Herr Rechtsanwalt Nathansohn in Dresden, zum Abdruck freundlich zur Verfügung gestellt hat, fällt zwischen Goethes Briefe vom 28. Mai und 3. Juni 1797. Goethe weilte vom 19. Mai bis 16. Juni in Jena und verbrachte daselbst arbeitsreiche und im Verkehr mit Schiller, den Gebrüdern Humboldt und Schlegel, Fichte und anderen angeregte Tage. Am 28. Mai fuhr er in die Triesnitz, dann auf die Rose; am selben Tage verzeichnet das Tagebuch auch „an Mignon". Damit ist das wohl an diesem Tag entstandene Gedicht 'An Mignon' („Über Tal und Fluß getragen") gemeint, das er am selben Tage an Schiller schickte mit den Worten: „Sie erhalten zugleich ein Gedicht, das sich auch an einen gewissen Kreis anschließt." Böttiger hatte Goethe am 26. Mai nach Jena eingeladen. „Sie werden die nächste Woche Hofrath Schillern und mir sehr willkommen seyn." Das Tagebuch verzeichnet keinen Besuch desselben in Jena, seine Anwesenheit daselbst am 28. Mai wird erwiesen durch die Aufzeichnung des mit Goethe an diesem Tage geführten Gespräches in den 'Literarischen Zuständen und Zeitgenossen' 1, 65 f. „Gerning", schreibt Goethe am 28. Mai an Schiller, „scheint Ernst zu machen, er meldet, daß er Pfingsten nach Italien gehen will." 'Urania' ist der letzte Gesang von 'Hermann und Dorothea', den der Dichter am 3. Juni an Schiller schickte. Der hier mitgeteilte Brief dürfte nach alledem mit ziemlicher Sicherheit vom 29. Mai zu datieren sein; am Abend dieses Tages weilte Goethe auch bei Schiller.

[1]) Schiller schrieb: stets.

# Goethe als Staatsmann

Festvortrag, gehalten am 10. Juni 1922

Von Fritz Hartung (Kiel)

Hochansehnliche Festversammlung!

Wer im Kreise von Goethe-Freunden, und das heißt selbstverständlich von Goethe-Kennern, über irgendein Thema aus dem Leben oder den Werken Goethes zu sprechen hat, der darf in der Regel voraussetzen, daß seine Hörer mit den Tatsachen vertraut sind, und wird seine Aufgabe darin sehen, das Bekannte in neuer Beleuchtung zu zeigen oder bisher nicht beachtete Zusammenhänge aufzudecken. Aber ein Vortrag über Goethe als Staatsmann muß andere Wege gehen. Nicht nur deshalb, weil er nicht damit rechnen kann, daß Ihnen auch nur das Wichtigste, was über Goethes staatsmännisches Wirken veröffentlicht ist, wirklich geläufig sei; sondern vor allem deshalb, weil diese Veröffentlichungen[1]) gar nicht ausreichen, ein Bild von Goethes amtlicher Tätigkeit zu gestalten. Erst die Durcharbeitung der gesamten Verwaltungsakten der Regierung Carl Augusts, die mir dank der Unterstützung des früheren großherzoglichen und des späteren freistaatlichen Ministeriums möglich gewesen ist und deren Ergebnisse ich noch im Laufe dieses Jahres vorlegen zu können hoffe[2]), setzt uns instand, das, was Goethe als Staatsmann erstrebt und geleistet hat, vollständig zu überblicken und die beiden Hauptfragen zu beantworten, die in dem Thema des heutigen Vortrags beschlossen sind: was hat Goethe als Staatsmann erreicht, d. h. was bedeutet seine Ministertätigkeit für das Land? und zweitens: welchen Einfluß hat die amtliche Wirksamkeit auf die Entwicklung seines eigenen persönlichen Wesens gehabt, d. h. was bedeutet sie für ihn?

Ich bin mir darüber völlig klar, daß ich diese beiden gewichtigen Fragen in dem engen Rahmen einer Vortragsstunde nicht von Grund aus erörtern kann. Dazu fehlt es ja auch an Vorarbeiten. Aber ich glaube, daß bei der Versammlung der Goethe-Gesellschaft auch eine Betrachtung berechtigt ist, die ein Thema nicht abschließen will, son-

[1]) Einige Denkschriften und amtliche Aktenstücke sind in Band 53 von Goethes Werken (Sophien-Ausgabe) gedruckt, manches ist auch in den Briefen sowie im Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe (herausg. von Hans Wahl, Berlin 1915/8) enthalten. Eine Auslese aus den von mir neu aufgefundenen Akten habe ich 1919 im Jahrbuch der G.-G. 6, 252/82 veröffentlicht. Daneben bleibt C. Vogel: 'Goethe in amtlichen Verhältnissen' (Jena 1834) noch unentbehrlich.

[2]) Die Arbeit wird voraussichtlich unter dem Titel 'Sachsen-Weimar unter der Regierung Carl Augusts 1775 bis 1828' im Verlage von Hermann Böhlaus Nachfolgern, Weimar, erscheinen.

dern im Gegenteil auf ein noch zu wenig beackertes Gebiet hinweisen und für die noch zu leistende Arbeit Helfer und Freunde werben möchte.[1])

Sie alle wissen, daß Goethe sieben Monate nach seiner Ankunft in Weimar im Alter von 26 Jahren Geheimer Legationsrat und Mitglied des Geheimen Conseils, der höchsten Regierungsbehörde der damaligen Herzogtümer Weimar und Eisenach, geworden ist. Seine Ernennung hat beim Beamtentum Widerspruch hervorgerufen und ist auch im Lande mit Kopfschütteln und Mißbilligung aufgenommen worden. Wir können das verstehen. Denn Goethe war nicht nur dem Lande fremd, sondern er hatte auch bisher aller Verwaltungsarbeit ferngestanden. Seine Advokatenpraxis zu Frankfurt und der Aufenthalt beim Reichskammergericht zu Wetzlar waren gewiß keine ausreichende Vorbereitung für eine leitende Stelle in Weimar. Aber auch seine theoretische Vorbildung war nicht eben gründlich; bezeichnete er doch selbst seine Jurisprudenz als eines der geringsten unter all seinen Talenten.[2]) Was er nach dem Abschluß seines Studiums an politischer Lektüre in sich aufgenommen hat, wissen wir nicht genau. Aber wenn er Hallers 'Usong' oder Wielands 'Könige von Scheschian' las, so mochte er hier wohl allerhand wohlgemeinte politische Grundsätze kennenlernen; für die schwierige Aufgabe des Staatsmanns, den Weg von der Theorie zur Praxis zu finden, boten sie ihm keine Anleitung. Diese konnte ihm noch nicht einmal Justus Möser mit seinen 'Patriotischen Phantasien' geben, die Goethe mit Inbrunst verschlang, und die bei dem ersten Zusammensein mit Carl August den Gesprächsstoff bildeten. Denn auch sie entzündeten in Goethes Seele wohl „hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe" [3]), aber ein Regierungsprogramm waren sie trotz ihrer größeren Erdennähe und ihrer frischen Unmittelbarkeit nicht. Was Goethe aus dem Leben und Lernen seiner Frankfurter Jahre nach Weimar und in sein neues Amt mitbrachte, war lediglich ein ehrlicher, guter Wille, Menschen glücklich zu machen. Schon in seiner 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen' hatte er von einer besseren Zeit geträumt, wenn die Fürsten „das Übermaß von Wonne fühlen werden, in ihren Untertanen glücklich zu sein, wenn sie menschliche Herzen genug haben werden, um zu schmecken, welche Seeligkeit es ist, ein großer Mensch zu sein, wenn ihr wohlgebautes gesegnetes Land ihnen ein Paradies gegen ihre steife gezwungene einsiedlerische Gärten scheint, wenn die volle Wange, der fröliche Blick jedes Bauren, seine zahlreiche Familie, die Fettigkeit ihres ruhenden Landes besiegelt und

[1]) Als wichtigste Aufgabe sehe ich die Bearbeitung des gesamten amtlichen Nachlasses Goethes (namentlich der Oberaufsichtsakten) an; ausgewählte charakteristische Stücke verdienen auch veröffentlicht zu werden.

[2]) Brief an Kestner 25. Dez. 1773.

[3]) Vgl. den Brief an Jenny v. Voigts, die Tochter Mösers, vom 28. Dez. 1774.

gegen diesen Anblick alle Schauspiele, alle Bildersäle ihnen kalt werden."[1]) Nun fand er in Carl August den Fürsten, dem es ernst damit war, für das Gedeihen seines Volkes und Landes zu wirken, und mit vollem Eifer stürzte er sich auf die ungewohnte Arbeit des Regierens und Verwaltens.

Die drei Geheimräte, die damals das Geheime Conseil in Weimar bildeten, behandelten alle Geschäfte kollegial ohne jede feste Ressortteilung. So hat sich denn auch Goethe um alle Zweige der Verwaltung kümmern müssen. Wir besitzen Gutachten oder sonstige längere oder kürzere Ausarbeitungen von ihm über die verschiedenen Gebiete der Rechtspflege, über Angelegenheiten der Universität Jena, über Kirchen- und Schulwesen, dann besonders über die Landesfinanzen. Und zwar hat er diese sowohl von unten her, vom Standpunkte des steuerzahlenden Staatsbürgers, wie von oben her, vom Standpunkte des Finanzministers aus, betrachtet und zu verbessern unternommen, indem er für die Methoden der Steuererhebung wie für die Etatsaufstellung, das Rechnungs- und Schuldenwesen Reformen anregte, zum Teil auch durchsetzte. Von den Finanzen ist der Weg nicht weit zur Quelle der staatlichen Einkünfte, zum wirtschaftlichen Leben. Auch damit hat er sich eingehend beschäftigt und zwar mit allen Erwerbszweigen, Landwirtschaft, Handwerk, Industrie. Gerade deren Hebung, die Vermehrung der Arbeitsgelegenheit für die hungernden Strumpfwirker von Apolda und den nahrungsarmen Ilmenauer Winkel, hat ihm besonders am Herzen gelegen, und wir wissen aus seinen Briefen, wie die Sorgen um Apolda ihn bis in die Stunden verfolgten, in denen 'Iphigenie' entstand.[2])

So verwuchs er in kurzer Zeit mit seinen Amtspflichten. Sehr viel stärker als während der Frankfurter Advokatenzeit lebte er sich in das Behördenwesen hinein; den seltsam verschnörkelten und trockenen Amtsstil lernte er nicht allein bald gebrauchen, als ob er von Jugend auf mit ihm vertraut gewesen wäre, sondern er lernte diese althergebrachten Formen zugleich so sehr schätzen als Zeichen behördlicher Würde und Gesetztheit, daß er gegen die von Carl August gewünschte Modernisierung stimmte.[3]) Kein Wunder, daß die Freunde aus der früheren Zeit des Sturms und Drangs den korrekten Beamten bald trocken und kalt nannten.[4]) Aber was sie für Steifheit und Hochmut hielten, war Strenge gegen sich selbst. Nur sie erlaubte ihm, auch gegen die ihm unterstellten Beamten streng zu sein und Nachlässigkeiten und Eigenmächtigkeiten scharf zu rügen.

[1]) Im 3. Aufzug gegen Ende. Im 'Götz' ist die Stelle verändert.

[2]) Brief an Frau v. Stein 6. März 1779.

[3]) Vgl. das Gutachten vom November 1785 (Jahrbuch der G.-G. 6, 263 4).

[4]) Vgl. den Brief Mercks an Anna Amalia 2. Jan. 1780 in 'J. H. Mercks Briefen an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und den Herzog Carl August', herausg. von H. G. Gräf (Leipzig 1911), S. 28.

Überblickt man den Umfang der Geschäfte und nimmt die Pflichten des Lebens am Hofe und in der weimarischen Geselligkeit hinzu, so möchte man meinen, daß Goethe im Geheimen Conseil genug zu tun gefunden habe. Aber kaum hat er sich mit den verschiedenen Gebieten seines Amtes vertraut gemacht, da strebt er schon nach Erweiterung seines Wirkungskreises. Das Conseil war als oberste Landesbehörde allein auf die schriftliche Berichterstattung der unteren Behörden angewiesen und erledigte seine Geschäfte in der Erteilung schriftlicher Befehle an diese. Ein solches Regieren vom grünen Tisch aus genügte Goethe sehr bald nicht mehr. Er wollte selber sehen, wie die Dinge in Wirklichkeit lagen, nicht wie sie in den Berichten der Behörden, „durch die Filtriertrichter der Expeditionen“ [1]), sich ausnahmen; und er wollte die Ausführung seiner Pläne selbst in die Hand nehmen. Deshalb trat er Ende 1777 an die Spitze der für die Verwaltung Ilmenaus und für die Wiederbelebung des Bergbaus gebildeten Kommissionen; 1779 vereinigte er damit die Leitung der Wegebaudirektion, die ihn in unmittelbare Fühlung mit dem praktischen Leben brachte; gleichzeitig übernahm er auch den Vorsitz in der Kriegskommission, auch dies ein Amt, das ihn aus dem Geschäftszimmer herausführte und mit den Menschen in Berührung brachte. Und als im Juni 1782 der Kammerpräsident von Kalb abgewirtschaftet hatte, da belud Goethe sich auch noch mit dessen ausgedehntem Wirkungskreis. So ist es eigenste Erfahrung, wenn er in ‘Dichtung und Wahrheit’ (Buch 11) sagt: „Der zur Tätigkeit geborene Mensch übernimmt sich in Planen und überladet sich mit Arbeiten.“ Aber es ist kein willkürliches Zusammenraffen einflußreicher Posten, sondern eine einheitliche und folgerichtige Entwicklung, wenn Goethe von der lediglich beratenden und beaufsichtigenden Stelle im Geheimen Conseil ausgehend eine Behörde nach der andern zu eigener verantwortlicher Leitung an sich zieht, um bei der Kammer, der wichtigsten Finanzbehörde, zu enden. Nicht nur war die Einheitlichkeit zwischen den Behörden am leichtesten dadurch herzustellen, daß sie alle von demselben Willen gelenkt wurden; sondern auch das Gelingen aller Reformpläne war von der Finanzlage abhängig.

Der beherrschende Gedanke von Goethes Amtstätigkeit in den Jahren 1776 bis 1786 war die Hebung der wirtschaftlichen Lage des Landes und die Verminderung der auf den Untertanen ruhenden Lasten. Die „Liebe zu der Klasse von Menschen, die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist“ [2]) hat ihn ins Amt geführt, und die Akten zeigen, wie eifrig er für sie gearbeitet hat, wie

[1]) Brief an Frau v. Stein 4. März 1779; ganz ähnlich 8. März 1779 an Carl August.

[2]) Brief an Frau v. Stein 4. Dez. 1777; vgl. dazu Brief an Schönborn 1. Juni 1774.

innig er mit dem Volke und dem Lande verwuchs, die ihm anvertraut waren. „Mein geliebtes Dorf Melpers", so nennt er eine arme Gemeinde in der Rhön, deren Klagen über die Höhe der ihr zugemuteten Abgaben jahrelang die Behörden beschäftigten, bis unter Goethes persönlicher Vermittlung ein Ausgleich zustande kam.[1]) Im Interesse des Volkes dringt er vom ersten Tage an auf Sparsamkeit am Hofe und in der Verwaltung, auf eine Reform der Steuererhebung, die bei schonungsloser Eintreibung der Steuern der armen Leute oft mehr Geld zusetzte als einnahm, auf Entwicklung der wirtschaftlichen Hilfskräfte des Landes. In diesem Streben ist die Einheitlichkeit des amtlichen Wirkens bei Goethe gegeben; um ihm Genüge zu tun, erweitert er seinen Wirkungskreis, bis er im Sommer 1782 mit der Kammer die Zügel fest in der Hand zu haben glaubt und befriedigt ausspricht: hic est aut nusquam quod quaerimus.[2]) Und der Erfolg schien ihm recht zu geben. Schon im folgenden Jahr setzte er die Verminderung des Heeresbestandes und die Regulierung der Kammerschulden durch und erreichte damit einen Vorteil für das Volk wie für den Herzog, indem die Steuern verringert und die dem Herzog zufließenden Mittel vermehrt wurden.

Freilich, auch mit dieser Leistung stand er noch nicht am Ziele, sondern erst am Anfang. „Man sieht nicht eher," so schreibt Goethe einmal (26. Jan. 1786) an Frau v. Stein, „wie schlecht eine Wirtschaft ist, als wenn man ihr recht ordentlich nachrechnet und alles umständlich bilancirt". So einfach war das Regieren nicht, wie es sich der aller praktischen Verwaltungstätigkeit fernstehende Optimismus der wohlwollenden und aufgeklärten Schriftsteller der Zeit zurechtgelegt hatte; der gute Wille und die vernünftige Überlegung der zu erlassenden Vorschriften reichte nicht aus, um sofort ein neues und besseres Leben zu wecken. Zwar stand Goethe der Wirklichkeit näher als die Theoretiker. Von Anfang an hatte er vor dem Selbstbetrug gewarnt, der jede Änderung schon für eine Verbesserung hält.[3]) Und je mehr er sich durch eigene Arbeit mit dem Staatsleben vertraut machte, desto deutlicher wurde ihm die Notwendigkeit, sich nicht mit den Vorschriften zu begnügen, sondern zäh und nachhaltig für die Durchführung zu sorgen. Wie er in dem Gedicht 'Ilmenau' den Herzog zur Geduld mahnte, die nichts übereilt, sondern die Ernte ruhig abwartet, so mahnte er sich im Tagebuch, jahrelang immer gleich nachzuhalten; und so faßte er Ende 1784 die Aufgabe des Beamten in die Worte zusammen: „Man muß Hindernisse weg-

[1]) Brief an Frau v. Stein 13. Sept. 1780. Die Akten über Melpers mit eigenhändigen Verfügungen Goethes liegen im Staatsarchiv zu Weimar, Eisenacher Abteilung.

[2]) Brief an Knebel 27. Juli 1782.

[3]) Nach den ungedruckten Steuerakten im Goethe- und Schiller-Archiv.

nehmen, Begriffe aufklären, Beispiele geben, alle Theilhaber zu interessiren suchen, das ist freilich beschwerlicher als befehlen."[1])

Eine deutliche Vorstellung von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe hat aber Goethe trotz diesen Äußerungen nicht gehabt, wie er später offen zugestanden hat.[2]) Und deshalb ging es ihm im Amte, wie er es Egmont von dem neuen Statthalter prophezeien läßt: „Mit großen Planen, Projekten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu tun haben, übermorgen jene Hindernis finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagene Unternehmen, ein halbes Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehen, der Kopf schwindeln und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturm vom Felsen hält." Auch für Goethe wuchsen die Hemmnisse, je tiefer er in die Dinge eindrang; und die Hoffnung, daß er durch Übernahme der wichtigsten Ämter wenigstens die Hindernisse aus dem Weg räumen könne, die menschlicher Eigennutz und die Unzulänglichkeit der Mitarbeiter schufen, erfüllte sich nicht. Er konnte nicht alles selbst machen, und es war nicht möglich, von heute auf morgen ein neues, pflichtgetreues und ausreichend vorgebildetes Beamtentum zu erziehen. Und noch weniger konnte er die allgemeinen Verhältnisse verändern, die die Ausführung seiner Beglückungspläne erschwerten. Mit tiefem Schmerz erfuhr er in diesen Jahren die Begrenztheit menschlichen Könnens. Dem doppelten Druck gegenüber, der auf dem Lande lastete, war er machtlos. Er konnte weder das Erbe der Mißwirtschaft früherer Jahrzehnte, die starke Staatsschuld, abschütteln, noch konnte er gegen das Übergewicht der großen deutschen Mächte und ihrer Wirtschaftspolitik, die den Lebensbedingungen der weimarischen Landwirtschaft und Industrie bewußt zuwiderlief, ankämpfen. Er konnte, so drückte er sich einmal aus[3]), dem Lande keinen Regen verschaffen und mußte sich darauf beschränken, einen Garten zu begießen. Aber das reichte für die Bedürfnisse des Landes um so weniger aus, als dieses ohnehin schon fast zu klein war, um sich selbständig zu behaupten und ein Fürstenhaus zu ernähren. Dieser Umstand hat Goethe zu dem bittern Gleichnis veranlaßt von den Blattläusen, die sich dick und grün saugen und von den Ameisen ausgesogen werden; so werde auch in Weimar beim Hofe an einem Tage mehr verzehrt, als der Bauer aufbringen könne.[4])

[1]) Brief an Carl August 26. Nov. 1784.

[2]) In den Schemata zur Fortsetzung von 'Dichtung und Wahrheit' („Unbegriff des zu Leistenden", Werke 53, 384).

[3]) Brief an Frau v. Stein 9. Juni 1784.

[4]) Brief an Knebel 17. April 1782; ähnlich an Herder 20. Juni 1784.

Als Goethe sein Amt antrat, mochte er geglaubt haben, die kleinen, leicht zu überschauenden Verhältnisse des Landes würden ihm die Durchführung seiner Pläne erleichtern. Nun mußte er statt dessen immer mehr erkennen, daß gerade die Kleinheit des Landes, das „armselige Element unsrer kleinen Staaten“ [1]), seiner Wirksamkeit Schranken setzte. Er hat lange Zeit gehofft, durch gewissenhafte Pflichterfüllung der Schwierigkeiten Herr zu werden, und hat sich darum die Arbeit sauer werden lassen. Er ist ein regelmäßiger Teilnehmer der Sitzungen des Geheimen Conseils gewesen; auch die Tagebücher zeigen, wie er mit seinem Amt gerungen, wie er sich immer wieder Mut zugesprochen hat, auszuharren bis zum Siege. [2]) Aber je länger er diesen Kampf führte, je fühlbarer ihm das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können wurde, desto lauter wurde in ihm der Zweifel, ob denn all diese Arbeit überhaupt lohne. In dem Kleinkram der Alltagsarbeit, die von dem gewöhnlichen Bürokraten zwar leicht überschätzt wird, die aber doch auch nicht unterschätzt werden darf, weil sie die unentbehrliche Grundlage aller Verwaltung ist, ergriff ihn wohl ein „leidig Gefühl der Adiaphorie so vieler wichtig sein sollender Sachen“ [3]), und wenn er sich mit dem „albernen Geschäft der Auslesung junger Leute zum Militare“ [4]) oder ähnlichen aus seinen Ämtern entspringenden Aufgaben befaßte, da mochte in ihm wohl der Gedanke auftauchen, daß er seinen „Waizen unter das Kommißbrod“ backe.

Denn auch als Beamter war und blieb er eben Dichter. Selbst in den hoffnungsfrohen Jahren 1779/82, wo er das Gefühl hatte, Gutes geleistet zu haben und noch Größeres leisten zu können [5]), empfand er sich unter dem Gewicht der Amtspflichten als Pegasus im Joche [6]) und sehnte sich nach Befreiung. Der Versuch, beides zu verbinden, wie Friedrich der Große Regierung und Flötenspiel vereinigte [7]), erwies sich auf die Dauer als undurchführbar. Denn der alte Kalb hatte recht, wenn er meinte: mit Genie allein ist kein Land zu regieren. Auch ein Kleinstaat wie das damalige Weimar verlangte von denen, die ihn regieren und reformieren wollten, volle und ungeteilte Hingabe an die Geschäfte. Denn was durch die Kleinheit des Landes an Arbeitskraft gespart werden konnte, das wurde durch die Geringfügigkeit der Mittel, die zur Sparsamkeit an Menschen zwang, wieder mehr als wett gemacht. Hier hieß es nicht nur,

[1]) Brief an Knebel 2. April 1785.

[2]) Tagebuch 25. Juli 1779, 31. März und 13. Mai 1780; Brief an Frau v. Stein 30. Juni 1780.

[3]) Tagebuch 9. Dez. 1778.

[4]) Brief an Knebel 26. Febr. 1782.

[5]) Tagebuch 15. Aug. 1781.

[6]) Brief an Frau v. Stein 14. Sept. 1780; ähnlich 17. Sept. 1782 und an Lavater Febr. 1781.

[7]) Brief an Kestner 14. Mai 1780.

die leitenden Gedanken anzugeben, sondern auch die subalterne Schreiberarbeit zum guten Teil selbst zu übernehmen. Dauernd klagte Goethe über das „Zuviel des Getreibes", den Mangel an Gehilfen.[1]) Er empfand diese Belastung mit Kleinarbeit, die ihn zwang auch die gleichgültigsten Sachen selbst zu erledigen und sogar Aktendeckel mit eigener Hand zu beschreiben, besonders schwer, denn infolge seines Bildungsganges fehlte ihm die rechte Vertrautheit mit dem behördlichen Geschäftsverkehr[2]), und er vermochte sie sich nie ganz anzueignen. Trotz aller äußeren Ordnung, Steifheit und Korrektheit, die dem alten Goethe eigentümlich gewesen sind, lassen es seine Akten zu allen Zeiten an Peinlichkeit und Genauigkeit fehlen.[3]) Er konnte sich eben nicht entschließen, ganz in der Aktenarbeit aufzugehen.

Spätestens seit dem Beginn der achtziger Jahre ist Goethe sich dieses Zwiespalts zwischen den angeborenen Anlagen und Neigungen und dem übertragenen Amte und seinen Pflichten bewußt gewesen. In der eigenen Brust erlebt er den Konflikt zwischen dem Dichter und dem Staatsmann, den er im 'Tasso' dargestellt hat. Lange Zeit hat er den Mißmut, der daraus entstand, mannhaft bekämpft. Aber je mehr die Hoffnung schwand, daß sein amtliches Wirken von einem vollen Erfolge gekrönt sein werde, desto schmerzlicher wurde die Enttäuschung. Seit dem Sommer 1782 verstummt das Tagebuch, dem er gerade in den Jahren 1779/81 Freuden und Leiden seines Amtes anvertraut hatte. Mit stiller Resignation schreibt er Ende 1782 an Knebel (21. Nov.): „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen." Gewiß wird man auf einzelne Äußerungen des Mißmuts nicht allzuviel geben dürfen.[4]) Aber daß er unter der Enttäuschung litt, das bemerkten seine Bekannten[5]), das vertraute er der Freundin an, das verhehlte er auch dem Herzog nicht[6]), das bekundet abschließend ein großer Bericht der Wegebaudirektion vom 9. Juni 1786[7]), der über den engeren Bereich dieser Behörde hinausgreifend die Schwäche der weimarischen Staatsverwaltung, die allzu große „Disproportion

---

[1]) Tagebuch 20. Jan. 1780 und Promemoria an Carl August 20. März 1794.

[2]) Briefe an Carl August 27. Mai 1787 und 17. März 1788.

[3]) Was Vogel a. a. O. S. 34 ff. über das Mechanische der Goethischen Geschäftsbehandlung sagt, wird durch den Zustand der Akten durchaus bestätigt.

[4]) Vgl. die sich widersprechenden Äußerungen an Knebel 16. Febr. und an Jacobi 3 März 1784.

[5]) Vgl. Wielands Brief an Merck 5. Jan. 1784 ('Briefe an und von J. H. Merck', herausg. von K. Wagner, Darmstadt 1838, S. 230 f.).

[6]) Brief an Carl August 6. Dez. 1784.

[7]) Abgedruckt im Jahrbuch der G.-G. 6, 273/80.

der Obliegenheiten und der Einnahme", hervorhebt und das Nachlassen der Arbeitsfreudigkeit als notwendige Folge dieser „unproportionirlichen Haushaltung" bezeichnet. Was Goethe hier in korrekter amtlicher Sprache sagte, das faßte er wenige Wochen später in die herben Worte zusammen: „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein."[1])

Gerade damit ist der tiefste Grund der Enttäuschung berührt. Goethe war nicht regierender Herr, sondern nur Berater eines solchen. Und wenn Carl August sich in seinen ersten Regierungsjahren von Goethe hat erziehen und leiten lassen, wenn Goethe ihm auch später noch ein ernster und schonungsloser Mahner sein durfte[2]), so entwuchs er dieser Erziehung doch sehr bald. Er ließ sich nicht dauernd in die engen Grenzen einschließen, die Goethe im Interesse des ganzen Landes für notwendig hielt. Er zerstörte wohl das Werk Goethes, die Herabsetzung des Heeres und der Steuern, nicht unmittelbar; aber indem er sich gleich darauf in weitausschauende und kostspielige Pläne hoher Politik und militärischer Betätigung einließ, entzog er ihm den Boden. Und seither war es Goethe klar, daß sein staatsmännisches Wirken kein Ergebnis haben werde, das zu dem Aufwand an Fleiß und Kraft in Verhältnis stand. Nun war er es müde, wie eine Karyatide[3]) die schwere Last der Geschäfte weiter zu tragen; nun faßte er den Entschluß, sich von ihnen frei zu machen.

Mit der italienischen Reise endet der erste Abschnitt von Goethes amtlicher Tätigkeit, die Zeit seines alle Zweige des Staatslebens umfassenden Wirkens. Nach der Rückkehr aus Italien hat er die Stellung im Conseil wohl der Form nach beibehalten, aber an dessen Arbeiten nur noch ganz selten teilgenommen. Auch seine andern Ämter gab er entweder ganz auf oder er zog sich von ihnen allmählich zurück. Dafür aber übernahm er neue Pflichten, die Beaufsichtigung des Schloßbaus, die Leitung des Hoftheaters, die Kunstanstalten und die Bibliothek zu Weimar. Auch war er stets bereit, in die Bresche zu springen, sei es, daß sein sachkundiger Rat nützlich erschien, sei es, daß die Geheimräte in Abwesenheit des Herzogs schwerwiegende Beschlüsse durch seine Autorität zu stützen gedachten.[4]) Mehrfach half er ihnen mit seinen Kenntnissen im Münzwesen aus[5]), dann wieder nahm er zur Frage der Zensur Stellung[6]); in allen

[1]) Brief an Frau v. Stein 10. Juli 1786.

[2]) Vgl. z. B. Brief an Carl August 26. Dez. 1784.

[3]) Brief an Herder 17. Febr. 1787.

[4]) Vgl. darüber die Briefe der Geheimräte an Carl August aus den Jahren 1792 und 1793 im Staatsarchiv Weimar A 442a und die Akten A 8401.

[5]) Vgl. die ungedruckten Münzakten im Goethe- und Schiller-Archiv.

[6]) Vgl. das Gutachten vom 15. April 1799 (Werke 53, 239). Ein weiteres, bisher unbekanntes Gutachten von 1795 werde ich in seinen Hauptteilen in 'Sachsen-Weimar unter der Regierung Carl Augusts' abdrucken.

künstlerischen Fragen war er der Vertraute des Hofes, ohne daß hier die Grenze zwischen amtlichem Gutachten und freundschaftlichem Rat scharf gezogen werden könnte.[1]) Am stärksten und nachhaltigsten aber wurde er für die Universitätsangelegenheiten in Anspruch genommen. Durch eigene Studien und literarische Interessen mit vielen Professoren in Jena wohl bekannt, schien Goethe so recht geeignet für die nicht immer leichte Aufgabe, zwischen dem Staat und der an ihrer herkömmlichen Selbständigkeit starr festhaltenden Universität zu vermitteln. Immer wieder gab die Handhabung der Disziplin Anstöße von bald größerer, bald geringerer Wirkung, und fast immer sehen wir Goethe bemüht, einen Ausgleich zu schaffen, auch in dem großen Konflikt vom Juli 1792, der bis zum allgemeinen Auszug der Studenten aus Jena führte. Er kümmert sich um das leibliche Wohl der Studenten, indem er gemeinsam mit Herder 1791/92 die Einrichtung des Freitisches einer Untersuchung unterzieht; er nimmt ein paar Jahre später ihre geistige Freiheit in Schutz, als theologischer Übereifer in Verbindung mit Herders Verbitterung das Studium der Kantischen Philosophie in Jena zu beschränken droht; er verteidigt Fichte selbst gegen Carl August, solange es angeht[2]); er kämpft mit allen Mitteln für den Fortbestand der Allgemeinen Literaturzeitung, als 1803 durch den gleichzeitigen Weggang mehrerer Professoren für diese wie für die ganze Universität Gefahr droht; er gibt bei wichtigen Berufungen sein Votum ab; er wird auch in den schwierigen Händeln, die Okens unvorsichtige Schriftstellerei heraufbeschwor, um seinen Rat angegangen. Und vor allem unterstanden seiner Aufsicht die zahlreichen Institute, die Carl August im Lauf der Jahre für die naturwissenschaftlichen Fächer errichten ließ, das anatomische, mineralogische, chemische Institut, der botanische Garten, die Veterinäranstalt u. a. Bis dahin war es Sache der einzelnen Professoren gewesen, die für ihre Forschungen und ihren Unterricht erforderlichen Apparate anzuschaffen. Erst Carl August übernahm diese Pflicht auf seine Privatkasse und betraute Goethe mit der Aufgabe, die zweckmäßige Verwendung der Gelder und Aufbewahrung der Sammlungen zu überwachen. Aus solchen, zunächst von Fall zu Fall erteilten Aufträgen erwuchs zuletzt, im Jahre 1809, ein neues förmliches Amt, die Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft.[3]) In ihr wurde alles zusammengefaßt, was auf das geistige Leben Weimars Bezug hatte, nicht nur die in Jena allein auf Kosten Weimars und deshalb ohne Mitbestimmungsrecht der Universität und der anderen Erhalterstaaten errichteten Institute, sondern auch die Kunstsammlungen und -Anstalten

[1]) Den besten Beweis dafür liefert der Briefwechsel mit Carl August.

[2]) Auch darüber werde ich in 'Sachsen-Weimar' neues Material mitteilen.

[3]) Vgl. die 'Tag- und Jahres-Hefte' von 1809 und die für den Erbgroßherzog bestimmte Aufzeichnung vom 24. Okt. 1822 (Briefe 36, 395).

in Weimar. Sie war nicht eigentlich das Kultusministerium für Weimar; mit der Kirche und den Schulen hatte sie nichts zu tun, auch mit der laufenden Universitätsverwaltung nicht. Sondern sie hatte das zu pflegen, was der weimarische Staat über das gewöhnliche Maß hinaus für Kunst und Wissenschaft leistete, was ihm sein besonderes Gepräge unter den deutschen Staaten gab. Für dieses Amt war Goethe, dessen Übersiedlung nach Weimar einst dieses neue Zeitalter der weimarischen Geschichte eingeleitet hatte, ohne Zweifel der berufenste Mann. Indem er in den schweren Jahren der Fremdherrschaft an die Spitze des neuen Amtes trat, wurde vor aller Welt bekundet, daß Weimar seinem Ruhme nicht untreu werden wolle. So faßte auch Goethe seine Aufgabe auf, Weimars literarischen Ruf zu erhalten und das prometheische Feuer zu bewahren, von dem nach den trüben Zeiten dereinst Licht und Wärme ausgehen sollte.[1])

Es würde den Rahmen des Vortrags sprengen, wenn ich die Tätigkeit der Oberaufsicht im einzelnen beschreiben wollte.[2]) Für heute mag es genügen, ihren Geschäftsbetrieb in allgemeinen Zügen zu charakterisieren. Es war ein Amt, das ganz der Eigenart Goethes angepaßt war. Natürlich hatte es wie jedes andere amtliche Geschäft auch seine langweiligen und unerquicklichen Seiten; besonders mühevoll war die sehr ins kleine gehende Geldgebarung der vielen Institute. In dieser Beziehung fand Goethe Unterstützung bei seinem Mitkommissar, C. G. Voigt, seit 1816 bei seinem Sohne August, nach dessen Tode bei dem großherzoglichen Leibarzt Vogel. Im übrigen unterschied sich die Oberaufsicht von den früheren Ämtern Goethes dadurch, daß sie weder selbst an ein starres Schema gebunden war, noch von den Untergebenen die Erledigung eines bestimmten Pensums zu verlangen brauchte, sondern daß sie anregend, helfend, fördernd überall da eingreifen durfte, wo sie lebendige Tätigkeit, wo sie erfolgreich forschende Persönlichkeiten fand. Und eifersüchtig wachte Goethe darüber, daß ihm diese Freiheit des Schaffens nicht verkümmert wurde. Mit einzelnen Menschen wollte er es zu tun haben, nicht mit einer unpersönlichen Korporation, in der sich die individuellen Kräfte gegenseitig im Wege standen und aufhoben. Deshalb wollte er von dem Plane Carl Augusts, die Institutsdirektoren zu einer besonderen Akademie zusammenzuschließen, nichts wissen.

Der Schwerpunkt der Oberaufsicht lag ganz in den Instituten zu Jena, die neben der Universität errichtet worden waren. Goethes Leitung erreichte für diese so viel, wußte für sie stets so viele neue Mittel ausfindig zu machen, daß sein Wirken von der ganzen Universi-

[1]) Brief an Voigt 1. Mai 1807, an John 27. Nov. 1813 (die Wendung von dem prometheischen Feuer kehrt zu jener Zeit mehrfach wieder).

[2]) Vgl. dazu meine Darstellung in 'Sachsen-Weimar unter der Regierung Carl Augusts'.

tät anerkannt wurde. Deshalb wurde ihm bei der großen allgemeinen Reform der Universitätsverwaltung im Jahre 1817 nicht nur Einfluß auf die Abfassung der neuen Statuten gewährt, sondern auch die Neuordnung und ständige Überwachung eines der Universität gehörenden Instituts, der Bibliothek, übertragen. Auch diese Aufgabe, deren wichtigste Teile die Neuaufstellung aller Bücher und Handschriften in geeigneten Räumen und die Anfertigung eines Gesamtkatalogs waren, hat Goethe mit Energie und Geschick eingeleitet. Mit besonderem Stolze gedachte er stets der Kühnheit, mit der er sich allen Widerständen zum Trotz des medizinischen Auditoriums für die Bibliothek bemächtigt hat.

Durch all diese Pflichten verwuchs Goethe so sehr mit der Universität, daß Carl August zuerst an ihn dachte, als er 1819 auf Grund der Karlsbader Beschlüsse einen Kurator für Jena ernennen mußte. Aber Goethe fühlte sich zu alt, um dieses neue Amt zu übernehmen, dessen Aufgabe zu wenig mit seinem bisherigen Verhältnis zur Universität übereinstimmte. Die Oberaufsicht behielt er aber ohne Einschränkung bei und führte sie im alten Geiste weiter. Ein gewisses Nachlassen der Initiative ist wohl in seinen letzten Jahren unverkennbar; es hat aber auch seine sachlichen Gründe. Nach den Zeiten der Gründung und des ersten Ausbaus waren die Institute nunmehr in die Zeit der ruhigen Arbeit getreten. An ihr hat Goethe bis an sein Ende Anteil genommen. An dem letzten Neujahrstag, den er erlebte, stellte er mit Befriedigung in seinem Tagebuche die gute Ordnung seiner oberaufsichtlichen Geschäfte und den ausgesprochenen Beifall seines Fürsten wie die Unterstützung seines Mitarbeiters Vogel fest; bis in seine letzten Tage geleiten ihn diese Pflichten, und die letzte Unterschrift, die er geleistet hat, steht unter einem amtlichen Aktenstück.[1])

Versuchen wir nun, nachdem der Überblick über Goethes amtliches Wirken beendet ist, kurz das Ergebnis für das Land festzustellen, so muß von vornherein zugestanden werden, daß die mit großen Hoffnungen begonnene Tätigkeit im Geheimen Conseil 1776 bis 1786 nur wenige dauernde Früchte getragen hat. Wenn sich die Zustände im Lande allmählich besserten, wenn auf die dürftigen Anfänge Carl Augusts seit den neunziger Jahren ein behaglicher Wohlstand folgt, der es erlaubt hat, den Neubau des Schlosses zu unternehmen und die Lasten der Revolutionskriege ohne Schwierigkeiten zu ertragen, so ist das zum guten Teil die Wirkung der allgemeinen Verhältnisse, die in Goethes Ministerzeit für das Land ungünstig gewesen waren und nun auf einmal durch die Steigerung der Preise namentlich der landwirtschaftlichen Erzeugnisse für das Land günstig wurden. Und wenn ein Mann an diesem wirtschaftlichen Aufschwung ein Ver-

---

[1]) Vgl. Briefe 49, 451.

dienst hat, so ist es der Minister Voigt, nicht Goethe gewesen. Das hat Goethe selbst zugegeben, indem er sich seit 1786 darauf beschränkt hat, seine allgemeinen Ideen über die Art und Weise, wie ein Fürst sein Volk glücklich machen könne, in seinen Werken (ich erinnere an den Plan der Aufhebung der bäuerlichen Fronden in 'Wilhelm Meisters Lehrjahren' Buch VII, Kap. 3) auszusprechen, ohne auf die Praxis weiter einzuwirken. Goethes dauernde amtliche Leistung liegt auf dem begrenzten Gebiet von Kunst und Wissenschaft. Er hatte es zwar nicht nötig gehabt, Carl Augusts Interesse darauf zu lenken. Aber er hatte die vielleicht schwierigere Aufgabe, den sprunghaften Geist des Fürsten dabei festzuhalten und in beharrlicher Arbeit für die Universität und für das ganze Land dauernde Einrichtungen zu schaffen. Er hat dafür gesorgt, daß der Same, den Carl August ausstreute, fruchtbaren Boden fand, gehegt und gepflegt wurde, daß die Ernte reifen und geborgen werden konnte. Mit dieser langjährigen, unermüdlichen und ununterbrochenen Arbeit hat Goethe den flüchtigen Impuls, der von dem Musenhof des jungen Carl August ausgegangen war, umgesetzt in dauernde Empfänglichkeit für geistiges Leben, in beständiges Streben nach künstlerischer und wissenschaftlicher Weiterbildung. Und damit hat er den besonderen Charakter geschaffen, der Weimar seither seine eigenartige Stellung in Deutschland gibt. Darin möchte ich die bis auf den heutigen Tag nachwirkende Leistung Goethes für das weimarische Land erblicken. So gewiß er dem ganzen deutschen Volke gehört, so gewiß ist doch auch, daß sein Lebenswerk mit Weimar untrennbar verwachsen ist. Das gilt so sehr, daß wir heutzutage gern Weimar mit den besten geistigen Kräften Deutschlands gleichsetzen.

Diese Leistung ist sicherlich bedeutsam genug. Und doch fehlt es nicht an Stimmen, die behaupten, Goethes ganze amtliche Wirksamkeit sei verlorene Liebesmühe gewesen, die bedauern, daß Goethe so viel wertvolle Zeit und Kraft an Dinge gesetzt habe, die jeder andere Beamte ebensogut hätte erledigen können. Dieses Urteil stützt sich vor allem auf die Jahre 1776/86, wo Goethe sich in der Tat um die gesamte Regierung des Landes kümmern mußte, wo die poetische Ausbeute verhältnismäßig klein war, wo er so manchen großen Plan unausgeführt liegen ließ. Auch Goethe selbst hat sich später wohl über die starke Belastung mit Dienstgeschäften beklagt und das Ergebnis gering geschätzt; in der kurzen Übersicht, die er in den 'Tag- und Jahres-Heften' von den Jahren 1775 bis 1786 gibt, erwähnt er sein Amt überhaupt nicht. Je weniger Ertrag aber die amtliche Beschäftigung gebracht hat, desto mehr sei es zu beklagen, daß Goethe ihr auf Kosten seiner Dichtung so viel Zeit gewidmet hat.

Das alles scheint einleuchtend und unwiderleglich, und doch halte ich diese ganze Fragestellung für grundsätzlich verfehlt. Es ist, meine ich, philisterhaft, für einen Mann wie Goethe gleichsam einen Stun-

denplan aufzustellen, nach dem er sein Leben hätte nutzbringend einrichten sollen, und ihm hinterher nachzurechnen, wie viele Stunden er seiner eigentlichen Lebensaufgabe, der Dichtkunst, entzogen habe. Wir sollten uns auch davor hüten, Goethe zu zerlegen in a) den Dichter, b) den Staatsmann. Der einzig berechtigte Standpunkt scheint mir der zu sein, Goethes amtliches Wirken aufzufassen als ein Stück jenes großen Prozesses der Lebensgestaltung, durch den er für uns vorbildlich ist. Von hier aus gesehen ist Goethes Tätigkeit im Amt nicht nutzlose Zeitvergeudung eines wohlmeinenden Dilettanten, sondern sie fügt sich harmonisch ein in jenen faustischen Lebensdrang, der, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst genießen und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern will. Und wenn erst der alternde Faust in der tätigen Arbeit für die Gemeinschaft Genüge findet, nimmt der jugendliche Goethe diese Lösung vorweg, als er 1776 die Herzogtümer Weimar und Eisenach zum Schauplatz wählt, „um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde".[1]) Was er in diesen ersten zehn Jahren gearbeitet hat, bedeutet für ihn selbst — ganz unabhängig von der Frage, welchen Nutzen er dem Lande gebracht habe — eine Klärung und Reifung. Hier hat er die Welt kennengelernt mit ihrem festen Zwang und ihrer strengen Form, die der einzelne wohl weiterbilden, aber nicht zerstören darf; hier hat sich der jugendlich dumpfe Überschwang der Gefühle zu bewußter Klarheit geläutert. Ich leugne nicht, daß der Weg, den Goethe damals von Hoffnung über Enttäuschung zu Entsagung gegangen ist, mühselig und schmerzlich gewesen ist. Aber ich glaube, daß der Weg vom Sturm und Drang zum Klassizismus nur durch eine strenge Schule gefunden werden konnte. Darüber mag, wer Lust hat, streiten, ob Goethe nicht auch durch eine andere Schule als die des Staatsdienstes hätte gehen können. Aber daß jede Schule der Lebensweisheit und Lebenserfahrung streng sein muß, ist wohl unbestreitbar. Mit gutem Grunde hat Goethe dem ersten Teil seiner Lebensbeschreibung das Geleitwort gegeben: *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.* Wer die ersten weimarischen Jahre Goethes so auffaßt, wird in den poetischen Fragmenten und Entwürfen dieser Zeit nicht bedauerliche Opfer erblicken, die Goethe seinen amtlichen Pflichten gebracht hätte, sondern das Lehrgeld, das jeder entrichten muß, der etwas Rechtes lernen will, oder um endlich von dem schulmeisterlichen Gleichnis zu Goethes eigener Sprache zurückzukehren, Bausteine zur Pyramide seines Daseins.

Das scheint mir also die Bedeutung der ersten zehn Jahre von Goethes amtlicher Wirksamkeit zu sein, daß er sich in ihr und durch sie der Bedingtheit alles menschlichen Könnens bewußt geworden ist

[1]) Brief an Merck 22. Jan. 1776.

und so die Selbstbescheidung und Selbstbeherrschung gewonnen hat, die seinem ganzen Wesen seither Ruhe und Sicherheit gegeben hat. Auch die amtliche Tätigkeit nach der italienischen Reise, deren Erfolge und Nachwirkung für das ganze Land mir über allen Zweifel erhaben erscheint, hat die Erfahrungen der ersten zehn Jahre zur Voraussetzung. Nichts mehr von weitausschauenden, aber mangelhaft vorbereiteten und deshalb undurchführbaren Projekten. Nur das greift Goethe jetzt an, was seiner Natur gemäß ist, was zu seinen eigenen Studien und Interessen Beziehung hat. Es wird sich im einzelnen kaum jemals abmessen lassen, inwiefern die oberaufsichtlichen Geschäfte die naturwissenschaftlichen Studien Goethes angeregt haben, wie weit sie umgekehrt durch diese gefördert worden sind. Wahrscheinlich stehen beide in untrennbarer und fruchtbringender Wechselwirkung.

Schon das würde genügen, um den Wert der amtlichen Wirksamkeit für Goethes persönliche Entwicklung zu beweisen. Aber man darf wohl noch weiter gehen. Ihr verdankt er auch die Weite seines politischen Blicks, und deshalb spreche ich heute von Goethe als Staatsmann, nicht allein von Goethe als Beamtem. Denn er war mehr als Verwaltungsbeamter, der seinen Dienst treu, eifrig und erfolgreich versieht, er war Staatsmann mit tiefem Verständnis für die treibenden Kräfte des staatlichen Lebens. Gewiß kann man dieser Behauptung zahlreiche Äußerungen Goethes entgegensetzen, in denen er seine gänzliche Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragen ausgesprochen hat; auch die freie Weite seines Blickes ist so sehr angezweifelt worden, daß man ihm sogar aristokratische Engherzigkeit und knechtische Unterwürfigkeit gegenüber seinem Fürsten vorgeworfen hat. Aber damit wird doch nur zweierlei bewiesen. Einmal, daß Goethe kein Politiker gewesen ist, weder in dem engen Sinne des auf ein Programm eingeschworenen Parteimannes, noch in dem weiteren Sinne des mit innerem Anteil und leidenschaftlicher Erregung den politischen Vorgängen der Welt folgenden Mannes. Und zweitens, daß mit einzelnen aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten alles und deshalb nichts bewiesen werden kann. Wer Goethes politische Anschauungen in ihrer Gesamtheit überblickt, wie es Männer wie Paulus[1]) und der Kanzler Müller[2]) im persönlichen Umgang mit ihm haben tun können, wie es aber auch uns aus gründlichem Studium seiner Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche möglich

[1]) Vgl. die Aufzeichnungen des Theologen und Orientalisten Paulus (1789 bis 1803 in Jena, seit 1811 in Heidelberg), die K. A. v. Reichlin-Meldegg in seiner Biographie 'H. E. G. Paulus und seine Zeit' (Stuttgart 1853) S. 296 ff. mitgeteilt hat.

[2]) Vgl. F. v. Müller: 'Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit' (Weimar 1832) S. 27 (Neudruck in: 'Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller', herausg. von Wilhelm Bode, Berlin 1901, S. 49, 91).

ist, der weiß, daß die wunderbare Vielseitigkeit Goethes sich auch in ihnen widerspiegelt. Gewiß, alle Freiheitsapostel, sie waren ihm immer zuwider, und zwar galt das nicht allein von den Anhängern der revolutionären Freiheit, sondern selbst vom friedlichen Liberalismus. Von den Errungenschaften der neuen Zeit, von Preßfreiheit und konstitutionellen Verfassungen hielt er nicht eben viel. Und wegen des Grundprinzips des modernen Staates, der Entscheidung nach Stimmenmehrheit, hatte er, wie es in den 'Wanderjahren' heißt, ganz eigene Gedanken, ja in den 'Maximen und Reflexionen' sagt er kurzweg: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität." Im Grunde blieb er stets der Regierungsform treu, unter der er selbst gewirkt hatte und deren guten Willen und gute Erfolge er in langen Jahren kennengelernt hatte, dem aufgeklärten Absolutismus, in dem Männer von überlegener Einsicht und besonderer Sachkunde die unverständige Menge zu ihrem Besten leiteten. Aber er verkannte nicht, daß der Wandel der Zeiten auch einen Wandel der politischen Einrichtungen nach sich ziehen müsse, daß das Alte in veränderten Verhältnissen nicht unverändert bleiben könne. In mannigfaltigen Formen hat er dieser Überzeugung Ausdruck verliehen; am klarsten wohl in den 'Maximen und Reflexionen': „Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese loszuwerden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbefreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt." Kürzer heißt es in den 'Zahmen Xenien': „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue." Selbst für die Verfassungen hat er ihre Notwendigkeit schließlich anerkannt.[1]) So durfte er sich mit Recht den zweideutigen Titel eines Freundes des Bestehenden verbitten, der oft nicht viel weniger bedeute als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Das Verständnis für das neu erwachende, sich immer neu erzeugende Leben hat er bei aller Treue gegen das Alte stets bewahrt. Deshalb konnte er in einer Zeit, die auf die Befreiung des Individuums von aller überlieferten Gebundenheit stolz war, die Notwendigkeit erneuter sozialer Bindung und der Arbeit für die Gemeinschaft erkennen und in den 'Wanderjahren' darstellen.

Das waren nicht etwa Utopien eines Theoretikers, vielmehr wurzeln auch diese Abschnitte der 'Wanderjahre' in klarer Einsicht in die Bedingungen und Bedürfnisse des Lebens. Gerade weil er selbst als praktischer Staatsmann mit den Schwierigkeiten des Regierens gerungen hatte, wußte er, daß es leichter war, den allgemeinen Grund-

---

1) Vgl. das Gespräch mit F. v. Müller 11. Juni 1822.

satz organischen Wachstums und notwendigen Fortschritts aufzustellen als im besonderen Fall anzugeben, wo das Alte sein Recht verlor und wie weit der Fortschritt notwendig und berechtigt war. Paläophron und Neoterpe, die alte und die neue Zeit, haben beide ihr Recht und gehören zusammen; aber sie haben beide ihre unangenehmen Begleiter, das Alter Griesgram und Haberecht, die Jugend Gelbschnabel und Naseweis. Von diesem Standpunkt aus findet Goethe auch seine Stellung zur Revolution. Er billigt sie nicht, denn er zieht die ruhige organische Entwicklung vor. Aber er versteht, daß hartnäckige Unterbindung des unvermeidlichen Fortschritts eine Spannung erzeugen muß, die sich nur in gewaltsamer Entladung lösen kann. Deshalb kann er zu Eckermann (4. Jan. 1824) sagen, daß eine große Revolution nie Schuld des Volkes sei, sondern der Regierung. Aber er macht daraus den Regierungen keinen Vorwurf. Denn er weiß, daß es der Welt nicht gegeben ist, sich zu bescheiden. Die vorhin angeführte Maxime über den Kampf zwischen Altem und Neuem endet darum mit den Worten: „Der größte Verstand der Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen."

Diese resignierte Einsicht in den Weltlauf bedeutet natürlich eine Lähmung der politischen Energie. Im 'Egmont' heißt es: „Du siehst zu weit, Machiavell! Du solltest Geschichtschreiber sein; wer handelt, muß fürs nächste sorgen." Deshalb hat sich Goethe von aller Einwirkung auf das staatliche Leben immer stärker zurückgehalten. Natürlich ist darauf auch der unpolitische Geist des 18. Jahrhunderts und die politische Enge der Welt, die Goethe in Frankfurt wie in Weimar umgab, von Einfluß gewesen. Aber ich möchte darin auch ein von Zeit und Ort unabhängiges Motiv sehen, die in den zehn ersten Jahren der amtlichen Tätigkeit erworbene Erkenntnis der unverrückbaren Bedingungen alles geschichtlichen Werdens.

Seither hat Goethe darauf verzichtet, in die Landesregierung einzugreifen; und zwar verzichtet er nicht nur auf das tätige Mithandeln, sondern auch auf das bequemere Kritisieren des Zuschauers. Er faßt die Pflicht des einzelnen Staatsbürgers dahin zusammen, daß er die Regierung den dazu Berufenen überlassen und sich auf das beschränken solle, was seinen Kräften angemessen sei. Mit dieser Weisheit endet der alte Goethe der 'Wanderjahre' und des 'Faust': Tätige Arbeit für die Gesamtheit; sie soll jeder leisten, sie kann aber auch jeder leisten. Und diese Weisheit möchte ich als das staatsmännische Vermächtnis Goethes an uns bezeichnen.

Wenn ich nun zum Schluß noch kurz die Frage aufwerfe, was Goethe als Staatsmann für die Gegenwart bedeute, so brauchen Sie nicht zu fürchten, daß ich versuchen könnte, Goethe für irgendeine politische Partei in Anspruch zu nehmen. Das wäre eine Ver-

sündigung an Goethe, der, wie ich eben erst betont habe, nicht nach ein paar willkürlich ausgewählten Zitaten in diese oder jene Rubrik eingeschaltet werden darf; es wäre aber auch eine Versündigung an unserer Gesellschaft, ja noch mehr an unserm ganzen Volke, dessen geistigen Besitz wir erhalten und pflegen, nicht durch parteipolitische Übergriffe schmälern sollen. Es wäre aber auch schlechterdings nicht möglich, Goethe, der sich um die Partei- und Tagespolitik seiner eigenen Zeit nicht gekümmert hat, für unsere heutige Tagespolitik als Kronzeugen anzuführen. Wir leben in einer anderen Zeit, und unser Staat hat andere Formen und andere Aufgaben als der Staat Goethes; deshalb müssen wir uns in allen Einzelheiten unsere Stellung nach unsern Bedürfnissen suchen. Wohl aber kann Goethe uns auch heute noch Führer sein für das allgemeinste Problem des staatlichen Lebens, das im Grunde ja noch das gleiche ist wie vor 100 Jahren: das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit.

Sowohl in den Zeiten, da unsere Väter und Großväter mit heißer Leidenschaft um die Gründung eines einheitlichen deutschen Reiches rangen, wie in den Tagen, da wir selbst mit freudigem Stolz die Herrlichkeit des neuen Reiches bewunderten, ist es oft beklagt worden, daß Goethe für das nationale Leben seines Volkes so wenig Verständnis gezeigt habe. Und zweifellos wird, wer eine patriotische Rede zündend und begeisternd schließen will, sich lieber bei Schillers glühendem Pathos als bei Goethes kühler Ruhe die passenden Wendungen holen. Aber unsere heutige Zeit darf sich nicht mit tönenden Reden über die großen inneren und äußeren Gefahren hinwegtäuschen, die ihr drohen; sie bedarf nicht berauschender Worte, sondern nüchterner Arbeit. Wir werden noch durch harte Jahre zu wandern haben und werden im vollen Sinne des Wortes Entsagende sein müssen. Die rechte Entsagung, die nicht aus oberflächlicher Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des eigenen Volkes, sondern aus tiefstem Verständnis für die Wirklichkeit entspringt, und die darum auch nicht müden Verzicht auf das Handeln und kalte Abwendung von der Not der Gemeinschaft, sondern lebendige Anspannung aller Kräfte und treueste Pflichterfüllung für die Gesamtheit bedeutet, sie können wir bei Goethe lernen: er hat sie bewährt in seinem amtlichen Leben und er hat sie gelehrt in seinen Schriften. Und noch wenige Tage vor seinem Tode hat er sie in die Verse zusammengefaßt:

Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rate stohn.

Philisterweisheit!

# 37. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1921/22)

Der Vorsitzende des Geschäftsführenden Ausschusses, Herr Ministerialdirektor Dr. Neumann, hat diesen Bericht nicht selbst zum Abschluß bringen können; ein Schlaganfall hat uns den arbeitsfreudigen, liebenswürdigen, um unsere Gesellschaft hochverdienten Mann am 28. März d. J. entrissen. Die Gesellschaft ehrte sein Gedächtnis durch Kranz und Nachruf und vor allem durch eine ergreifende Ansprache, die Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Roethe (Berlin) in Vertretung des Vorstands am Sarge hielt.

Die Werbetätigkeit hat auch im Jahre 1921 einen sehr erfreulichen Erfolg gehabt. Die Mitgliederzahl ist von 4905 auf 6154 angewachsen, die inbegriffene Zahl der lebenslänglichen Mitglieder von 106 auf 137 gestiegen. Obwohl in den Jahren nach dem Kriege der Jahresbeitrag infolge des beträchtlichen Anschwellens der Ausgaben wiederholt erhöht werden mußte, ist doch seit 1918 ein Gesamtzuwachs von mehr als 2000 Mitgliedern zu verzeichnen. Allen, die sich an der Werbetätigkeit beteiligt haben, sei hierfür herzlich gedankt.

Auch das mit Zustimmung der Mitgliederversammlung unterm 7. Juli 1921 an die Mitglieder ergangene Ersuchen um Spendung freiwilliger Gaben hat bisher einen erfreulichen Erfolg gezeitigt. Die außerordentlichen Beiträge beliefen sich 1921 mit Einschluß der Zuwendungen des inzwischen verstorbenen Fräuleins Adele Marianne Heyden in Essen (Ruhr) auf zusammen 27428,50 ℳ. Diese Opferwilligkeit wird die Deckung der Kosten der 1922 bevorstehenden Veröffentlichungen (des Bandes 35 der Schriften und des Jahrbuchs Band 9) wesentlich erleichtern. Wir sprechen für alle die großen und kleinen Gaben unsern wärmsten Dank aus. Möge die Gebefreudigkeit nicht erlahmen. Wir brauchen sehr erhebliche Einnahmen, um unsere Arbeit wenigstens annähernd im jetzigen Rahmen fortsetzen zu können.

Die am 15. September 1921 verstorbene Wohltäterin der Goethe-Gesellschaft und des Goethe-Nationalmuseums Fräulein Adele Marianne Heyden in Essen (Ruhr) hat die Goethe-Gesellschaft zur Erbin ihres Nachlasses im Werte von einigen Millionen Mark eingesetzt. Da indes ihre gesetzlichen Erben die Rechtsbeständigkeit des Testaments angefochten haben, so drohen Prozesse, wenn die bereits ins Auge gefaßten Vergleichsverhandlungen keinen befriedigenden Erfolg haben sollten. So fest die Vertreter der Gesellschaft von deren gutem Recht überzeugt sind, so wenig glauben sie, jetzt schon

auf die mit der Erbschaft zusammenhängenden Einzelfragen in der Öffentlichkeit eingehen zu können.

In dem Auseinandersetzungsvertrage zwischen dem Gebiet Weimar und dem früheren Landesherrn vom 18./24. Oktober 1921 ist folgendes vereinbart worden: „Der Großherzog ist damit einverstanden, daß die drei Dornburger Schlösser nebst deren in seinem Eigentum befindlichen Inhalt (darunter einige Barockzimmer und Delfter Porzellan) der Goethe-Gesellschaft unter dem Vorbehalte des Rückfalls an den Staat bei etwaiger Auflösung der Gesellschaft und unter Auferlegung einer Veräußerungsbeschränkung geschenkt werden."

Unter den drei „Schlössern" sind das Rokokoschloß, das Stohmannsche Schlößchen und das Töpfersche Haus zu verstehen.

Der Vorstand hat namens der Goethe-Gesellschaft die grundsätzliche Geneigtheit erklärt, die genannten Schlösser mit zugehörigem Gelände unter den angegebenen Bedingungen zu übernehmen, will sich aber hingesehen auf die derzeitige Unübersehbarkeit der Verhältnisse vorbehalten, die Schlösser dem Staate dann wieder zur Verfügung zu stellen, wenn die aus der Schenkung erwachsenden Lasten zu groß werden, bzw. die Gesellschaft nicht mehr imstande sein sollte, den Besitz seinen Traditionen entsprechend zu erhalten. Da der Besitz erhebliche Opfer erfordert, werden noch eingehende Verhandlungen nötig über die Bedingungen, unter denen eine Übernahme überhaupt erfolgen kann.

Band 35 der Schriften enthält den III. Teil von 'Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer', von Professor Dr. Max Hecker und soll erst Anfang 1923 ausgegeben werden. Der Band wird den Mitgliedern zugehen, die beide oder einen der vorausgegangenen Teile des Briefwechsels erhalten haben. Den neuen Mitgliedern, die hiernach den Band nicht bekommen, wird nach Entrichtung des Jahresbeitrags statt dessen der Band 33 'Zeichnungen von Johann Heinrich Meyer' (1918 herausgegeben von Dr. Hans Wahl) auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert, soweit der Vorrat reicht. Kommentar und Register zu Band I—III sollen später — als IV. Teil — herausgegeben werden. 1922 soll als Weihnachtsgabe noch ein Faksimile von Briefen und Gedichten an Frau v. Stein erscheinen.

Durch Beschluß des Vorstandes vom 26. November 1921 haben die Preise für die Schriften und die Jahrbücher der Goethe-Gesellschaft eine weitere Erhöhung erfahren.

Zu den Preisen für Schriften und Jahrbücher treten die Verpackungskosten und das Porto hinzu.

Der Jahresbeitrag beträgt vom Jahre 1922 ab nicht mehr 15 ℳ, sondern 30 ℳ, der Beitrag zur lebenslänglichen Mitgliedschaft 600 ℳ.

Im vorigen Jahre war angeregt worden, für Familienangehörige eines Mitglieds, soweit sie seinem Haushalt angehören

und auf den Bezug der Publikationen verzichten, einen Mitgliedsbeitrag von nur 15 ℳ festzusetzen. In Verfolg dieser Anregung ist ein entsprechender Antrag auf Abänderung der Satzungen für die Jahreshauptversammlung 1922 vorbereitet.

Für die Wiederherstellung des Lottehauses in Wetzlar sind aus den Mitteln des Jahres 1921 zunächst 1000 ℳ beigesteuert worden, ferner zur Erwerbung des ersten Briefes Goethes an Carl August für das Goethe- und Schiller-Archiv 1500 ℳ.

Herrn Eugen Zabel in Charlottenburg wurde zu seinem 70. Geburtstag, den Herren Dr. Wilhelm Bode und Johannes Schlaf in Weimar zum 60. Geburtstag ein Glückwunschschreiben übermittelt.

Dem geschäftsführenden Ausschuß ist am 1. Mai 1922 Herr Professor Dr. Max Hecker, Assistent am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, zugewählt worden.

## Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft am 9. und 10. Juni 1922 in der „Armbrust".

Anwesend etwa 500 Mitglieder.

### I.

### Freitag, 9. Juni, 3 Uhr nachmittags.

### Geschäftlicher Teil.

Exzellenz Bürklin heißt die Versammlung herzlichst willkommen und begrüßt die Vertreter des Staatsministeriums (Dr. Wuttig) und der Gebietsregierung Weimar (Palm). Er erläutert die erstmalige Vorwegnahme des geschäftlichen Teils und dessen Trennung vom festlichen Teil der Hauptversammlung. Des am 28. März verstorbenen Herrn Dr. Neumann wird in ehrenvoller Weise gedacht.

Dr. Donndorf erstattet den Jahresbericht mit einigen näheren Ausführungen hinsichtlich der Heydenschen Erbschaft und der Dornburger Schlösser, deren Übernahme unter gewissen Voraussetzungen der Vorstand nun endgültig beschlossen habe, und teilt auch die Berichte der Ortsgruppen, soweit solche vorliegen, ihrem wesentlichen Inhalt nach mit. Hinsichtlich der Publikationen wird berichtet, daß Band 35 der Schriften (III. Teil des Meyerwerks) voraussichtlich erst im Januar 1923 ausgegeben werde und als Weihnachtsgabe 1922 eine Faksimile-Ausgabe von Briefen und Gedichten an Frau v. Stein geplant sei. Vorbehalten bleibe, die Preise für die älteren Schriften und Jahrbücher zu revidieren.

Dr. Wahle berichtet über den Plan, eine Zeitschrift (Zweimonatsschrift) im Verlage der Goethe-Gesellschaft neben dem Jahrbuch herauszugeben, mit deren Redaktion Herr Professor Hecker betraut werden solle. Diese Zeitschrift, die nicht auf den Kreis der Goethe-Gesellschaft beschränkt werde, könne ein wirksames Werbemittel werden und man hoffe, daß sich das Unternehmen selbst erhalten werde. Es

sei beabsichtigt, ein Zirkular an die Mitglieder zu richten mit der Aufforderung, auf die Zeitschrift zu abonnieren; wenn etwa 3000 Mitglieder dieser Aufforderung nachkommen würden, glaube man den Plan verwirklichen zu können. Nachdem auf Anfrage von Herrn Professor v. d. Leyen-Cöln auch über den Inhalt der Zeitschrift nähere Auskunft gegeben worden ist, stellt der Herr Vorsitzende das Einverständnis der Versammlung fest. Herr v. d. Leyen verzichtet auf die Begründung seines Antrags in der Versammlung, erklärt sich aber bereit, diesen mit dem Vorstand zu besprechen, wenn ihm dazu Gelegenheit gegeben werde.

Dr. Donndorf bemerkt, daß der Bericht des Lauchstedter Theatervereins im Bureau ausgelegt sei und von Interessenten dort in Empfang genommen werden könne. Die Versammlung nimmt hierauf den Kassenbericht für 1921 entgegen und erteilt dem Herrn Schatzmeister Dr. Donndorf Entlastung.

Der Voranschlag für 1922 wird vom Herrn Schatzmeister besprochen und der Antrag des Vorstands begründet, den Jahresbeitrag von jetzt an auf 50 ℳ, den Beitrag für die Mitgliedschaft auf Lebenszeit auf 1000 ℳ zu erhöhen. Dieser Antrag wird von der Versammlung ohne Widerspruch angenommen und im Anschluß hieran das Einverständnis damit festgestellt, daß den Mitgliedern zur Wahl gestellt wird, ob sie das Jahrbuch für 1922 broschiert (kartonniert) oder bei Selbsttragung der Sonderkosten (etwa 20 ℳ) gebunden haben wollen.

Dr. Wahle erstattet den Bericht über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schillerarchiv unter Ausdruck des Dankes für die erfolgten wertvollen Zuwendungen.

Dr. Wahl berichtet über das Goethe-Nationalmuseum und die neuerliche dankenswerte Entschließung S. K. H. des Großherzogs, 6 Büsten aus dem Ettersburger Schloß für Goethes Gartenhaus, in dem sie sich einst befanden, zur Verfügung zu stellen.

Geh. Rat A. Trendelenburg-Berlin übergibt nach einer Ansprache Herrn Professor Wahle für die Bibliothek der Gesellschaft und das Archiv zwei Exemplare des ersten Teiles seines Faust-Kommentars (der 2. Teil ist bereits bei der vorjährigen Versammlung übermittelt worden). Exzellenz Bürklin dankt dem 78jährigen Gelehrten in herzlichen Worten.

Dr. Vulpius beklagt, daß Schloß Ettersburg meistbietend verkauft werden solle und auch Belvedere bedroht erscheine; er bittet, alles daran zu setzen, diese Stätten der gebildeten Welt zu erhalten.

Regierungsrat Palm (Vertreter der Gebietsregierung Weimar) gibt hierzu einige beruhigende Erklärungen ab, wonach in Ettersburg jedenfalls der Park dem Publikum zugänglich bleiben wird und für Belvedere nichts zu befürchten ist, da es die Regierung in der bisherigen Weise zu erhalten gedenkt.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung: Neuwahl des Vorstands liegen drei Anträge vor. Geh. Rat Trendelenburg-Berlin beantragt Wiederwahl des bisherigen Vorstands durch Zuruf, Frhr. v. Biedermann namens des Vorstands der Ortsgruppe Berlin Zettelwahl (die Wahlvorschläge dieser Gruppe sind gedruckt verteilt, s. Anlage 1) und Professor Borcherdt-München, Vorsitzender der dortigen Ortsgruppe, die Wahl folgender Mitglieder: Bürklin, v. Oettingen, Bodmer, v. Güntter, Heuer, Michels, Roethe, Wahl, Wahle, Donndorf, Frhr. v. Pechmann, Ricarda Huch, Kippenberg, Lienhard, Kneuper. Frhr. v. Biedermann macht zunächst geltend, daß sein Antrag auf Zettelwahl vor dem Antrag Trendelenburg zu behandeln sei und der geschäftsführende Ausschuß zugesagt habe, dafür einzutreten, daß durch Zuruf nur die Persönlichkeiten gewählt werden, die sich auf beiden Listen befinden, also gemeinsame Kandidaten sind, im übrigen aber Zettelwahl stattfindet. — Exzellenz Bürklin verweist gegenüber dem beim Vorstand eingegangenen Antrag Borcherdt: einen Vertreter der Ortsgruppen in den Vorstand zu wählen, auf § 9 der Satzungen und begrüßt den Vorschlag, den Vorsitzenden der größten Ortsgruppe: Oberstudiendirektor Kneuper-Mülheim (Ruhr) in den Vorstand zu wählen. Exzellenz Bürklin bemerkt weiter, daß die Vorschlagsliste Borcherdt mit dem Abgang des Herrn Payer v. Thurn-Wien rechne und daß man gegebenenfalls für die nächste Vakanz, die entstehen werde, wieder einen Österreicher vormerken wolle. Ins Auge gefaßt sei Herr Hugo v. Hofmannsthal-Wien, der sich auf der Berliner Liste befinde.

Frhr. v. Biedermann bittet, künftig mit den Ortsgruppen in Verbindung zu treten und sie über ihre Ansichten zu hören, um Weitläufigkeiten in der Versammlung zu vermeiden.

Schriftsteller Scheidemantel empfiehlt, die Wahl so einfach wie möglich zu gestalten und warnt davor, daß Anschauungskämpfe in die Beratung hineingezogen werden. Professor Borcherdt betont, daß man einen Vorstand brauche, der Arbeit leiste und die Aufstellung großer Namen, wie sie die Berliner Vorschläge bringen, nicht genüge.

Nachdem Professor Wundt-Jena unter Zustimmung der Versammlung Schluß der Debatte beantragt hat, soll zur Abstimmung über die Liste Berlin und die Liste Borcherdt geschritten werden. Baron v. Groß erhebt Protest wegen Verletzung der Schweizer Interessen, die er in der Weglassung des bisherigen Vorstandsmitglieds Bodmer-Zürich auf der Berliner Liste erblickt. Frhr. v. Biedermann zieht hierauf die Berliner Liste zurück mit der Begründnng, daß das Verfahren gegen die Geschäftsordnungsmäßigkeit verstoße.

Dr. Donndorf wünscht Klarstellung, in welcher Hinsicht die geschäftsordnungsmäßigen Bräuche verletzt worden sind. Dr. Engel-Berlin führt aus, daß die Ortsgruppe Berlin ohne Grund beschuldigt sei, Unfrieden in die Gesellschaft getragen zu haben, erklärt aber

zugleich namens seiner Berliner Freunde, auf einen Protest gegen die nunmehr vorzunehmende Abstimmung zu verzichten.

Der Vorsitzende bringt hierauf den Wahlvorschlag Borcherdt zur Abstimmung. Dieser Vorschlag wird mit großer Stimmenmehrheit angenommen.

Dr. Donndorf begründet den vorliegenden Nachtrag zu § 5 der Satzungen und den weiteren Antrag des Vorstands, in § 18 den zweiten Satz über die derzeitige Beitragshöhe zu streichen. Der Nachtrag zu § 5 wird in der aus Anlage 2 ersichtlichen Fassung einstimmig angenommen, nachdem auf Anfrage bemerkt worden ist, daß die Mitgliedschaft zu ermäßigtem Satz hinfällig wird, wenn das Hauptmitglied stirbt oder sonst ausscheidet. Auch der beabsichtigten Streichung der jetzt tatsächlich unrichtigen Worte: „Er beträgt zur Zeit 15 ℳ“ in § 18 wird allseitig zugestimmt.

Ein Mitglied aus der Versammlung hält die Zahlung von 1000 ℳ für die lebenslängliche Mitgliedschaft für ungenügend; man möge viel mehr fordern, etwa 5000 ℳ. Da ein Antrag jetzt nicht mehr gestellt werden kann, wird um Erwägung der Anregung für die nächstjährige Versammlung ersucht.

Auf eine Anfrage aus der Versammlung, ob nicht Gerhard Hauptmanns zu seinem 60. Geburtstag gedacht werden solle, wird vom Herrn Vorsitzenden erwidert, daß der Vorstand diese Frage bereits in Erwägung gezogen habe und weiter erwägen werde.

## II.

## Sonnabend, 10. Juni, 10 Uhr vormittags.

### Festlicher Teil.

Exzellenz Bürklin bringt ein Begrüßungs- und Geburtstags-Glückwunschtelegramm an S. K. H. den Großherzog in Heinrichau zur Verlesung, das den Beifall der Versammlung findet, und hält hierauf eine längere Ansprache.

Das Reitz-Quartett spielt „Angelus“ von Liszt in der Neuauflage von Peter Raabe.

Den Festvortrag hält, wie vorgesehen, Herr Professor Dr. Fritz Hartung-Kiel über „Goethe als Staatsmann“. Anhaltender Beifall lohnt seine vortrefflichen Ausführungen, die demnächst im Jahrbuch zum Abdruck kommen werden.

Dem Vortrag folgt ein Adagio von Beethoven.

Exzellenz Bürklin dankt dem Festredner nochmals in herzlichster Weise und erklärt sodann die Versammlung für geschlossen.

gez. Dr. Donndorf. Nachrichtlich gez. Rothe.

Am Sonnabend nachmittag 2½ Uhr wurde mittelst Sonderzugs der Ausflug nach Dornburg bewerkstelligt, an dem sich über 350 Mit-

glieder und Gäste beteiligten. Er verlief ohne Unfall oder Zwischenfall in sehr zufriedenstellender Weise.

gez. Rothe.

## Protokollanlagen.

### 1

#### Wahlvorschläge der Ortsgruppe Berlin.

Fürst Bernhard v. Bülow, Kl.-Flottbeck,
Wirkl. Geh. Rat Dr. Bürklin, Exzellenz, Karlsruhe,
Oberbürgermeister Dr. Donndorf, Weimar,
General-Intendant Ernst Hardt, Weimar,
Prof. Dr. Otto Heuer, Frankfurt a. M.,
Hugo v. Hofmannsthal, Rodaun b. Wien,
Dr. Ricarda Huch, München,
Prof. Dr. Anton Kippenberg, Leipzig,
Prof. Dr. Albert Leitzmann, Jena
Dr. Thomas Mann, München,
Prof. Dr. Hans Pfitzner, München,
Prof. Max Slevogt, Berlin,
Geh. Rat Dr. Ernst Troeltsch, Berlin,
Dr. Hans Wahl, Weimar,
Dr. Julius Wahle, Weimar.

### 2

#### § 5 erhält folgenden Absatz 3:

Ein Mitglied kann auf die Dauer seiner Mitgliedschaft für seinen Ehegatten und ständig zu seiner Haushaltung zählende Abkömmlinge und Seitenverwandte die Mitgliedschaft unter Zahlung der Hälfte des regelmäßigen Jahresbeitrags (s. § 18) erwerben. Solche mittelbare Mitglieder haben keinen Anspruch auf den Bezug der jährlichen Veröffentlichungen, sonst aber alle vorstehend aufgeführten Rechte.

## Berichte der Ortsgruppen.

### Berlin.

Die Haupttätigkeit der Ortsgruppe bestand wiederum in der Veranstaltung von Vorträgen, die sich auf Goethe bezogen. Im Dezember 1921 sprach Herr Dr. Stresemann, M. d. R., über „Goethe und Napoleon“, im Januar 1922 Herr Hans Blüher über „Deutsche Renaissance“, die er von Goethe ausgehend sich entwickeln sieht. Diesem folgte im Februar Herr Professor Dr. Julius Petersen mit einem Vortrag über „Charlotte von Stein“ und Herr Ernst Lissauer mit einer Vorlesung aus seinem Drama ‘Eckermann’, im März Herr Dr. Paul Fechter, der das Thema „Goethes Sehen“ gewählt hatte, und im April Herr Dr. Frhr. v. Üxkuell, dessen Rede „die Stellung der Naturwissenschaft zu Goethes Gott-Natur“ behandelte. Inzwischen war noch in Gemeinschaft mit der Deutsch-Schwedischen Vereinigung Herr Prof. Dr. Hans Gerh. Gräf aus Weimar eingeladen worden, das Thema „Goethe und Schweden“ zu behan-

deln. Diese sämtlichen Veranstaltungen fanden in Hörsälen der Universität statt und waren auch von außerhalb der Gesellschaft Stehenden z. T. zahlreich besucht.

In zwei geselligen Veranstaltungen, die in den Räumen des Berliner Schriftstellerklubs stattfanden, wurden die Mitglieder teils durch künstlerische Vorträge erfreut, teils veranlaßt, über Angelegenheiten der Gesellschaft sich auszusprechen. Die Frage: „Wie bringt man Goethe dem Volk nahe“ wurde wiederholt behandelt, und man wählte eine Kommission, bestehend aus dem Vorsitzenden der Ortsgruppe und den Herren Dr. Bornstein, Berthold Held und Prof. Löwenstein, um weitere Grundlagen für eine spätere Beschlußfassung zu gewinnen.

In der Hauptversammlung am 16. Mai wurde der bisherige Vorstand wiedergewählt. Angelegenheiten der Hauptgesellschaft wurden besprochen, insbesondere beschlossen, Wahlvorschläge der Weimarer Hauptversammlung vorzulegen. Aus dem Kassenbericht ergab sich zwar ein günstiger Stand der Finanzen, doch wurde der Wunsch nach Erhöhung der Beiträge besonders damit begründet, daß man in die Lage versetzt werden müsse, angesehene Vortragende angemessen zu honorieren. Einen ansehnlichen Zuwachs hat die Kasse durch eine hochherzige Zuwendung der verw. Frau Professor Julius Rodenberg erhalten.

Frhr. v. Biedermann.

## Duisburg.

Die am 13. Mai 1921 gegründete hiesige Ortsgruppe hat sich inzwischen rasch und stark entwickelt; es erfolgen auch jetzt, nach Abschluß der Winterveranstaltungen, fortgesetzt noch Neuanmeldungen, ein Beweis, daß die Gründung in unserer auch sonst energisch wieder aufstrebenden Industriestadt zahlreichen Wünschen entgegenkam. In wirtschaftlicher Beziehung kann gleichfalls ein stattlicher Gewinn in das kommende Jahr herübergenommen werden.

Mit den engbenachbarten und befreundeten Ortsgruppen Mülheim (Ruhr) und Essen (Ruhr) war in gemeinsamen Vorstandssitzungen, die auch zukünftig stattfinden sollen, beschlossen worden, im Winter 1921/22 unseren Dichter besonders in den Vordergrund zu stellen. Es sprachen demgemäß als erster Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Roethe (Berlin), der als stellvertretender Vorsitzender der Muttergesellschaft zugleich die neue Ortsgruppe begrüßte und so auf das glücklichste einweihte, über Goethes Weltanschauung, sodann Prof. Dr. Frhr. v. d. Pfordten (München) über Goethes Stellung zur Musik, Prof. Dr. Schubring (Hannover) über Goethe und Dante, E. Frhr. v. Schimmelmann (Oldenburg) über Goethe und die Naturwissenschaften und Prof. Dr. Schultz (Köln) über Goethes Stellung zur Romantik. Ein gleich ausgezeichneter Schillervortrag des Herrn Oberstudiendirektors Dr. Feigel (Duisburg) schloß sich

an. Drei weitere Veranstaltungen, darunter ein Konzert des einheimischen Cellovirtuosen Hedler, waren ebenso recht gut besucht. Alle diese Darbietungen fanden auch in der Öffentlichkeit, insbesondere in der Presse, durchweg warme Anerkennung.

Der geschäftsführende Vorstand für das laufende Jahr besteht aus den Herren Amtsgerichtsrat Franz Wichmann (Vorsitzender), Herausgeber Dr. Erwin Thyßen (stellvertr. Vorsitzender), Redakteur Bernhardt Schnoepf (1. Schriftführer) und Dr. med. Michael Steiner (Schatzmeister).

## Essen.

Infolge eines starken Überangebotes an künstlerischen Veranstaltungen war die Wirksamkeit der Ortsgruppe Essen im Winter 1921/22 sehr erschwert. Trotz der ungünstigen Verhältnisse ist aber die Zahl der Mitglieder erfreulich gestiegen (286). Das ursprünglich vorgesehene Programm konnte nicht eingehalten werden. So waren wir gezwungen, die für den engeren Kreis der Mitglieder geplanten Zusammenkünfte, in denen wir den Schwerpunkt unserer Arbeit erblicken, mehr einzuschränken, als uns lieb war. Dagegen konnten wir die öffentlichen Vorträge über die angesetzte Zahl hinaus erweitern. Die Tätigkeit der Ortsgruppe begann diesmal im September mit einem Bericht des Vorsitzenden Dr. Hanns Wegener über die auf der Weimarer Haupttagung der Gesellschaft gewonnenen Eindrücke und einem Vortrag über Goethes 'Geheimnisse', der im Anschluß an einen Aufsatz Friedrich Lienhards auch die mystischen Strömungen der Gegenwart streifte. An den großen Abenden sprachen im gleichen Monat Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Gustav Roethe über Goethes 'Torquato Tasso', im Oktober Prof. Dr. Hermann Frhr. v. d. Pfordten über „Goethes Stellung zur Musik", im November Prof. Dr. Paul Schubring über „Dantes Hölle im Bild der Jahrhunderte", im Dezember Frhr. v. Schimmelmann über „Goethe und die Naturwissenschaften", im Februar 1922 Prof. Dr. Lic. Feigel über „Schiller als Führer zu Menschenwürde und Seelenschönheit", im März Dr. Johannes Müller (Elmau) über „Okkultismus" und im April nochmals Geh. Regierungsrat Roethe über „Heinrich von Kleist als dramatischer Dichter". Im Mai soll noch Graf Hermann Keyserling mit einem Vortrag über „Goethes Vorbildlichkeit" zu Worte kommen. Außerdem fand im Oktober ein Rezitationsabend statt, an dem Erik Baldermann vom Deutschen Theater Berlin Teile von 'Faust' I und Goethesche Lyrik darbot. Der Besuch der Veranstaltungen war sehr ungleichmäßig und nicht immer zufriedenstellend. Nur Johannes Müllers Vortrag — und das ist als Zeichen der Zeit beachtenswert — wies fast beängstigende Fülle auf. Die Hauptversammlung der Ortsgruppe wurde im Rahmen eines genußreichen Teeabends abgehalten, was allgemeine Anerkennung fand. Sie gewann durch gesangliche Darbietungen zweier Damen aus der Gesellschaft und durch

die Sprechkunst des Herrn Weitag besonderen Reiz. Der Vorstand wurde wiedergewählt; Herr Dr. med. Heßberg schied aus. Der Ortsgruppenbeitrag mußte auf 30 ℳ erhöht werden. Unser Wunsch, kleine Arbeitsgemeinschaften ins Leben zu rufen, geht langsam der Verwirklichung entgegen. Im ersten Kursus wurden die Forschungen Gustav Roethes über den Ur-'Faust' besprochen. Weitere Kurse über Schillers Ästhetik und Goethes Farbenlehre sollen folgen. Die besondere Gabe an die Mitglieder (Radierung von Hermann Kätelhön, Motiv aus Goethes Naturgedichten) wird im Herbst verteilt werden können.

Karl Hanns Wegener.

## Gelsenkirchen.

Als Hauptziel der hiesigen Goethe-Gesellschaft wird angesehen der Zusammenschluß der für gute Literatur und für Lebenskultur interessierten Persönlichkeiten zum Zwecke gegenseitiger Anregung.

Die Zusammenkunft am 7. April 1921 führte nach einleitenden Worten des Herrn Oberbürgermeisters v. Wedelstaedt zu eingehender Erörterung der Ziele der hiesigen Vereinigung. Man kommt dahin überein, daß vorläufig jedenfalls irgendwelche Wirkungen nach außen, wie die proklamatorische Werbung eines großen Mitgliederkreises, öffentliche Veranstaltungen, Einflußgewinnung auf das Arbeitsprogramm von literarischen Bestrebungen der Vereine oder der Stadt zurückgestellt werden sollen vor der intensiven Beschäftigung im Sinne einer Arbeitsgemeinschaft. Es erfolgte nach dieser Aussprache die Wahl eines Vorstandes; Vorsitzender: Oberbürgermeister v. Wedelstaedt, als weitere Mitglieder: Lehrer Fermum, Beigeordneter Dr. Gaertner, Frau Sanitätsrat Dr. Robbers, Oberstudiendirektor Dr. Töwe, Stadtmedizinalrat Dr. Wendenburg.

In der Sitzung am 3. Mai 1921 hielt Frau Oberin Grosse der Frauenschule einen Vortrag über Goethes Ur-'Meister' unter Vorlesung von zahlreichen Proben daraus. Am 7. Juni sprach Herr Studienrat Dr. Weßling über Goethes Straßburger Zeit, Frl. Lehrerin Nandelstaedt berichtete über die diesjährige Feier der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Am 19. Juli wurde von Professor Dr. Hultzsch ein Vortrag über Goethe in Rom gehalten, Dr. Wendenburg las den Dehmelschen Aufsatz vor: 'Goethe als Olympier'. In der Oktobersitzung wurde von Herrn Studienrat Dr. Weßling vorgetragen: „Raabe und Goethe". Am 11. Nov.: „Goethes 'Harzreise im Winter'", vorgetragen von Sanitätsrat Dr. Klostermann; am 5. Dez. „Goethes Balladen" (mit musikalischen Vorträgen) von Professor Dr. Hultzsch.

Dr. Wendenburg, Schriftführer.

## Mülheim-Ruhr.

Die Entwickelung der Ortsgruppe im Berichtsjahre war durchaus erfreulich. Die Zahl der Mitglieder ist auf 1000 angewachsen. Die Vorträge waren die gleichen wie in der Ortsgruppe Duisburg, mit

der wir ja in engster Fühlung stehen. Außerdem konnten wir unseren Mitgliedern durch Zusammenarbeit mit andern Vereinigungen, wie der Volkshochschule, wertvolle Konzerte bieten. Als einen Hauptgewinn der Gründung unserer Ortsgruppe sehen wir an, daß allein infolge ihres Bestehens die geistigen Interessen unserer Industriestadt eine wesentliche Förderung erfahren haben, denn auch unabhängig von uns finden jetzt allerlei Veranstaltungen statt, die früher nicht möglich gewesen wären, jetzt aber ihr Publikum finden.

Kneuper.

München.

Die Tätigkeit der Münchner Ortsgruppe war im letzten Jahre durch finanzielle Schwierigkeiten stark beeinträchtigt, da dieselbe bisher noch keine Ortsgruppenbeiträge erhoben hatte. Erst im kommenden Winter, nachdem eine Umlage der Mitglieder beschlossen worden ist, wird wieder eine regere Tätigkeit einsetzen können.

Die Unternehmungen des letzten Winters beschränkten sich auf einen gemeinsam mit der Kantgesellschaft veranstalteten Abend, für den man den Leipziger Philosophen Prof. Dr. Hans Driesch gewonnen hatte. Durch den Eisenbahnerstreik war aber der Vortragende an der Reise verhindert, worauf Prof. Dr. Erich Becker in dankenswerter Weise einsprang und einen ausgezeichneten Vortrag „Über die Möglichkeiten der Metaphysik" hielt. Im Juni wird die Ortsgruppe zur Feier von E. Th. A. Hoffmanns 100. Todestage mit einer größeren Veranstaltung hervortreten, die eine Festrede von Geheimrat Berthold Litzmann und die Aufführung verschiedener Hoffmannscher Kompositionen bieten soll.

Den Vorsitz der Ortsgruppe führt der Unterzeichnete, die Kassengeschäfte Dr. Ludwig Streit. Dem Ausschuß gehören z. Z. an: Herr Verleger Hugo Bruckmann, Frhr. Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Herr Paul Heine, Frau Ricarda Huch, Herr Geheimrat Martersteig, Herr Geheimrat Muncker, Frhr. v. Pechmann, Herr Prof. Sulger-Gebing.

Prof. Dr. Hans Heinrich Borcherdt.

*

Hamburg.

Die Goethe-Gesellschaft hat am 1. Mai 1922 einen Mitgliederbestand in Groß-Hamburg (Hamburg, Altona, Wandsbeck, Harburg, Blankenese) von 2 lebenslänglichen, 192 ordentlichen Mitgliedern. Eine Ortsgruppe besteht hier z. Z. nicht.

Auf Anregung des geschäftsführenden Ausschusses der Goethe-Gesellschaft in Weimar trat am 27. Oktober 1920 ein kleiner Kreis von Mitgliedern der Gesellschaft zusammen, um darüber zu beraten, ob es sich empfehle, auch in Hamburg eine Ortsgruppe zu errichten. Nach eingehender Aussprache kam man zu dem Entschlusse, vorläufig

davon abzusehen, da eine Ortsgruppe nach Ansicht aller Anwesenden eine Aussicht auf Bestand und erfolgreiche Wirksamkeit nicht besitze. An Stelle dieser festen Organisation wurde ein Ortsausschuß der Gesellschaft eingesetzt, der den hiesigen Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft Anregungen, die den Zielen der großen Gemeinschaft entsprechen, bieten und der Goethe-Gemeinde neue Freunde und Mitglieder zuführen sollte. Bei den ganz besonderen Verhältnissen Hamburgs erschien es praktisch, mit der hiesigen Deutschen Gesellschaft, der Philosophischen Gesellschaft und der Ortsgruppe des Deutschen Schillerbundes in Beziehungen zu treten, um mit diesen gemeinsam an den gestellten Aufgaben zu arbeiten. Der Ortsausschuß der Gesellschaft besteht z. Z. aus den folgenden Mitgliedern: Dr. phil. Ernst Cassirer, Universitätsprofessor, Dr. med. Moritz Fürst, Arzt, Dr. phil. Heinrich Gerstenberg, Professor und Direktor, Ernst Koehne, Direktor des Deutschen Schauspielhauses, Dr. O. Lehmann, Professor und Museumsdirektor, D.Dr. Max Lenz, Geh. Regierungsrat und Universitätsprofessor, Lic. theol. Adolf Metz, Professor, Marg. Mittell, Schulvorsteherin, Dr. Robert Petsch, Universitätsprofessor, Dr. phil. Gustav Rosenhagen, Professor, Dr. jur. Paul Vogt, Oberlandesgerichtsrat. Mitbegründer des Ortsausschusses war Herr Hans Pichler, jetzt Intendant am Stadt-Theater in Freiburg i. B. Den Vorsitz der Ortsgruppe führt der Universitätsprofessor Herr Dr. Robert Petsch, die Geschäftsführung hat der Arzt Herr Dr. Moritz Fürst übernommen.

Die Kosten der Ortsgruppe werden durch freiwillige Beiträge der Mitglieder bestritten. Die folgenden Vorträge sind in Gemeinschaft mit der Deutschen bzw. der Philosophischen Gesellschaft veranstaltet worden:

| | |
|---|---|
| 26. Nov. 1920. | Vortrag des Herrn Prof. Dr. Petsch: Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage. |
| 28. Jan. 1921. | Erörterung über die Frage: Der junge Goethe und die neu entdeckte Joseph-Dichtung. Bericht: 1. Herr Geheimrat Dr. Piper, 2. Herr Privatdozent Dr. Berendson. |
| 4. Febr. 1921. | Vortrag des Herrn Prof. Dr. Cassirer: Goethe und Platon. |
| 29. April 1921 | Vortrag des Herrn Pastor R. Hermes: Die Christusgestalt in der Dichtung des 19. Jahrhunderts. |
| 19. Nov. 1921. | Dantefeier.-Vortrag von Herrn Dr. Paul Hoffmann aus Berlin. |
| 20. Jan. 1922. | Aufführung von Goethes 'Proserpina' mit der Musik von Karl Eberwein. Rezitation: Frau Vilma Moenckeberg, am Flügel: Herr Kapellmeister Arnold Winternitz; einleitender Vortrag: Über das lyrische Drama des 18. Jahrhunderts von Herrn Prof. Dr. Robert Petsch. |
| 31. März 1922. | Vortrag des Herrn Ernst Lissauer aus seinen neuen Dichtungen. |
| 12. Mai 1922. | Vortrag von Herrn Prof. Dr. Petsch: Neuere Forschungen über Goethes Ur-'Faust'. |

Alle Vorträge waren gut besucht. Die Aufführung der 'Proserpina' fand einen derartigen Beifall, daß der Ortsausschuß aufgefordert wurde, diese künstlerische Darbietung für die große Öffentlichkeit zu wiederholen, wovon aber aus triftigen Gründen abgesehen werden mußte.

Durch das freundliche Entgegenkommen der hiesigen Ortsgruppe des Deutschen Schillerbundes konnten unsere Mitglieder an den Vorstellungen, die zu ermäßigten Preisen im Deutschen Schauspielhause stattfanden, teilnehmen. Aufgeführt wurden die folgenden klassischen und neueren Dramen: Lessing 'Emilia Galotti', Schiller 'Die Braut von Messina', Goethe Ur-'Faust', Grillparzer 'Weh' dem, der lügt', Goethe 'Götz von Berlichingen', Grillparzer 'Sappho', Ibsen 'Stützen der Gesellschaft', Schiller 'Maria Stuart', Shakespeare 'Hamlet', Rößler 'Die fünf Frankfurter', Hebbel 'Gyges und sein Ring', Shakespeare 'Was ihr wollt'. Die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft haben sich in sehr großer Zahl an diesen Veranstaltungen beteiligt. —

Am 20. Januar 1922 (nach der Aufführung der 'Proserpina') fand eine Versammlung der hiesigen Mitglieder der Goethe-Gesellschaft statt, zu der vorher besonders eingeladen war. Der Versammlung wurde vom Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Petsch, die Frage vorgelegt, ob sie es für nützlich oder erforderlich halte, in Hamburg nach dem Vorbilde anderer Städte nunmehr eine Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft zu begründen. Nach einer längeren Aussprache wurde von der Versammlung beschlossen, vorläufig von der Begründung einer Ortsgruppe abzusehen. Dagegen wurde der Ortsausschuß beauftragt, in der bisherigen Weise die Ziele der Goethe-Gesellschaft (in Weimar) weiter zu fördern.

Hamburg, den 9. Mai 1922. Dr. Moritz Fürst.

*

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), sowie über das Goethe-National-museum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für 1921 gestaltete sich, wie folgt:

Die laufenden Einnahmen bestanden in

| | |
|---|---|
| 129 627,39 ℳ | Jahresbeiträgen der Mitglieder, |
| 27 428,50 „ | außerordentlichen Beiträgen, |
| 6 814,89 „ | Kapitalzinsen, |
| 32 263,20 „ | Erlös für „Schriften“ und Jahrbücher u. a. m. |
| 196 133,98 ℳ. | |

Diesen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber:

| | | |
|---|---|---|
| 3 134,25 | ℳ | Mehrausgabe voriger Rechnung, |
| 77 718,20 | „ | für das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, |
| 5 000,00 | „ | für die „Schriften" (vorgriffsweise für Band 35: Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer, Bd. 3), |
| 1 670,80 | „ | für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft, |
| 1 500,00 | „ | für sonstige Erwerbungen, |
| 2 144,65 | „ | Beitrag für die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung", das Lottehaus in Wetzlar u. a. m., |
| 35 186,58 | „ | Verwaltungskosten, |
| 1 600,00 | „ | von dem 2000 ℳ betragenden Dispositionsfonds, nämlich 600 ℳ an das Goethe-Nationalmuseum und 1000 ℳ an das Goethe- und Schiller-Archiv zu Ankäufen. |
| 127 954,48 | ℳ. | |
| 68 179,50 | ℳ | Vorrat. |

Der Nennwert des Kapitalvermögens (Reservefonds) bezifferte sich am Schlusse des Jahres 1921 auf 148 870,95 ℳ, der Kurswert auf 108 184,25 ℳ.

B.

Die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft hat auch im vergangenen Jahre wesentliche Bereicherung durch Schenkungen erfahren, wofür im Namen des Vorstandes den gütigen Spendern an dieser Stelle der Dank ausgesprochen wird. Es sind die folgenden Namen: Geh. Justizrat A. Alsleben (Halle a. S.), C. Behrens (Kopenhagen), Pfarrer D. F. Blanckmeister (Dresden), Prof. Dr. A. Brandl (Marienbad), Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar), Dr. W. v. Dyck (München), Prof. Dr. H. G. Fiedler (Oxford), Direktor H. Funck (Scheuern b. Gernsbach), Prof. Dr. H. G. Gräf (Weimar), Prof. Dr. A. Hasenclever (Halle a. S.), Prof. Dr. M. Hecker (Weimar), Prof. Dr. A. R. Hohlfeld (Madison U.S.A.), Dr. K. Kersten (Berlin), Prof. Dr. A. Kippenberg (Leipzig), Prof. Dr. P. Kluckhohn (Münster i. W.), Prof. Dr. J. Körner (Prag), Geheimrat Prof. Dr. B. Litzmann (München), G. Lobe (Leipzig), Amtsrichter G. Mayer (Eßlingen), Dr. M. Runze (Berlin), Prof. Dr. M. Semper (Aachen), Dr. G. Stresemann (Berlin), A. Teutenberg (Weimar), Dr. E. Traumann (Heidelberg), Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), H. Wagner (Freiburg i. B.), Dr. H. Wahl (Weimar), Prof. Dr. E. Wrangel (Lund), E. Zaniboni (Neapel), Geh. Archivrat Dr. P. Zimmermann (Wolfenbüttel); die University of Wisconsin (Madison U.S.A.), die Provinzial-Großloge von Hamburg (Berlin), die Deutsche Bücherei (Leipzig), der Inselverlag (Leipzig), der Verlag J. J. Weber (Leipzig), C. W. Siegels Musikhandlung, R. Linnemann (Leipzig), der

Verlag Oesterheld & Comp. (Berlin), der Pontos-Verlag (Freiburg i. B.); die Redaktionen der Breslauer Zeitung, der Jenaischen Zeitung und der Dresdner Woche.

Der Bericht über das Goethe- und Schiller-Archiv gestaltet sich in diesem Jahre erfreulicher als im vorigen Jahre, insofern von zwei kostbaren Handschriften zu berichten ist, die der Anstalt zugewendet worden sind. Die eine ist das Bruchstück aus dem Concept eines Briefes von Schiller an Fichte vom 23. und 24. Juni 1794. Fichte hatte eine Abhandlung 'Über Geist und Buchstaben in der Philosophie' für die 'Horen' eingereicht, die Schiller ihrer Länge sowie ihrer „trockenen, schwerfälligen und nicht selten verwirrten Darstellung" wegen ablehnte. Zu dem Briefe, in dem er seine Stellungnahme begründet, machte er mehrere Anläufe; es gibt vier Bruchstücke des Concepts dazu, drei waren schon im Besitz des Archivs, das 4. ist nun in einer Auktion bei Liepmannssohn in Berlin erworben worden dank der großzügigen Hülfe durch den 'Weimar-Bund deutscher Mädchen und Frauen' in Weimar, der sich die Erhaltung und Erweiterung des weimarischen Kulturbesitzes angelegen sein läßt. Das zweite, noch wertvollere Stück ist Goethes erster Brief an Carl August, den er von einem mit Einsiedel, Kalb und Bertuch unternommenen Ausflug aus Waldeck bei Bürgel am 23. und 24. Dezember 1775 geschrieben hat. Zur Erwerbung dieses Briefes haben wesentlich beigetragen: abermals der 'Weimar-Bund deutscher Mädchen und Frauen', die Goethe-Gesellschaft, die Schlaraffia in Prag und Herr Professor Dr. A. Kippenberg in Leipzig. Den hochherzigen Spendern wird hiermit im Namen des hohen Besitzers des Archivs, S. K. H. des Großherzogs Wilhelm Ernst, der herzlichste Dank ausgesprochen. Frau Richard Voß in Berchtesgaden stiftete 16 Briefe von Ernst v. Wildenbruch an Richard Voß sowie eine Anzahl Briefe und Karten von Wildenbruchs Frau an Voß und dessen Frau; außerdem stellte sie die zahlreichen Briefe des Großherzogs Carl Alexander an Voß dessen Enkel zurück, der sie im Archiv niedergelegt hat. Auch ihr sei hier für diese schöne Spende Dank gesagt; ebenso Herrn Karl Ernst Henrici in Berlin für Schenkung einiger Schriftstücke aus dem Nachlaß des jenaischen Professors der Philologie H. C. A. Eichstädt und Herrn Dr. Ernst Wagner in Breslau für Stiftung der Handschrift von Wildenbruchs Erzählung 'Der Meister von Tanagra'. Durch Ankauf sind zwei Briefe Hebbels in den Besitz der Anstalt gekommen. Die bei Erstattung des vorjährigen Berichtes noch nicht vollzogene Teilung des schriftstellerischen Nachlasses von Ernst v. Wildenbruch zwischen dem Archiv und der Berliner Literatur-Gesellschaft ist nun in der Hauptsache vorgenommen worden; diese erhält u. a. die vorhandenen Handschriften zu den Stücken aus der brandenburgischen und preußischen Geschichte, darunter 'Die Quitzows'. Dem Archiv verbleiben außer vielen anderen

Dramen, Romanen und Novellen die Gedichte, die Briefe vom und an den Dichter sowie das biographische Material. — Von einer seit vorigem Jahr eingeführten Neuerung im wissenschaftlichen Betrieb der Anstalt soll noch berichtet werden. Da die Zeitumstände es Gelehrten und Studenten nicht mehr so leicht wie ehemals gestatten, zur Benützung der handschriftlichen Materialien des Archivs nach Weimar zu kommen, so hat S. K. H. der Großherzog gestattet, daß, entgegen den bisherigen Bestimmungen, Handschriften in einem gewissen Umfange auch an auswärtige Bibliotheken verschickt werden; ausgenommen sind davon nur die Handschriften des engeren Archivs, nämlich des Goethischen und Schillerischen Nachlasses. Von dieser Erleichterung ist schon ausgiebiger Gebrauch gemacht worden (O. Ludwig, Immermann, G. Keller, Bechstein u. a.).

An Büchern hat das Archiv Schenkungen erhalten von Dr. E. Berend (München), Liz. A. Bergstrand (Lund), Prof. Dr. A. Bettelheim (Wien), Dr. K. Böhme (Eisenberg), Dr. P. Bornstein (Dachau), Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar), K. E. Henrici (Berlin), Prof. Dr. A. Kippenberg (Leipzig), Dr. H. Rüger (Wittenberge), Prof. Dr. E. Scheidemantel (Weimar), Dr. E. Schulz (Dortmund), Prof. Dr. B. Seuffert (Graz), Dr. H. Spiero (Berlin), Geheimrat Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), vom Bibliographischen Institut (Leipzig), vom Verlag J. J. Weber (Leipzig), vom Verlag D. Reimer (E. Vohsen) (Berlin). Auch ihnen sei an dieser Stelle nochmals besonders gedankt.

C.

War über den Besuch des Goethe-Nationalmuseums an dieser Stelle vor einem Jahre schon Erfreuliches zu berichten, so darf diesmal gesagt werden, daß er sich abermals beträchtlich vermehrt hat und die Vorkriegsziffern um ein Mehrfaches übersteigt. Auch die Zahl derer, die sich an der Hand des fast jeden Gegenstand berührenden, gedruckten amtlichen Führers durch die Räume und Sammlungen leiten ließen, sich also eingehender mit dem Bilde der Goetheschen Umwelt, seiner sammelnden und wissenschaftlichen Tätigkeit befaßten, hat so zugenommen, daß eine ganze Auflage dieses Führers in einem Jahre vergriffen wurde; ganz zu schweigen von den Vielen, die mit ernsteren Fragen bei der Direktion vorsprachen: Verehrern Goethes aus aller Welt, aus allen Wissens- und Kunstgebieten, Sammlern und Liebhabern und Beratung Heischenden, so daß in der Regel der Vormittag eine einzige Sprechstunde war und ist.

Wissenschaftlich benutzt wurden folgende Teile der Kunst-Sammlungen: italienische Handzeichnungen, Rembrandt und seine Schule, Landschaften der Goethezeit, Tischbein, Georg Melchior Kraus, Schweizer Meister, Klassizisten, Altdeutsche Schule; mehrfach die Antikensammlung und die Münzen, und aus dem Reiche der Natur

hauptsächlich die mineralogische Sammlung, dann auch die physikalische und zoologische Abteilung.

Mit Material wurden unterstützt Arbeiten und Bücher über Luise Seidler, Bettina v. Arnim, Adele Schopenhauer, Melchior, Wilhelm v. Kobell, Clemens Brentano, Altdorfer, Elsheimer, über Goethes Schweizer Reisen, Goethes schlesische Reise vom mineralogisches Standpunkt u. a. m., nicht aber jene schlechte Ausgabe von 'Dichtung und Wahrheit' im Verlage Singer, Leipzig, die völlig unrechtmäßig sich auf dem Titel der Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums berühmt.

Völlig neugeordnet wurde die wertvolle Majolikensammlung von einem ausgezeichneten Kenner, Dr. Carl Leonhardt in Hannover; abgeschlossen die Katalogisierung der Scherenschnitte (etwa 1500 an Zahl); die Arbeiten an der zeitlichen und örtlichen Feststellung der Goetheschne Handzeichnungen schritten fort. Endlich konnte auch die zoologische Abteilung, deren Bearbeiter 1914 leider durch Gefangenschaft in England festgehalten wurde, von diesem, Dr. Philipp Lehrs, Berlin, nach Goetheschen Grundsätzen geordnet werden; auch die langersehnte Abhandlung über diese Abteilung des Museumsanbaus stellte er fertig, so daß sie mit der Neuauflage des Führers II begrüßt werden kann. Die Goethesche Antikensammlung (Plastisches, Kunstgewerbliches, Ausgrabungen, Gemmen usw.) wird ebenfalls noch in diesem Jahre von einem Sonderkenner bearbeitet werden. Der Katalog dieser Abteilung, mit Bildbeigaben versehen, wird voraussichtlich in einem Münchener Verlage als Veröffentlichung des Museums erscheinen.

Als besonders erfreulich ist die Tatsache zu buchen, daß der erste Haushaltsplan des Thüringischen Staates die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters wieder vorgesehen hat, so daß in Kürze der Direktor nicht mehr Verwalter, Assistent, Sekretär und Kopist, Kastenträger, Auskunftsstelle und manches andere in Einer Person zu sein braucht, und vor allem sich wieder Zeit erübrigen lassen wird, den Gang der wissenschaftlichen Arbeiten geregelt aufzunehmen.

Diese Tatsache ist um so mehr zu begrüßen, als sich der Pflichtenkreis des Direktors dadurch vermehrt hat, daß ihm die Verwaltung der klassischen Stätten (Wittums-Palais, Goethes Gartenhaus, Schloß Tiefurt) durch Beschluß der Gebietsregierung übertragen wurde, von denen besonders das Wittums-Palais in pfleglicher Hinsicht Aufgaben stellt, die Umsicht und Mittel erfordern werden. Aber auch die zwar bescheidene, doch schöne Aufgabe stellt sich nunmehr von selbst, dem Goetheschen Gartenhause wieder eine Anzahl von Gegenständen zuzuführen, die nach Ausweis der Quellen zur Zeit seiner Bewohnung durch Goethe die jetzt recht ärmlichen Räume doch geistig und persönlich belebten. Zu den vielfältigen Aufgaben, die sich sozusagen außerdienstlich in dieser Zeit der Übergänge für den

Direktor ergaben, dürfte — wir spannen hier den Kreis weiter — die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft interessieren, daß Goethes letzte Amtswohnung in Jena, im Gärtner-Haus am Botanischen Garten, von hier aus zu einer kleinen Goethe-Stätte eingerichtet wurde, wie auch das Goethe-Schloß in Dornburg vorsichtig von fremden und späteren Zutaten gereinigt — soweit wir heute noch dazu in der Lage sind — in den Zustand von 1828 versetzt werden konnte.

Und wenn wir wieder ins Engere zurückkehren: das Römische Haus im Weimarer Park, das in Gefahr war, einer einzelnen Interessengruppe zugeführt zu werden, wird durch den begrüßenswerten Beschluß der weimarischen Gebietsregierung von diesem Sommer an zugänglich werden und neben den stimmungsvollen Reizen seiner innenarchitektonisch außerordentlich feinen Räume wechselnd in kleinen Ausstellungen Kunde geben von den Schätzen der Weimarer Sammlungen, von der Arbeit der weimarischen Kunststätten (Theater, Staatliches Bauhaus, Kunsthochschule). Auch diese neue kleine Kulturstätte wird unter der Verwaltung des Goethe-Nationalmuseums stehen.

Das Goethe-Nationalmuseum selbst hat im vergangenen Jahre eine große Zahl von Neuerwerbungen zu verzeichnen. Freilich, das vor einem Jahre so geheimnisvoll angekündigte, vor vier Jahrzehnten nach Amerika abgewanderte Sebbersche Bild des siebenundsiebzigjährigen Goethe, mit großen Mühen und Listen herangeschafft, stellte sich als eine Nachbildung heraus. Dagegen konnte eben noch ein kleines Altersbild Goethes, von Lyser, wahrscheinlich 1830 oder 32 bei einem seiner Besuche bei Goethe gezeichnet, erworben werden, ein Bildchen, das schon Zarncke als verschollen erwähnt. Mit staatlichen Mitteln konnte ferner der bildmäßige Nachlaß Wolfgang von Goethes, soweit er sich auf Goethe und die Nachkommen bezog, neuerdings dem Museum zugeführt werden. Er enthält neben einigen Zeichnungen Goethes ein romantisches Deckfarbengemälde, das als Geschenk Joukowskis Goethe am 7. September 1827 im Tagebuch vermerkt, neun Zeichnungen von Johanna Frommann zu 'Dichtung und Wahrheit', ein Geburtstagsgeschenk für Goethe aus dem Jahre 1826 (?), eingesandte Preisaufgabenlösungen in Sepia, Zeichnungen römischer Künstler, die den letztgeborenen Goethe in seinem italienschen Kreise zeigen, schöne große Interieuraquarelle, die die wohlhäbige Wohnung dieses Enkels in Rom veranschaulichen, Aquarelle vom Goethehaus im Festschmuck von 1849 und 1875 (?), Baurisse des Goethehauses, darunter einer, der den Grundriß vor dem Umbau durch Goethe uns beschert, zwei Landschaften, wahrscheinlich von der Herzogin Anna Amalia, eine Porträtzeichnung von Dahl: Ottilie im Alter u.a.m.

Aus dem Nachlasse Bertuchs, der nach dem Tode der letzten Urenkelin in der zahlreichen Verwandtschaft aufgeteilt wurde, gingen

als Leihstiftung der Erben acht Porträts in das Museum über: Bertuch und seine Frau geb. Slevoigt, Waldeckischen Andenkens (Pastelle von Guthbier), ihre Kinder Karl und Charlotte, von demselben Maler, Karl als Kind, so wie er in Goethes Garten spielte, gemalt von der Herzogin Anna Amalia, und als Mann (Pastell von Jagemann), schließlich der Medizinalrat v. Froriep, Goethes Arzt, und seine Frau (ebenfalls von Jagemann). Sie haben zum Teil im ersten Weimarischen Zimmer, zum Teil in dem neueingerichteten Christianenzimmer Platz gefunden. Dieser und anderer Zuwachs hat die neuzeitlichen plastischen Darstellungen Goethes, die vor kurzem durch Schenkung um die Goetheana des Leipziger Bildhauers Seffner vermehrt wurden, in das letzte Christianenzimmer gedrängt. Die Christianenzimmer selbst werden — in Ermangelung originaler Einrichtungsgegenstände wohl die beste Verwendung — neben den Erinnerungen an Christiane, darunter Goethes Christianezeichnungen, gern Bildnisse von altweimarischen Familien, soweit sie mit Goethe in Beziehung standen, auch fernerhin aufnehmen. So haben auch jetzt neben Mitgliedern der Familien Vulpius, Bertuch, Schuchardt, Heinrich Meyer, Schmeller, Schwerdtgeburth, in einer Vitrine die höchst seltenen, neuerworbenen farbigen Kupfer der Altweimarer Stadtoriginale zur Zeit Goethes Unterkunft gefunden.

Auch einige zeitgenössische Büsten konnten aufgestellt werden, darunter die Lavaters im Jugendzimmer und die Bertuchs im Mansardflur (beides Leihgaben der Landesbibliothek). Die Abteilung: Illustrationen zu Goethes Werken wurde um 21 Originalzeichnungen Rambergs zum 'Faust' vermehrt, darunter mehreren unbekannten Fassungen. Der freundliche Schenker durch Vermittlung von Dr. Fr. Rapp (München) ist Herr Dr. A. Kuemann (München). Gedrucktes endlich überreichten die Herren Dr. P. Benndorf (Leipzig), Dr. Bode (Weimar), J. Couvreur (Weimar), die Frankfurter Verlagsanstalt, der Inselverlag, das National-Museum in Washington, Prof. Dr. v. Pflugk (Dresden), Dr. K. Simon (Frankfurt a. M.), Wahlström & Widstrand (Stockholm), J. J. Weber (Leipzig), Wegweiser-Verlag (Berlin).

Schließlich seien neben den etwa 100 mit den Mitteln der „Vereinigung der Freunde des Goethehauses" erworbenen Porträts von Zeitgenossen Goethes für diese besondere graphische Abteilung noch ein kleines und ein großes kostbares Stück genannt: die feine Silberstiftzeichnung von der Hand Chodowieckis, den Abt Jerusalem darstellend, ein Geschenk von Frau Dr. Klein-Jena, und das lebensgroße sehr gut gemalte Kniestück: Charlotte Kestner, ein Ölgemälde von Hansen 1820, das eine Nachkommin der Lotte, Frau Baronin von Wrangel in Freiburg, schenkte und das im Jubeljahr der literarischen Lotte des Werther-Romans besonders freudig begrüßt werden wird. Auch ihr unglücklicher, nicht menschlicher, doch literarischer Gegen-

spieler, der junge Jerusalem, ist auf dem Wege ins Goethehaus in einem Bildnis, das ihn in seiner Wetzlarer Zeit zeigt, einem schönen Aquarellgemälde, das als Doppelstück ihrer Sammlung Frau Rechtsanwalt M. S. Hofmann (Wittenberg), eine Nachkommin der Jerusalemschen wie auch der Klopfstockischen Familie, freundlichst stiftet.

Den gütigen Spendern insgesamt sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Alle diese neuen Werte sind zwischen den starken Polen des Hauses, dem Arbeits- und Sterbezimmer am westlichen Ende und den Goetheschen Sammlungen am östlichen, westöstlich und ostwestlich in den nicht historischen Räumen eingereiht und vermehren die Schätze des Goethe-Nationalmuseums. Zur Sicherung des unersetzbaren Alten und wertvollen Neuen ist im Laufe des Winters eine Alarm-, Licht- und Signalanlage eingebaut worden, die ohne vom Besucher bemerkt zu werden vor verbrecherischen Eingriffen schützen soll und, wenn sie ihre jugendliche Überempfindlichkeit etwas abgelegt hat, die Erwartung hoffentlich völlig erfüllt. Wenn ihr Vorhandensein, an sich ein trauriges Zeichen unserer Zeit, außerdem die gute Seite haben sollte, daß ängstliche Besitzer von Werten aus der Goethezeit diese nun lieber zu uns in Sicherheit bringen, als sie einsam zu bewachen, so steht diesseits entsprechenden Entschlüssen nichts entgegen.

Zum Schlusse habe ich auch diesmal die Aufgabe, den Mitgliedern der „Vereinigung der Freunde des Goethehauses" für mannigfach geleistete Hilfe herzlich zu danken, insbesondere auch den hier nicht zu nennenden Stiftern. Durch den Tod haben wir Fräulein Adele Marianne Heyden in Essen verloren, die mit ganzem Herzen an der Sache Goethes, besonders am Goethehause hing und diese Gesinnung auch in ihrem Testamente zum Ausdruck gebracht hat. Hoffen wir, daß wir in einem Jahre an dieser Stelle den gemeinsamen Kampf des Museums und der Gesellschaft um die Erfüllung der hohen und leidenschaftlich ersehnten idealen Ziele des Testaments als in ihrem Sinne abgeschlossen verkünden können zum Segen der Goethe-Gesellschaft und des Goethe-Nationalmuseums!

# Vorstand
und
# Geschäftsführender Ausschuß der Goethe-Gesellschaft

Präsident:
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Gustav Roethe, Charlottenburg-Westend

Vizepräsidenten:
Geh. Hofrat Professor Dr. Viktor Michels, Jena
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Wirkl. Geh. Rat Dr. Albert Bürklin, Exzellenz, Karlsruhe
Oberbürgermeister a. D. Dr. M. Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Professor Dr. Otto Heuer, Direktor des Goethe-Museums, Frankfurt a. M.
Frau Dr. Ricarda Huch, München
Professor Dr. Kippenberg, Leipzig
Oberstudiendirektor Dr. Kneuper, Mülheim (Ruhr)
Professor Dr. Friedrich Lienhard, Weimar
D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, Direktor der Bayer. Handelsbank, München
Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar

## Geschäftsführender Ausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf
Schriftführer: Professor Dr. H. G. Gräf

Prof. Dr. Deetjen, Direktor d. Landesbibliothek
Geh. Reg.-Rat Baron v. Groß
Prof. Dr. Max Hecker
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche,
Prof. Dr. Friedrich Lienhard
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-R. Prof. Dr. E. Scheidemantel
Generalintendant a. D. K. v. Schirach
Generalintendant a. D. H. v. Vignau, Exzellenz
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle
Ministerialdirektor Dr. Ernst Wuttig

Ehrenmitglied: Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm auf Greifenstein ob Bonnland

# Verzeichnis
## der seit 1. Juni 1921 neu eingetretenen Mitglieder
(Abgeschlossen Ende Mai 1922)

### Mitglieder auf Lebenszeit

**Bergedorf b. Hamburg**
Westendorff, Paul, Kaufmann

**Berlin und Vororte**
Manasse, Karl, Kaufmann
Schoepf-Witting, Frau Sibylle
Stresemann, Dr. Gustav, M. d. R.

**Zehlendorf**
Pflug, Karl, Prof., M. d. Pr. Ldtgs.

**Budapest**
Baracs, Frl. Dr. Amalie, Oberlehrerin

**Chemnitz i. S.**
Köhler, Alfred, Nähmaschinenfabrik.

**Essen (Ruhr)**
Jahncke, Frl. Studienrat Marie

**Gießen**
Pauly, Dr. Erasmus

**Hamburg**
Bloem, Frau Oberin Judith
Vering, Dr. jur. Karl, Ger.-Ass. a. D.

**Horten, Norwegen**
Bang, Hans Fredrik, Lektor

**Rittergut Königsberg (Mark)**
v. Saenger, Wilhelm, Geheimrat, Rittergutsbesitzer

**Kronstadt (Rumänien)**
Lassel, Frau Bertha, Musikdirektorswitwe

**Landsberg (Warthe)**
Meyer, Max, Mittelschullehrer

**Lauchstedt**
Lauterbach, Dr. Fritz, Fabrikbesitzer

**Rittergut Lemnitz b. Triptis**
v. d. Gabelentz, Dr. Hans, Kammerherr

**Magdeburg**
Freytag, Dr. C. Th.

**Mannheim**
Jahn, Dr., Kommerzienrat, Direktor der Rheinischen Creditbank.
Schayer, Kommerzienrat, Gen.-Direktor der Pfälzischen Bank in Ludwigshafen a. Rh.

**Mexico City**
Oetling, Frau Lilli

**Naumburg a. S.**
Pauly, Dr., Rechtsanwalt am Oberlandesgericht
Pauly, Frau Dr.

**Prag**
Kirschner, Karl, Rittmeister a. D., Inspektor der Böhm. Sparkasse
de Lattre, Hans, Oberbeamter der Böhmischen Sparkasse
Sakrausky, Oskar, Pfarrer der deutschen ev. Gemeinde

**Stettin**
Holtz, Frau Else

**Zutphen (Holland)**
De Vries, Dr. J. H., Richter

**Zwolle (Holland)**
Kalff, J., Bankier
Talen, J. G., Gymnasiallehrer

# Deutsches Reich

Aachen

Grégoire, Jaques, Kaufmann
Hamm, Max, Bankdirektor
Jacobi, Hans, Kaufmann
Kemp, Frau W.
Lauber, Dr. Paul, Rechtsanwalt
Lejeune, Frau Emilie
Meyer, Ernst, Rentner
Ponten, Lambert, Buchhändler
Schumacher, Georg, Buch- u. Kunsthandlung
Wesing, Wilhelm, Kaufmann

Altona-Othmarschen

Bonfort, Frl. Helene
Kohlbrok, Dr. Hugo, Studienrat

Ansbach (Bayern)

Kerber, Studienassessor

Apolda

Rothe, Rudolf, Referendar

Rittergut Arensdorf (Neumark)

v. Böttinger, Waldemar

Aschersleben

Rasmussen, Frau Gertrud

Aurich (Ostfriesland)

Koehlmann, C. A., Rittmeister und Fabrikbesitzer

Baden-Baden

Buschert jr., Heinrich
Hedinger, Dr. Max, prakt. Arzt

Bahrensfeld b. Beeskow

v. Westarp, Friedrich Franz Graf

Ballenstedt (Harz)

Rosell, Frau Dr. Richilde

Bamberg

Renz, Robert, Rittmeister a. D.

Barmen

Hirsch, Emil
Lekebusch, Emil, Kaufmann
Müller, K., Pfarrer
Schönfeld, Bruno, Dramaturg und Schauspieler

Baruth (Sachsen)

zur Lippe-Weißenfeld, Ferd., Prinz

Belgard (Persante)

Zuther, Frau Rektor Elsbeth

Belgern a. Pers.

Stöckmann, Frau Marie

Berlin und Vororte

Berlin

Abraham, Dr. Otto, San.-Rat
Allweiß, Siegfried
Auerbach, Kurt
Beitscher, Josef, Architekt, B.D.A.
Biermann, Generalkonsul
Boeder, Dr. Norbert, Zahnarzt
Broemel, Dr. Max, Generalsekretär
Clement, Landgerichtsrat
Destner, Erich, Inh d. Fa. C. Pose
Elsner v. Gronow, Frau M.
Frengel, Oberverwaltungsger.-Rat
Frenz, Albert, Kaufmann
Friedemann, Julius, Kaufmann
Friedländer, Apotheker
Friedländer, Frau Apotheker
Gaede, Dr. G., Rechtsanwalt
Görs, Kurt Fritz, cand. nat.
Halben, Dr. Max, Augenarzt
v. Halle, Ernst
Hekking, Anton
Hekking, Frau Margarete
Held, Georg, Kaufmann
Hoeniger, Dr. Franz, Rechtsanwalt
Jank, Paul, Vorsteher d. Geschäftsst. Wedding d. Viktoria-Versicherung
Karphus, Frl. Gretel
Karphus, Frl. Irma
Lehmann, Dr. Franz, Nervenarzt
Leopold, Georg
Litterscheid, Frau Dr.
Lutze, Frl. Helene
Mannheimer, Ludwig, Großkaufmann
Marck, Frau Rina
Mars, Max, Finanzdirektor
Mendel, Dr. Kurt, Nervenarzt
Michailow, Professor, Porträtmaler
Müffelmann, Dr. Leo
Müller, Eberhard, Rechtsanwalt
Neide, Dr. jur. H. Ferd., Ministerialrat
Peterson, Otto, Schriftsteller

Poehlmann, Lyzealdirektor
Recke, Herr
Regensburger, Dr. Reinbold
Reichenbach, Herr
Riegelmeyer, Hermann, Lehrer
Rump, Dr. J. D., Pfarrer Lic.
Schappach, Dr. Albert, Rechtsanwalt
Scheringer, Martin
Schey, Oskar
Schlesinger, Erich
Schmigelsky, Frau Hedwig
Schröder, Frau Elisabeth
Simmel-Hirschfeld, Frau Marta
Simon, Hermann
Spohr, Frl. Dr. Elisabeth, Studienrat, M. d. Pr. Ldtgs.
v. Studnitz, Rittmeister
Süß, Robert, Studienrat
Trendelenburg, Frau Geh. Rat
v. Ungern-Sternberg, Baron Rolf
William, Dr. Hans, Studienrat
Wimmer, Edgar, Kaufmann

### Charlottenburg

Aschheim, Dr. Carl, Rechtsanwalt
Bernfeld, Rafael, Nationalökonom
Daniels, Frl. Dr. Margaret
Flaum, Frl. Frida
Goldschmidt, Alfons, Apotheker
Manzel, Prof. Ludwig, Bildhauer
Müller, Hildegard
Norden, Frau Emma
Pudberg, Alfred,
Sternberg, Frau Elsa
Wolffon, Frau Marta
Wunderlich, Frl. Dr. Frieda

### Berlin-Britz

Drevin, Luise, Lehrerin a. d. höheren Mädchenschule

### Berlin-Dahlem

Morgenroth, Dr. Jul., Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof.

### Berlin-Friedenau

Diesch, Dr. Carl, Stadtbibliothekar
Röper, Adalbert, Kunstverleger
Weiglen, Dr. Paul

### Berlin-Grunewald

v. Crayen, Frau Charlotte
Dernburg, Hans
Reichhold, Karl, Fabrikant

### Berlin-Halensee

Kayser, Georg, Ministerialrat
Loewenthal, Dr. phil. Erich
Molière, Hans
Schneider, Dr. Karl, Studienrat

### Berlin-Lichtenberg

Dietze, Charlotte

### Berlin-Lichterfelde

Schroeter, Kurt, Tonkünstler (Violin-Virtuose)
Zapp, Edith

### Berlin-Neubabelsberg

Riesenfeld, Dr. Paul

### Berlin-Neukölln

Beschnidt, Kurt, Prof., Studienrat
Peglau, Geschwister Magdalene und Margarete
Reimund, Elise, Buchhalterin

### Berlin-Schmargendorf

Malsch, Dr. Rudolf, Studienrat
Nord, Dr. ing. F. F.

### Berlin-Schöneberg

Brandt-Jacoby, Margarete
Daniels, Frl. Margarete
Lübeck, Frau Oberstleutnant
Rhode, Generalstaatsanwalt b. Kammergericht
Zarek, Frau Berta
Zarek, Walter

### Berlin-Steglitz

Jaques, Walter, Geheimrat
Kobligk, H., Geheimrat
Lehmann, Frau Studienrat Annagrete, M. d. Pr. Ldtgs.
Schulz, Heinrich, Staatssekretär im Reichsministerium d. Innern
Wetzlar, Leonhard

### Berlin-Tegel

Schon, Erich

### Berlin-Wilmersdorf

Bäckler, Max, Schriftsteller
Goldschmidt, Herr
Hercher, Frau Rechtsanwalt
Hirschfeld, Bruno, Großkaufmann
Holzschneider, Peter-Maximilian
Metz, Frau Helene, Oberleutnantsw.

Norden, Frau Hermine
Saß, Dr. phil. Joh., Oberregierungsrat
Thiele, Postdirektor

Berlin-Zehlendorf

Cohn, Fritz Th., Handelsgerichtsrat
Krüger, Frl. Ella
Mendl, Frau Berta
Mendl, Gerhard

Beuthen

Vortragskreis, freier literarischer Bund

Bienau (Neckar)

Buddensieg, Dr. Hermann, Schriftsteller

Bismarck (Prov. Sachsen)

Hepner, Luise, Lehrerin

Bitterfeld

Jopke, Frl. Elisabeth
Luft, Frl. Toni

Blankenese b. Hamburg

Schütt-Lieboldt, Frau Paula

Bonn (Rhein)

Cohen, Friedrich, Buchhändler
Korff, Frau Elisabeth
Röhrscheid, Ludwig, Buchhändler
Thon, Luise, stud. phil.

Brandenburg (Havel)

Hübner, Hans-Joachim
König, Elisabeth, Buchhalterin

Braunschweig

Hoffmann, Susanne, Hilfsarchivarin
Voß, Frau Laura

Bremen

Petig, Adolf, Rechtsanwalt u. Notar

Breslau

Glockmann, Käte, Bibliothekssekretärin
Hadda, Dr. med. Siegmund, Chirurg
Henkel, Frau Professor Dr. Helene
Kanter, Paul, Kaufmann
Landsberg Dr. Georg, Stadtrat
Levi, Frau Fabrikbesitzer Anna
Levi, John, Fabrikbesitzer

Schlag jr., Max, Bankbeamter
Straßburg, Max, Architekt B.D.A.
Sueßmann, Kurt, Bankprokurist

Schloß Bürgeln b. Badenweiler

Sichler, Kommerzienrat

Bunzlau (Schlesien)

Richter, Frau Bürgermeister Valeska

Cassel

Ehrenberg, Otto, Rentner
Feltkamp, Karl, Regierungsrat
Müller, Reinhard, Lehrer
Muus, Frl. Auguste, Leiterin einer Frauenschule

Chemnitz

Dorias, Rudolf, Oberlehrer
Ficker, Dr. med. Johannes, Augenarzt
v. Kügelgen, Constantin, Pastor, Lic. theol.
Ochsenius, Dr. med., Facharzt für Kinderkrankheiten

Coblenz (Rhein)

Duckwitz, Adolf, Direktor
Jacobi, Karl, Studienrat
Wolf, Frl. Anneliese

Cöln (Rhein)

Balzer, Hugo, Amtsgerichtsrat
Deutsches Seminar d. Univ.
Heidemann, Friedrich, Großkaufmann
Nockher, Frau Helene
Rehfeldt, Oskar Georg, Prokurist

Crimmitschau (Sachsen)

Sachse, Paul, Lehrer

Crossen (Oder)

Bartkowski, A., Lehrerin

Danzig

Barth, Ludwig, Kaufmann
Bernhardt, Hans, Mechaniker
Brodnitz, Frau B.
Drosdek, Margarete, Lehrerin
Haring, Landgerichtsdirektor
Hornemann, Martha, Lehrerin
Ibold, Kaufmann
Kettlitz, Obergerichtsrat
Kloß, Katharina, Schulvorsteherin
Latteier, Direktor

Lotz, Major
Paradies, Gertrud, Lehrerin
Riepe, Landesbaurat
Sachsenhaus, Frau Dr. Alice
Wiese, Major

Darmstadt

Binder, Dr., Reg.-Med.-Rat, Gen.-Oberarzt a. D.
Bodenheimer, Max, Kaufmann
Frey, Wilhelm, Büroangestellter
Wauer, Dr. Max, Intendanzrat

Delmenhorst

Brunken, Annemarie, stud. rer. pol.
Jürst, Dr. med.

Detmold (Lippe)

v. Donop, Adolar, Kammerherr und Hauptmann a. D.

Dietramszell b. Holzkirchen

v. Schilchen, Frau Gutsbes. Elisabeth

Dortmund

Denecke, Joh., Landgerichtsrat

Dotternhausen b. Rottweil

v. Cotta, Freifrau

Dresden

Bach, Dr. jur. Friedrich, Reg.-Rat
Diemer-Willroda, Frau Hanni
Fischer, Käte
Füssel, Wilhelm, Kaufmann
Haupt, Carl, Oberreg.-Sekretär
Knorr, Hans, Lehrer
Lipser, Gustav, Beamt. d. E. u. V. A. G.
Seitz, Frl. Hilde, Lehrerin
Winkler, Dr. Georg, San.-Rat

Bad Dürkheim

Eßwein, Karl, Kommerzienrat

Düsseldorf

Hackenberg, Emil, Kaufmann
Heuer, Carl, Kaufmann
Wohlfarth, Richard, Dipl.-Ing.
Wüst, Alexandra

Duisburg

Abraham, Julius
Altland, Dr., Augenarzt
Arndt, Wilhelm, Ingenieur
Arnold, Karl
Arnold, Hauptmann
Backhoff, Frau
Baganz, Paul, Kaufmann
Baruch, Rudolf
Baum, Bergassessor
Bautzmann, H.
Becker, Dr. jur., Exz.
Beckert, Fritz, Ingenieur
Beier, Friedrich
Berger, Hermann, Kaufmann
Bethge, Dr. Hans, Med.-Rat
Böninger, Dr. Ernst, Fabrikbesitzer
Born, Franz
Bramfeld, Frl. Caroline
Brauer, Frau Dr. Ruth
Braumüller, W., Gen.-Direktor
Brock, Ingenieur
Brökelschen, Herr
Buchloh, H.
Bütefür, Frau Emma
Burkart, Dr. med.
Buscher, Hermann
Camnitzer, F. A., Kaufmann
Caninberg, Frl.
Cohen, Louis
Cohen, Frau Louis
Corthum, Frl. Hilde
Coßmann, Dr. jur. Hellmuth
Coupette, Frau Generaldirektor
Cramer, Frl. Hertha
Davidts, Dr., Studienrat
Döhler, Edmund, Direktor
Döhler, Hans, Kaufmann
Dörmer, Dr., Professor
Dohm, Konsul
Fiedler, Waldemar
Finken, Karl, Ingenieur
Fresdorf, Dr. M.
Friedemann, Dr. med. dent.
Froitzheim, Hubert, Oberingenieur
Gebhardt, Hans, Kaufmann
Gerson, Oskar
Grothe, Direktor
Günther, Albert
Gumpertz, Paul, Kaufmann
Hamann, Direktor
Hasse, Frl. Gertrud, Photoatelierinh.
Heckmann, Frau
Hedler I, Frau Änne
Hedler II, Frau
Heidelberg, Max
Heinrich, Prokurist
Heller, Alexander
Henschel, Oskar
Heuser, Frau Minna
Hohlweg, Professor Dr.
Horkenbach, Fabrikant

Jansen, Bergrat
Jarres, Dr., Oberbürgermeister
Issel, Frl. Ella
Kappels, Bernhard
Katzenstein, Alfred, Bankdirektor
Kaufmann, Referendar
Kempke, Staatsanwaltschaftsrat
Kleestadt, A., Kaufmann
Knorr, Frl. M.
Koch, P., Direktor
Köhler, Fritz, Prokurist
Kolski, Dr., Rechtsanwalt
Koßmann, Hans Rudolf, Kaufmann
Kraft, Frl. Anne
Kreitz, E.
Kriesch, Frl. Frieda
Kuesch, Frl.
Lange, Frau Karl
Lehmann, Ernst
Lehnig, Frau
Lenders, Studienrat
Lentz, Rechtsanwalt
Löwenberg, S.
Ludwig, Erich, Bankbeamter
Magnus, Frl.
Markwitz, Rechtsanwalt
v. Meszoly, Frl.
Meyer, C. W.
Moers, Dr., Staatsanwaltschaftsrat
Moll, Waldemar
Moller, Ernst
Montenbruck, Frau Sophie
Müller, Frl.
Müller, Hugo
Nathan, Ferdinand
Naumann, Studienrat
Nieland, Rektor
Nieten, Dr., Professor
Ohlenschlager, Louis
Ostfeld, Jakob
Peters, August
Petersen, Professor
Platz, Otto
Rautenbusch, Direktor
Reifelt, Hermann
Reuter, Dr. ing., Generaldirektor
Ring, Dr., Oberlehrer
Römer, Staatsanwalt
Rosendahl, Oberstleutnant
Rosenstein, Heinz
Rosenstern, Dr., Rechtsanwalt
Rosenthal, Dr., Rechtsanwalt
Rothschild, Willi, Kaufmann
Rottenstein, Dr., Rechtsanwalt
Ruben, Hugo, Rechtsanwalt
Sauer, Emil
Schäfer, Bankdirektor
Schalkamp, Frl.
Scherer, Wilhelm
Schlun, Studienrat
Schmitz, Dr., Justizrat
Schröder, Frl. Aenne
Schulte-Stemmerk, Paul
Simon, Arthur
Souchon, Reg.-Baumeister a. D.
Spaether, Direktor
Steinbach, Herr
Stratenwerth, J., Ingenieur
Styx, Eugen
Teuwsen, Dr. Adolf, Studienrat
Tiemann, Friedrich
Trebitz, Alfred
Tübben, Robert, Fabrikbesitzer
Tubben, Frl. M.
Turner, Frau Major Elisabeth
Ulmer, Otto
Verhorst, Johann
Vollrath, Frau Obering.
Vorstius, Herrmann
Wallach, Justizrat
Weber, Frau Minna
Weber, W., Redakteur
Wegerer, Wilhelm
Weißberg, Frau Jacob
Wetzmüller, Staatsanwaltschaftsrat
Wienen, Frl. Berta
Wilde, Dr. med.
Will, Referendar
Wippern, Werner, Direktor
Wittgenstein, Paul
Witzer, Frl. Hetty
Wolff, Frl. Aenne
Wolfram, Ernst
Zeppenfeld, Geh. Justizrat

### Elberfeld

Chrzescinski, Frau Helene

### Elbing

Altkirch, Ernst, Schriftsteller

### Erfurt

Bölcke, Direktor der Zweigstelle der A.E.G.-Erfurt
Trenckmann, Adolf, Staatsanwalt

### Erlangen

Pottsmann, Friedr., Obersteuersekret.

### Essen (Ruhr)

Althoff, Wilhelm, Landger.-Direktor
Andler, Frau Gerda

Andler, Rudolf
Benninghoven, Dr. W.
Benninghoven, Frau Dr. W.
Bergmann, Frl.
Bestmann, Frl. Margret
Biesinger, Josef, Studienrat
Boehr, Josef, Studienrat
Bongards, Frau
Brendgen, Ernst
Buchholz, Hugo
Buff, Fabrikdirektor
Clason, Rudolf, Oberingenieur
Conrads, Frau Hedwig
Delbrügger, Frl. Ilse
Dreyer, Frl. Else
Dreyer, Frl. Gertrud
Elsberg, Albert
Elsberg, Frau Albert
Fischer, Frl. Ellen
Frank, Otto, Lehrer
Friedmann, Frl. Grete
Frielinghaus, Frau Bergrat
Frin, Frl. Agnes
Fuchs, Frl. Herta
Funke, Architekt
Garey, Paul, Pfarrer
Gausebeck-Dörfer, Ludw. Christ.
Ginsberg, Heinrich
Ginsberg, Frau Heinrich
Girardet, Dr. Alfred
Girardet, Frau Dr. Trude
Goethling, Frau Klara
Goldschmidt, Frau Dr. Theo
Haarmann, Frau Hedwig
Hawig, Dr.
Hawig, Frau Dr.
Heckmann, Adolf, Bankier
Heidsieck, Frl. Frieda
Heinrichs, Frl. Mathilde
Helbing, Direktor
Helbing, Frau Direktor
Hilgers, Frl. Luise
Hirschland, Frau Hedwig
Hirschland, Heinrich
Hoddenkamp, Frl. Hedwig
Hoerstermann, Frau Else
Hoffmann, A.
Jäger, Frau Elsa
Jäger, Karl
Jägermann, Frl. Klara
Jantzen, Frau Dr.
Jantzen, Dr., Oberarzt
Janus, Albert, Direktor
Janus, Frau Direktor Albert
Kammeier, Frau Henriette
Kampmann, Frl. Elsbeth
Kann, Alexander
Kann, Frau Alexander,
Kasper, Frl. Josephine, Lehrerin
Keffel, Wilhelm, Rektor
Klarbach, Fritz
Klarbach, Frau Johanna
Klarbach, Kurt
Klein, Frl. Käte
Klein, Frl. Margret
Klenke, Dr.
Korth, Dr.
Koßmann, Dr. Karl, Rechsanwalt
Koßmann, Frau Rechtsanwalt
Kreutz, Frl.
Krumbholz, Frau Ella
Krumbholz, Oberingenieur
Ladendorff, Martin
Langhoff, Frl. Ella
v. Langsdorff, Frl. Dr. Herta
Leerick, Ernst
Leimbach, Hanna
Lieber, Frl.
Lippert, Erich
Lohmann, Frau Dr. Luise
Lohmann, Dr. Paul
Martin, Ludwig
Mayer, Frau Wally
Mendel, Frau Dr.
Meyer, Eduard
Meyer, Frau Elly
Meyer, Frau P.
Monzlinger, Paul, Studienrat
Nagel, Frl. Maria
Nassau, Frl. Hertha
Nietsch, Herr
Oesterley, W., Apothekenbesitzer
Ostermann, Heinr., Ingenieur
Plehn, Walter, Direktor
Putzestück, Frl. Leni
Racine, Frl. Emmi
Radermacher, Frau Maria
Regier, Frl. Käthe
Reichardt, Frau Bankdirektor Lotte
Richardt, Dr., Studienrat
Röpke, Max
Rohlfing, Adolf, Studienrat
Roser, Dr. Edmund
Schlickum, H.
Schmitz, Heinrich, Direktor
Schneider, Dr. Paul, San.-Rat
Schürmann, Frau Dr. Kara
Schulte, Fritz, Dipl.-Ing.
Schultebranks, Frl. Meta
Schwab, Frau Minna
Steinecke, Frau Direktor
Steinsieck, Frl. Luise

Steinsieck, Frl. Maria
Stern, Frl. Ellen
Stier, Frl. Christine
Stoßberg, Dr., Studienrat
Theiß, Georg
Thierbach, Frau Margarete
Thomas, Friedlehn
v. d. Trappen, Annemarie
Thurn, Dr. ing. Jos., Studienrat
Uebrick, Frl. Helene
Veit, Frau Dr. Anton
Voigt, Dr. Arno
Wagner, Frau Otto
Weber, Frl. Hede
Weber, Dr. Josef
Weber, Frau Dr. Josef
Weber, Professor William
Weidemeyer, Friedr., Oberingenieur
Weinert, Frl., Lehrerin
Wiebe, Hauptmann
Wieners, Oberlehrer
Wintgen, Rechtsanwalt
Wilhelm, Rudolf
Wilke, Frau Bergrat
Wilms, Frl. Hildegard
Wormstall, Frl. Grete
Wormstall, Frau Ludwig
Wullstein, Professor
Ziegler, Frau Amtsger.-Rat

### Frankenberg (Sachsen)

Schiebler, Walter

### Frankfurt (Main)

Adler, Dr. Arthur, Landgerichtsrat
Bloch, Frau Lulu
Daqué, Rudolf
Epstein, Dr. Paul, Professor
Grünholz, Hans, Ingenieur
Heerdt, Frau Berta
Herbst, Erich
Hofmann, Ernst
Hohenemser, Bankier
Kling, Dr. O.
Löb, Martin, Bankier
Oppenheimer, Leopold, Kaufmann
Oppenheimer, Frau Louis
Price, Lawrence Marsden, Professor
Schmidt-Müller, Frau Dr. Annie
Sommerfeld, Dr. phil. Martin, Privatdozent
Trautmann, Wilh., Kaufmann

### Freiburg i. Br.

Himstedt, Dr. Franz, Geheimrat, Prof.
v. Neuffer, Dr. Willi, Major a. D.
Schneider, Landeskommissar, Geheimrat

### Friedelhausen b. Lollar

Dermer, Franz, staat. Dipl.-Gartenbauinspektor

### Gelsenkirchen

Boecker, Direktor
Burgers, Frau Kommerzienrat
Engels, Rechtsanwalt
Flaskamp, Oberleutnant
Galliner, Dr., Rabbiner
v. Hagen, Frau Oberlandesger.-Rat
Heuser, Dr.
Kaufmann, Frau Ida
Küppersbusch, Frl. Hilde
Levisohn, Dr.
Lönne, Dr., Arzt
Meis, Frl.
Metz, Direktor
Mucdfield, Schwester B.
Nolte, Frau
Passe, Studienrat
Raphael, Felix, Mitinh. d. Fa. Stern
Realgymnasium
Rubens, Dr., Sanitätsrat
Sander, Frl.
Schmücker, Dr., Sanitätsrat
Schütte, Dr., Sanitätsrat
Springorum, Herr
Springorum, Frau
Wesseling, Dr.

### Gera (Reuß)

Bogenhard, Alfred, Amtsger.-Rat

### Gießen

Emge, Dr. C. A., Privatdozent

### Göritz b. Dauer

v. Wedel, Frau

### Görlitz

Bartels, Arthur, Oberpräsidialrat a. D.
Ditgens, Ida-Maria
Klug, Dr. jur., Handelskammer-Syndik. und Rechtsanwalt
Nathan, Justizrat

### Göttingen

Beulshausen, August, stud. med.
Nahme, Frl. Marie
Richard, Dr. med. R.

### Gotha

Embser, Victor, Bildhauer
Klotz, Leopold, Verlagsdirektor
Satow, Walter, Buchhändler
Willing, Frau Berta

### Greifenberg (Pommern)

Schrader, Dr. Ernst

### Greiz

Perthel, Walter, Seminarist

### Grimma (Sachsen)

Hartmann, Rudolf, Studienrat
Ulbricht, Dr., Studienrat

### Großenhain (Sachsen)

Ranft, Ernst Konrad

### Groß-Flottbeck b. Altona

Alexander-Katz, Dr. med., Willy
Dietrich, Dr. Ernst, Studienrat

### Güstrow (Mecklenburg)

Heilmann, Dr. Ernst, Fabrikbesitzer

### Gumbinnen

Schroeter, Dr. Joh., Studienrat

### Hagen (Westfalen)

Böcker, Frl. Emmy
Franke, Frau Direktor

### Halle (Saale)

Albinus, Hildegard, cand. phil.
Dittrich, Direktor d. Halleschen Pfännerschaft
Ehrentreich, Frau Sophie, Referentin an der Landwirtschaftskammer der Prov. Sachsen
Haaßengier, Ferdinand
Hettler, August
Rusche, Frau Rittergutsbes. Camilla

### Hamborn

Bahr, Dr. Ernst, Arzt
Sieber, Dr. H.

### Hamburg

Arnold, Dr. phil. Max, Oberlehrer
Bähr, Max, Buchhändler
Bäker, Amanda, Verlagssekretärin
Behnke, Karl, Kaufmann
Berendsohn, Dr. phil. Walter A., Privatdozent
Büsing, Frl. Käte, Bücherrevisorin
Cohn, Richard Adalbert, Kaufmann
Christians, Hans, Verlagsdruckerei
Dotzauer, Georg
Ebert, Frau Gertrud
Epstein, Felix, Bankbeamter
Fitzler, Frau Dr. Anna
Flaschner, Georg, Kaufmann
Friedländer, Frl. Sophie
Fürst, Frl. Elisabeth, Röntgen-Assistentin
Fürst, Josef, Kaufmann
Hasselmann, Dr.
Herfurth, Wilhelm, Justizsekretär
Herwägehr, Eduard, i. Fa. W. Gente Druckerei und Verlag
Jacobsohn, Dr. Willy, Fabrikdirektor
Kolbe, Frau Kaufmann Irmingard
Kolbe, René, Kaufmann
Levor, Dr. med. Max
Meyer, Frl. Henny
Müller, Frau Helene
Nicol, Robert
Pfeiffer, Dr. Ernst, Professor, Präsident des Gesundheitsamtes
Pflüger, Dr. Hans, Zahnarzt
Pilder, Dr. Hans, Direktor d. Dresd. Bank
Plate, Dr. med. Erich, Professor, Oberarzt
Samson, Max, Bankier
Schulze, Albert
Spickernagel, Dr.
Stamm, Dr. med., Carl, Arzt
Suhr, Emil H. F.
Uhlig, Hermann
Windmüller, Dr. med. P., Zahnarzt

### Hannover

Borchardt, Carl Hans, Oberlehrer
Bosch, Hans
Bosch, Oskar, cand. med.
Falkenroth, Erich, cand. ing.
Heinrichs, Frau Clara
Heintze, Frl. Else
Katzenstein, Frau Sophie
Kaub-Delius, Franz, Kurdirektor
Kleinrath, Frau Anna, I. Vors. des deutschen Frauenbundes
May, Dr. phil. Otto Heinrich, Bibliothekar
Nicolai, Dr. Hans, Oberregierungsrat
Peters, Frau Käthe-Marie
Peters, Frau Marie-Luise
Ruge, Frau Dr. Margarete

Rust, Dr., Studienrat
Solling, Frl. Josepha
Werner, Käthe, stud. med.
Wolpers, Frl. Hanna

Hardegsen b. Göttingen

Ahlborn, Frl. Elisabeth

Haßlinghausen

Erdsack, G., Lehrer

Haynau (Schlesien)

Jauwer, Frau Rechtsanwalt

Heidelberg

Curtius, Ludwig, Professor
Mayer, Dr. M., Justizrat
Ritter, Albrecht
Vulpius, Roland, cand. phil.

Heilbronn (Neckar)

Gutbrod, Dr. med. Otto, Chefarzt

Heyrothsberge b. Magdeburg

Schaeffer, Frau Hildegard

Hohenemmerich (Rhein)

Espe, Dr., Studiendirektor.

Hohenfinow, Kr. Oberbarnim

v. Bethmann-Hollweg

Holzminden

Müller, Dr. R., Studienrat

Homberg (Rhein)

Brouwers, H.
Entling, Frl. Elisabeth
Grünewald, Bruno, Lehrer

Jena

Hoeppner, Edgar, Privatmann
Hoßfeld, Hermann, cand. phil.
Kruedener, Adalbert Baron
Oettel, Dr. jur. et phil. Ernst
Paira, Carl, Professor

Isseroda b. Weimar

v. Eichel, Ministerialdirektor, Kammerherr

Kaiserslautern

Pfaff, Frl. M.

Kaiserswerth (Rhein)

Legrand, Frl. Anni

Karlsruhe (Baden)

Baisch, Frau Professor Anna
v. Bieberstein, Fritz, Freiherr Marschall
Bürklin, Frau Rittmeister Paula
Cohn, Dr., Inh. d. Fa. A. Bielefelds Buchhandl.
Dietrich, Hermann, Minister a. D., M. d. R.
Engler, W., Regierungsrat
Grimm, Frl. Suse
Holtzmann, Frau Geh. Rat Luise
Müller, Frau Kommerzienrat Klara
v. Neuffer, Adolf, Exz., Reg.-Präs. a. D.
Propheter, Otto, Prof., Kunstmaler
Roth, Joseph, Sekretär
Roth, Frl. Mathilde, Pianistin
Schnetzler, Frau Oberbürgermeister Ida
Simon, Frau Hauptmann Elisabeth
Sinner, Robert, Geh. Kommerzienrat
Uibel, Dr. Eduard, Wirkl. Geh. Rat, Präs. d. Ev. Oberkirchenrats, Exz.

Kattowitz

Wolff-Neubert, Frau verw. Paula

Kiel

Willers, Georg, Studienrat, Marinelehrer a. D.

Königsberg (Preußen)

Dresdner, Otto
Pinner, Dr. Oskar, Arzt
Seelig, Frau verw. Professor Elsa

Landsberg (Warthe)

Friedrich, Frau Clara verw.
Kollegium d. Mädchen-Mittelschule
Voelkel, Wilhelm, Studienrat

Lauter (Sachsen)

Reinhard, Dr. med. Hans
Röhling, Alexander, Kommerzienrat

Leiferde (Prov. Hannover)

Gragert, Frau Marie

Leipzig

Ai, Walther, Fabrikbesitzer
Beger, Emil, Studienrat
Börner, Frau Elsedore
Dobbriner, Walter, Rechtsanwalt
Escher, Richard, Buchhalter
Flad, Frl. Ruth

Harrassowitz, Hans, Buchhändler
Henze, Gertrud, Lehrerin
Illing, Frau Margarethe
Klinckhardt, Dr. Werner, Verlagsbuchhändler
Kruse, Martin, cand. philos.
Kuntz, Martha, Lehrerin
Kunze, Frl. Anneliese
Kunze, Rose, Lehrerin
Liebisch, Alexander, Buchhändler
Lobe, Georg, Prokurist
Löwenstein, Dr., Justizrat
Meinhardt, Alexander, Lehrer
Richter, Johannes, Pfarrer
Schulz, Georg Wilhelm
Stohmann-Tietz, Walter, Kaufmann

Löbau (Sachsen)

Vogel, Dr. phil. Walter, Studienassessor

Ludwigsburg

Maurer, Dr. Otto, Professor

Lübeck

Robert, Dr. Wolfgang, Landrichter

Lyck (Ostpreußen)

Brehm, Frl. M., Lehrerin
Scheukluhn, Frl. G., Lehrerin
Strehl, Frl. A., Lehrerin

Magdeburg

Berndt, Dr. Wilhelm, Direktor d. Magdeb. Feuer-Vers.-Gesellsch.
Bomke, Gustav, Direktor d. Diskonto-Gesellsch. u. Kgl. Niederl. Konsul
Gruson, Frau Elisabeth geb. Berndt
Krebs, Dr. jur. J.
Wendel, Dr. phil., Adolf, approb. Nahrungsmittelchemiker

Mainz

Horch, Hans, Rechtsanwalt

Mannheim

Eckhard, Karl, Oberamtmann a. D.
Hachenburg, Frau Dr. Lucie
Hachenburg, Dr. Max
König, Friedrich, Rechtsanwalt
Loeb, Frau Toni
Nierhoff, Fritz, Bankdirektor
Reiser, August, Generalkonsul
Schneider, Dr. Otto, Geh. Hofrat
Selb, Dr. Emil, Fiskalanwalt und Rechtsanwalt

Tröltsch, Dr. Hermann, Bankdirektor
Verein für Volksbühnenspiele, E. V.
Vögele, Heinrich, Kommerzienrat
Vogelgesang, Hans, Bankdirektor

Marburg (Lahn)

Bersch, Frl. Marianne

Memel

Stadtbücherei

Mülheim (Ruhr)

Sandmann, Frl. Käte

München

v. Bassermann-Jordan, Prof., Gen.-Konsul
v. Bercham, Egon Freiherr
Dietz, Frau Oberleutnant
Klapp, Wilhelm, stud. phil. et germ.
Kohler, Dr. phil. Rudolf
Merckens, E., Baurat a. D.
Rodenstock, Frau F.
Wuth, Frau Elisabeth

Münster (Westfalen)

ten Hompel, Frau Virginie

Naumburg (Saale)

Schöne, Friedrich, Studienassessor

Neisse

Kleist, Erich, Gerichtsrat

Schloß Neuhoff b. Schmiedeberg

Heinrich XXX., Prinz Reuß j. L.

Neumark b. Weimar

Littmann, Otto, Oberamtmann

Neuruppin

Goethe-Freunde

Neustadt (Haardt)

Witter, Ludwig, Kommerzienrat

Neustadt (Holstein)

Metz, Dr., Arzt

Nordhalben (Oberfranken)

Schmidt, Frl. Elisabeth

Northeim

Dalberg, Frl. Vera

### Nürnberg
Birkner, Frau Hildegard
Knoll, Frau Lehrer Bertha
Lust, Frau Kaufmann Artur
Schubert, Benno, Direktor

### Schloß Ober-Gebelzig (Ob.-Lausitz)
v. Teichman und Logischen, Freiherr, Rittergutsbes., Legationsrat

### Oldenburg i. O.
Bapp, Dr. phil. Karl, Prof., Studienrat
v. Schimmelmann, Freiherr, Oberstleutnant a. D.
Stallingsche Buchhandlung

### Opladen b. Cöln
Middelhauve, Dr. Dietrich

### Ottensen b. Hamburg
Katzsch, Clara, Prokuristin

### Pforzheim
Kahn, Adolf, Bankherr

### Plauen (Vogtland)
Scholze, Wilhelm, Kaufmann
Wohlfarth, Wilhelm, Kaufmann

### Pößneck
Streitberger, Dr. med.

### Potsdam
v. Ilberg, Frau verw. Generalarzt Margarete
Nippoldt, Dr. Alfred, Professor
Schweygdar, Frau Prof. Dr. Margarete

### Schloß Pretzsch (Elbe)
Achterberg, Frl. Charlotte, Lehrerin
Posseldt, Frau L.
Werner, Frau Elsa

### Rathenow
Buchholz, Frau Johanna
Buchholz, Frl. Marieeva
Sommerfeldt, Paul, Rektor
Zell, Reichsbankrat

### Ratibor (Oberschlesien)
Pick, Otto, Bankier

### Rheydt
Biermann, Paul

### Gut Rosenhof-Briest b. Plaue (Havel)
Plate, August, Geh. Reg.-Rat

### Sagan
Rupprecht, Gustav, Sem.-Oberlehrer

### Bad Salzuflen.
Reuter, Eduard
Stölting, Otto

### Schöndorf b. Weimar
Werther, Conrad, Oberamtmann
Werther, Frau Oberamtmann H.

### Schöndorf b. Ziegenrück
Brandes, Willi, Landwirt

### Schweinfurt (Main)
Heigl, Otto

### Sensburg (Ostpreußen)
Niederlaender, Kurt

### Singen-Hohentwiel
Frey, Eugen, Kaufmann

### Soest (Westfalen)
Hennecke, Johanna, Diakonisse

### Sondershausen
Hagen, Dietrich
König, Dr. phil. Reinhold
Kohl, Dr., Direktor d. höh. Staatsschulen

### Speyer (Rhein)
Ullmann, Gretl

### Stettin
Roesler, Hans, Bankprokurist
Schell, Heinz
Weiß, Walter, Bankprokurist

### Stuttgart
v. Gleich, Sigismund, Archivar

### Tuppen (Ostpreußen)
Carius, Lehrer

### Ulm (Donau)
Braunwald, Rich., Fabrikdirektor

Wachenheim a. d. H. (Rheinpfalz)

Lehrenkrauß, Alfred, Gutsverwalter
Wambsganß, Michael, Pfarrer

Walsum (Rhein)

Lautsch, Oberregierungsrat

Wandsbek

Uhlmann, R.

Wehlau (Ostpreußen)

Caspari, Frl. Wanda

Weilburg (Lahn)

v. Marschall, Luise Freifrau

Weimar

Baedeker, Frau verw. Verlagsbuchhändler
Bode, Dr. Wilhelm
Doernfeldt, Paul
Frankenstein, Ludwig, Direktor
Frede, Dr. jur. Lothar, Reg.-Rat
Gaillard, Frau Major
Gruber, Frl. Anna
Hausamann, Frl. Clara, Instituts-Inhaberin
Heinz, Ernst, Min.-Sekretär
Helfer, Frl. Else
Kaibel, Franz, Schriftsteller
Neumann, Georg, stud. philos.
Pentzel, Arthur, Stud.-Ref.
v. Pfannenberg, Frl. Irma
v. Pückler, Wenzel, Graf
Rothe, Frau verw. Staatsminister, Exzellenz
Rudolph, Albert, Staatsrat
Schlottmann, Frau Marie
Schunke, Frau verw. Geh. Reg.-Rat Elisabeth
Senz, Herbert, Gerichtsassessor
Stauffer, Otto, Min.-Obersekretär
Stier, Friedr., Oberregierungsrat
Trappe, Dr. med. Erich, Augenarzt
Zöllner, Richard, Ministerialamtmann

Weinheim (Baden)

Freudenberg, Dr. Hermann E., Geh. Kommerzienrat

Weißenfels

Geißler, Alfred, Lehrer
Kötzsch, Kurt, Seminarist
Schnellert, Kurt, Seminarist
Schumann, Kurt, Seminarist
Ullrich, Omar Wilh., Seminarist

Wiesbaden

Dornblüth, Frl. Minna
Lohr, Geh. Studienrat

Wittenberg

Hofmann, Margreth Sibylle

Würzburg

Schnupp, Dr. Wilhelm, Oberstudienrat

Wurzen

Hofmann, Ilse, Privatsekretärin
Kunze, Felix, Justizinspektor
Mayer, Elisabeth, Fabrikpflegerin
Oeser, Kurt, Lehrer
Waase, M., Teppichfabrik
Wessels, Lilli, Buchhalterin

Zittau (Sachsen)

Jokisch, Willy, Studienrat

Zoppot

Conrad, Ernst, Bankbeamter

## Deutsch-Österreich

Wien

Morawetz, Ludwig, Kaufmann
Rosenfeld, Dr. Valentin, Rechtsanwalt
Wengraf, Rosa

Wiener-Neustadt

Fröhlich, Primarius Dr. Rich., Augenarzt

## Tschechoslovakische Republik

Dallwitz b. Karlsbad

Chigirinsky, Sascha, Studentin
Scheitler, Käthe, Lyzeal-Lehrerin

Friedland (Böhmen)

Kukula, Dr. Rich., Hofrat

Osijek

Herzer, Adolf, Professor
Melkus, Max, Professor

Prag

Ernst, Franz, Oberbeamter der Böhmischen Sparkasse
Heller, Fritz, Dipl.-Ing., Generaldirektor

Prassedib b. Teplitz

Weil, Marianne, Kontoristin

Reichenberg

Kislat, Alfred, Prokurist

## Ungarn

Budapest

Milch, Moritz, Ingenieur

## Schweiz

Basel

Seminar für Deutsche Philologie

Lausanne

La Faculté des Lettres de l'Université

## Dänemark

Aalborg-Brunbakken

Skalberg, Harald, Mag. art.

## England

Cambridge

University

London

The Library University College

## Estland

Reval

Treumann, Walther

## Litauen

Kowno

Deutschländer, Dr. L., Prorektor des hebr. Realprogymnasiums

## Polen

Bromberg

Deuser, Curt, Buchhändler, i. Fa. E. Hecht Nachf.

## Schweden

Eksjö

Rudelins, Folke, Hauptmann

## Amerika (Argentinien)

Buenos Aires

Reiß, Richard

## Asien (Japan)

Yukiyama, Dr. Toschio, Prof. a. d. Staatshochschule Okayama, z. Zt. Leipzig

Kanagawa

Takahashi, Dr. Teigi, Prof. a. d. 4. Hochschule

# Register

## I. Personen- und Ortsnamen

## II. Goethe

# Inhalt

## Tafeln